

DIE WELTWOCHEN



Warum Deutschland selbstbewusst sein kann

Nach den Wahlen: Die Bundesrepublik wird unterschätzt.

John Kampfner, Gabor Steingart, Marie von den Benken, Harald Martenstein u. a.

Berset, ein Psychogramm

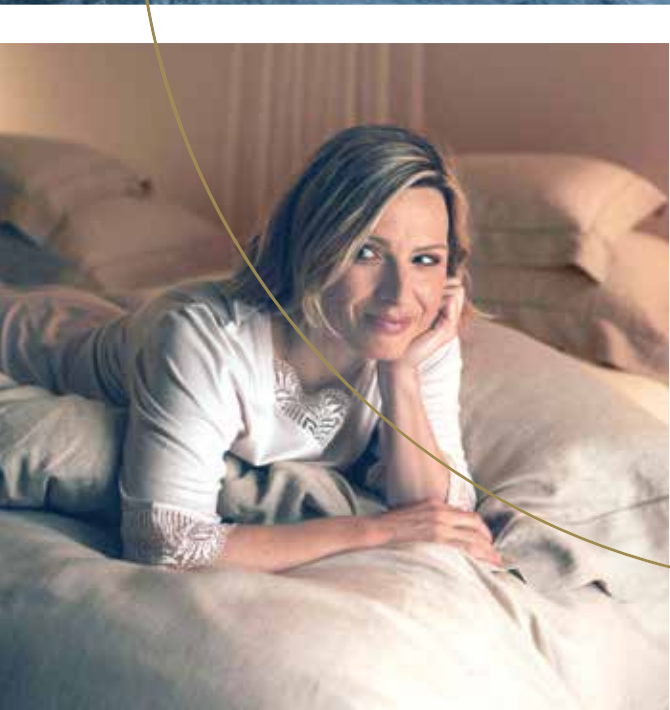
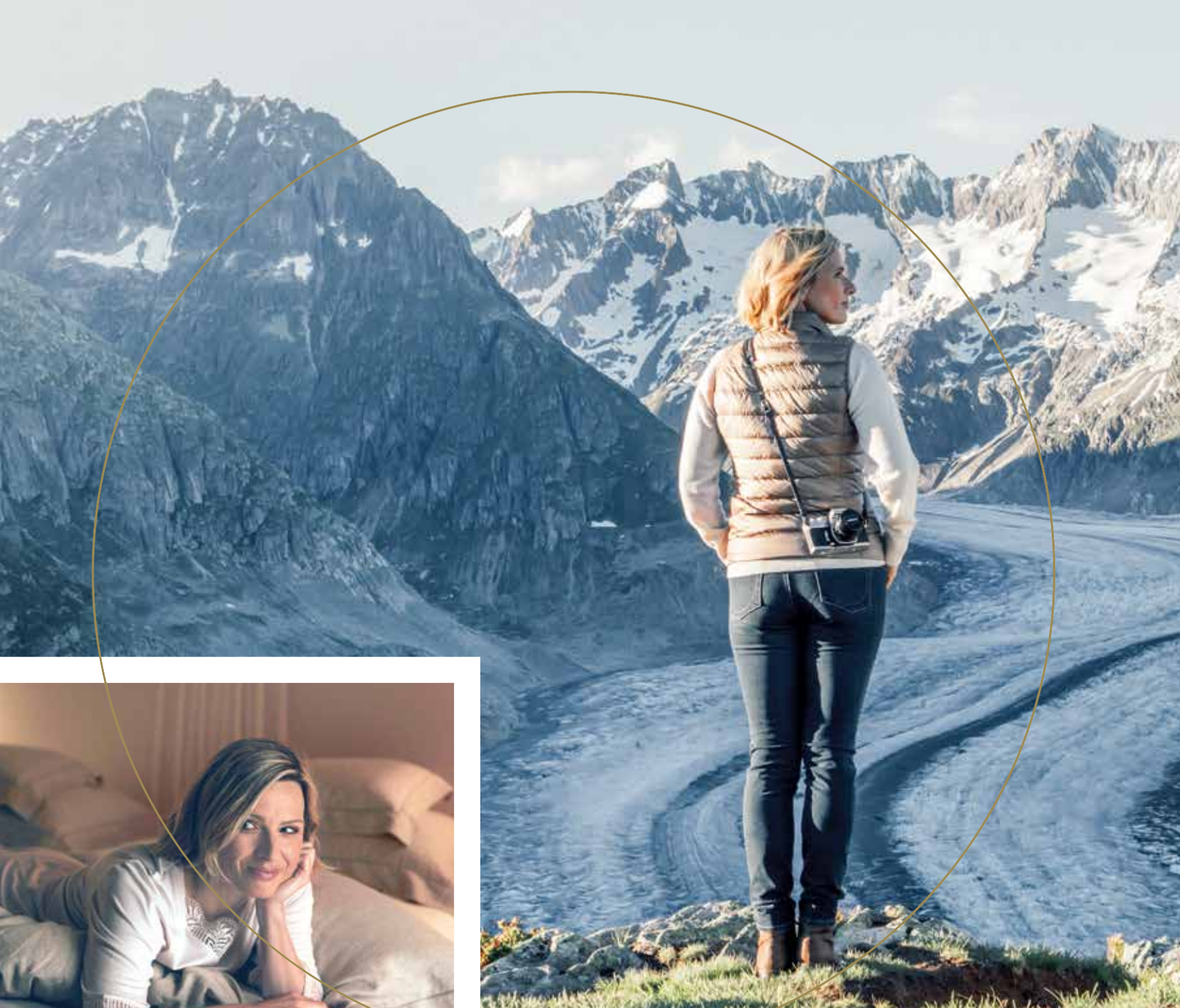
Was die Erpressungsaffäre über den Charakter des Bundesrats sagt. *Alex Baur*

Treicheln am Morgarten

Kleine Kulturgeschichte eines faszinierenden Schweizer Brauchs.

Josias Clavadetscher

Julie Burchill über Sally Rooney
Hört auf, die Bücher
der Star-Autorin
zu kaufen!



IHRE TAG WIRD SO GUET
WIE DIE LETSCHT NACHT

*Guet schlofe. Und mir
überträffed üs sälber.*

Elite 

HANDGEFERTIGTE SCHLAFKULTUR

Finden Sie die nächstgelegene Elite Gallery auf www.elitebeds.ch

Schweizer Manufaktur seit 125 Jahren



Mit Messern, Steinen und Hämmern

Es ist der ganz alltägliche Gewaltwahnsinn in der Schweiz: Am vergangenen Wochenende gehen gegen Abend an einer Avia-Tankstelle in Geuensee, Kanton Luzern, rund zwanzig Männer aus Syrien, Nordmazedonien und dem Irak aufeinander los. «Schweizer» sollen auch darunter gewesen sein. Die brutalisierten Ausländer prügeln mit Messern, Hämmern und Steinen aufeinander ein. Am Ende stirbt ein zwanzigjähriger Kosovare. Fünf Syrer befinden sich in Haft. Die Tatumstände sind noch nicht geklärt.

Ich führe keine Statistiken über Vorfälle dieser Art, aber mein Eindruck ist, dass sich die Schweiz allmählich zur Kampfzone migrationsgetriebener Ausländergewalt entwickelt. Kürzlich las ich in der *Weltwoche* einen Artikel über die Stadt Zürich. Da hiess es, durchschnittlich neun von zehn Mädchen würden im Ausgang regelmässig belästigt. Der Autor belegte, wie sich die Behörden äusserst schwertun, die Tatsache zu vermelden, dass es sich bei den Belästigern vorwiegend um junge Männer mit Migrationshintergrund handle.

Vor etwas über einem Jahr unterhielten wir uns mit dem schwulen Schweizer Moderatorenstar Kurt Aeschbacher. Er erzählte davon, wie immer mehr Homosexuelle des Nachts in der Schweiz damit rechnen müssten, von irgendwelchen Rüpel angepöbelt oder sogar verprügelt zu werden. Er drückte sich äusserst vorsichtig aus und vermied jeden schiefen Zungenschlag, doch seine Schilderungen deckten sich mit Meldungen der Polizei, laut denen junge Muslime, die vermutlich auf der Welle falscher Flüchtlinge 2015 hierhergekommen waren, überwiegend die Täterschaft ausmachten.

Obschon es in der Schweiz noch nicht so schlimm ist wie in Deutschland, wo einen das Reden über Ausländerkriminalität reflexartig in die braune Ecke befördert: Die Behörden, vor allem in den rot-grünen Städten, setzen alles daran, die unliebsamen Wahrheiten unter dem Deckel zu halten. Die Zürcher Stadtregierung hat es einst verbieten lassen, bei Verbrechen die Nationalität der Verbrecher zu nennen. Warum macht man das, wenn nicht der Grossteil der Verbrechen von Ausländern verübt wird? Damit belegen die Regierenden, was sie eigentlich verschleiern möchten.

Wir haben uns daran gewöhnt, dass unsere Gefängnisse mit ausländischen Straftätern gefüllt sind. Die Schweiz ist punkto schwerer Gewaltkriminalität eine Art inoffizieller Importwelt-

meister. Ohne Zuwanderung könnten wir vermutlich mehrere Gefängnisse gleich schliessen. Von den Schweizern wird verlangt, dass sie klaglos die Milliarden bezahlen, die Strafverfolgung und Strafvollzug bei ausländischen Verbrechen jedes Jahr kosten, von der Belastung unseres Gesundheitswesens nicht zu reden.

Ein besonders heisses Eisen ist das Thema Asyl. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber wenn ich das Wort «Syrer» höre, dann kommt mir automatisch Bundesrätin Simonetta Sommaruga in den Sinn, die uns vor den Kameras tränenreiche Geschichten angeblicher syrischer Flüchtlingsfamilien, Frauen und Kleinkinder aufzischte, die auf die selbstlose Barmherzigkeit von uns Schweizern angewiesen seien. Ich frage mich: Warum ist die Verurteilungsrates bei Asylbewerbern in der Schweiz zehnmal höher als bei Schweizern? Zeigen diese «Flüchtlinge» ihre Dankbarkeit der Schweiz gegenüber dadurch, dass sie uns ausrauben oder andere «Flüchtlinge» mit Steinen erschlagen?

Oder könnte es nicht einfach sein, dass uns diese erschreckenden Kriminalitätszahlen einfach immer drastischer vor Augen führen, dass dieses ganze Asylsystem ein riesiger, politisch gewollter, weil nicht verhinderter Betrug an den Schweizern ist?

Grünen-Präsident Balthasar Glättli wollte eben noch 100 000 Syrer in die Schweiz holen. Diese

Woche diskutieren sie in Bern darüber, ob man die Türen für Tausende von Afghanen öffnen soll, die aus einer Kultur kommen, die Homosexuelle steinigt und Frauen zwangsverheiratet. Der frühere Zürcher Strafrechtsprofessor Martin Killias, SP-Mitglied, spricht aufgrund seiner wissenschaftlichen Studien Klartext: «Ausländerkriminalität ist kein Phantom. Die Kriminalität von Ausländern in der Schweiz wird tabuisiert und kleingeredet. Das hat fatale Folgen.»

Offenbar gibt es in Geuensee an der Tankstelle Überwachungsgeräte. Wie viel mögen all die Kameras, Spezialschlösser, Alarmanlagen und Sicherungsmassnahmen gekostet haben, die in der Schweiz installiert wurden, um der importierten Gewalt entgegenzuwirken? In meiner Kindheit war die Schweiz dafür bekannt, dass man die Häuser nicht abschliessen musste. Migrantengangs gab es nicht. Eine Tat wie jene in Geuensee hätte vermutlich eine wochenlange, entsetzte Debatte ausgelöst. Sie wäre uns lange in Erinnerung geblieben. Heute geht man locker darüber hinweg. Hast du gehört? In Bern haben Türken und Kurden mit Stahlstangen aufeinander eingeschlagen. Ach ja? Es kratzt keinen mehr.

Wer die Dritte Welt zu sich holt, hilft nicht der Dritten Welt. Er wird selbst zur Dritten Welt. Der Journalist Peter Scholl-Latour hatte recht. Es ist ein Skandal, was linke Politiker unter gütiger Mithilfe einiger Bürgerlicher und vor allem der Medien mit ihrer Migrations- und Asylpolitik aus der Schweiz gemacht haben. Die Diskussion darüber wurde jahrelang verweigert. Noch heute soll dieser alltägliche Gewaltwahnsinn den Leuten als Normalität, als vielleicht unerwünschte Nebenwirkung, aber doch als insgesamt für die Schweiz fruchtbarer und segensreicher Zustrom fremder kultureller Einflüsse verkauft werden.

Die Leute wollen über Migration reden, darum reden die Politiker übers Klima. Ich aber wünsche mir meine sichere und offene Schweiz zurück. Ich will keinen Polizeistaat, der mich überwacht und kontrolliert, einfach weil sie an den Grenzen dieses, Pardon, verbrecherische Gesindel hereinlassen. Ich habe grossen Respekt vor unserer Asyltradition, aber indem die Politik den massiven Asylmissbrauch zulässt, wird sie unser Asylrecht, das sie zu schützen vorgibt, zerstören. Die Lösung wäre einfach. Man muss nur das geltende Recht durchsetzen. Dann wäre ein Grossteil dieser Kriminellen gar nicht hier. R. K.

Das Herz in
unserer Brust
schlägt für die
Patientinnen.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Neues Talk-Format bei ServusTV: *Der Pragmaticus*

Fakten. Verstehen. Handeln.
Auf den Punkt gebracht.



Ab September startet das neue Talk-Format «Der Pragmaticus» bei ServusTV, das jeden ersten Sonntag im Monat ausgestrahlt wird. Weltwoche-Chefredakteur Roger Köppel spricht dazu mit Experten über die grossen Fragen unserer Zeit und übersetzt die wissenschaftlichen Fakten für die Allgemeinheit.

Ausstrahlungsdaten im TV

03. 10. 2021

07. 11. 2021

05. 12. 2021

Jeweils um 22.55 Uhr oder abrufbar
auf www.servustv.com.

Anzeigen Sponsor

SCHAERER COMPANY GROUP CH-8700 Goldbach-Küsnacht



Nach der Wahl: Scholz, Laschet. Seite 22



Alles unter Kontrolle: Alain Berset. Seite 32



Lautstark: Freiheitstrychler. Seite 40

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Willkommen in Stalingraz
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Brian K.
- 10 Tagebuch Damian Ott
- 12 Bern Bundeshaus
Personenfreizügigkeit mit Afghanistan
- 15 Blick in die Zeit
- 16 Der perfekte Körper
Das Schöne und das Hässliche
- 18 News Wermuths Selfie in Berlin
- 18 Personenkontrolle
- 20 Mörgeli Lieber mit den Diktatoren
- 20 Viel Lärm um nichts
Warteschlangen vor Tankstellen
- 21 Peter Bodenmann
Linke Fehler – grosse Koalition?
- 22 Warum Deutschland entspannt
in die Zukunft blicken kann
Die Bundesrepublik nach der Wahl
- 24 «Selbstbewusst, aber nicht anmassend»
Grosses Gespräch mit Gabor Steingart
- 27 Rechtssein ist verboten
Die halbierte Demokratie
- 28 Endstation Gemütlichkeit
CDU erlebt Implosion
- 29 News Alpen-Machiavelli Söder
- 30 Danke, Olaf
Sensations-Comeback der SPD
- 31 Muhammad Alis der deutschen Politik
Matthias Matussek über die AfD
- 32 Alain Berset, ein Psychogramm
Ferndiagnose der Forensiker
- 34 Warum die EU eine Armee braucht
Macrons Militärpläne für Europa

- 35 Ode an die Olma Toni Brunner
über die erfolgreiche Messe
- 36 Alexandria Ocasio-Cortez
Weltweit bewunderte Pop-Ikone
- 38 Fall Berset
Kartell des Schweigens
- 39 Tumulte in Melbourne
Volksaufstand im Paradies
- 40 Treicheln am Morgarten
Ursprünge des Schweizer Brauchs
- 42 The Weeknd
Die verrückte Karriere des Popstars
- 43 Kurt W. Zimmermann
Was ist Privatsphäre? Je nachdem
- 44 Corona-Krise: Versäumnisse des BAG
Regieren ohne verlässliche Zahlen
- 45 Replik Bodenmanns Solarrechnung
- 46 Gabby Petito
«Aktenzeichen XY» auf Instagram
- 47 Sommarugas Windräder
Es droht eine Anbauschlacht
- 48 Sultan auf siebzig Quadratmetern
Die Osmanoglus aus der Türkei
- 50 Aufstand der Lehrer Pädagogen gegen
die Maskenpflicht für Kinder
- 51 Ein Heimlichtuer namens Tigrillo
Porträt der Nördlichen Tigerkatze
- 52 Gerede von der Ungleichheit
Die Verhältnisse sind stabiler denn je
- 53 Inside Washington
- 54 Spielball des Staats
China engt die Game-Industrie ein
- 55 Anabel Schunke
Deutschland, ich liebe dich
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe
Erwin Kessler, Anne Keller Dubach
- 58 Beat Gygi
Wie man die Energiewende schönrechnet

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Gottes-Begegnungen
Die grosse Mystikerin Teresa von Avila
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Hieroglyphen der Gegenwart
Emojis lassen niemanden kalt
- 68 Film «Titane»
- 69 Ausstellung Das Tier im Menschen
- 70 Schauspieler Kardashians des Nordens
- 70 Klassik Opernhaus Zürich
- 71 Jazz Heiri Känzig

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Dr. M.
- 79 Mittagessen mit ...
Christian Jott Jenny
- 80 Steve McQueen Verlorener Held
- 82 Tamara Wernli
Bitte, was?!

Degussa



GOLD UND SILBER.



GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

Seit mehr als 6'000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle unsere Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Willkommen in Stalingraz

Die Kommunisten bilden in Graz neuerdings die stärkste Partei. Was ist los in Österreichs zweitgrösster Stadt?

Michael Fleischhacker

Die mittelalterliche Altstadt von Graz steht seit Dezember 1999 auf der Weltkulturerbe-Liste der Unesco, 2003 war die malerische, knapp 300 000 Einwohner zählende Studentenstadt Europas Kulturhauptstadt. Aus diesem Anlass errichtete man das als «Friendly Alien» bezeichnete, futuristisch anmutende Kunsthaus; der amerikanische Stararchitekt Vito Acconci plante die schwimmende Murinsel, welche die beiden Stadtteile, das bürgerliche linke und das proletarische rechte Murrufer, miteinander verbindet. Bürgerlicher als Graz kann man sich eine mitteleuropäische Stadt kaum vorstellen, und doch wird sie in Zukunft von einer kommunistischen Bürgermeisterin regiert werden, was anno 2021 einem Eintrag in die Liste des politischen Weltkulturerbes gleichkommt.

Kulturelles Kuriosum

Die Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ) wurde bei den Gemeinderatswahlen vom vergangenen Wochenende mit knapp 29 Prozent der abgegebenen Stimmen zur stärksten Partei, der fast zwei Jahrzehnte regierende ÖVP-Bürgermeister Siegfried Nagl trat nach schweren Verlusten zurück, und nun wird also die 59-jährige KPÖ-Chefin Elke Kahr das höchste Amt der Stadt übernehmen. Zwar zeigte sie sich von diesem Erfolg ebenso überrascht wie die meisten Kommentatoren; aus dem Nichts kam der KPÖ-Erfolg freilich nicht. Graz dürfte eine der wenigen europäischen Städte sein, in denen die Kommunisten seit Ende des Zweiten Weltkriegs durchgehend im Gemeinderat vertreten waren, und in den neunziger Jahren setzte unter Elke Kahrs Vorgänger ein Aufschwung ein, der die KPÖ bereits zur Jahrtausendwende erstmals über die 20-Prozent-Marke brachte. Auch bei den Wahlen der Jahre 2012 und 2017 waren die Kommunisten zweitstärkste Partei in Graz gewesen.

Die Stärke der Grazer KPÖ wird seit Jahrzehnten eher als kulturelles Kuriosum denn als politische Bedrohung wahrgenommen, und deren Erfolg hat auch in einem engeren Sinn mit Politik wenig zu tun. Es handelte sich

um einen persönlichen Erfolg des Vorgängers der nunmehrigen Bürgermeisterin an der Parteispitze, Ernest Kaltenecker, der nicht wie ein Politiker, sondern wie ein Sozialarbeiter agierte. Elke Kahr war seit Jahrzehnten seine engste Mitarbeiterin, die KPÖ-Mandatare spendeten zwei Drittel der Politikerbezüge

Die Motivlage oszilliert zwischen radical chic und Sympathie für das Unpolitische im Kommunistischen.

an Bedürftige, kümmerten sich persönlich vor allem um die Wohnungsnot der Bürger und wurden deshalb von Beginn an mehr als Unterorganisation der Caritas wahrgenommen denn als Teil der Kommunistischen Internationale. Das erklärt, warum die KPÖ schon in den neunziger Jahren besonders hohe Stimmenanteile im katholischen Bürgertum links der Mur erringen konnte. Man sah wohl in Kaltenecker eher den heiligen Franziskus als den Genossen Lenin.

Den noch am Wahlabend zirkulierenden Scherzen über «Stalingraz» oder «Leningraz» wurde deshalb sehr schnell die Behauptung entgegengesetzt, dass es sich bei den Grazer Kommunisten nicht wirklich um Kommu-

nisten handle, was wohl auch bis zu einem gewissen Grad stimmt. Obwohl Elke Kahr sich als Marxistin bezeichnet und das Wahlprogramm die Enteignung grosser Betriebe genauso vorsah wie den Austritt aus der Europäischen Union, scheinen sich Kommunisten und Bürger darauf geeinigt zu haben, dass man es nicht ernst meint. Man kennt das vom Umgang mit anderen potenziell gefährlichen Typen, die man irgendwie mag: «Der will nur spielen», sagt man dann, und Elke Kahr und ihre Kommunisten wollen nur helfen. Auch die Wähler wollten wohl nur spielen, die Motivlage oszilliert irgendwo zwischen dem *radical chic* der studentisch-kulturellen Bohème und der Sympathie für das Unpolitische im Kommunistischen.

Verstaatlichung der Produktionsmittel?

Während eines Auftritts im nationalen Fernsehen erklärte Elke Kahr, dass sie und ihre Partei sich als kommunale Organisation verstünden, die Umsetzung der nach wie vor im Parteiprogramm festgelegten Massnahmen zur Verstaatlichung der Produktionsmittel sei auf dieser Ebene gar nicht möglich und deshalb auch kein Thema. Die veröffentlichte Meinung schien das ebenso umfassend zu beruhigen wie das Grazer Elektorat. In der öffentlichen Sphäre dominierte die Begeisterung über den Erfolg des Authentischen; da sehe man wieder, hiess es, wie wohltuend und erfolgversprechend es sei, wenn Politiker keine Politiker seien. Über den substanziellen Unterschied zwischen Sozialarbeit und Politik, zwischen einem Bürgermeister und einem Streetworker, scheint sich angesichts der Freude über den Erfolg der guten Frau von Graz noch kaum jemand Gedanken zu machen.

Man darf gespannt sein, ob dann, wenn im Verwaltungsalltag aus den Sozialarbeitern Politiker geworden sind, auch aus Caritas-Mitarbeitern wieder Kommunisten werden.



Michael Fleischhacker ist ein österreichischer Journalist und Fernsehmoderator. Er lebte lange in Graz und arbeitete dort für die *Kleine Zeitung*.

Lieber Brian K.

Françoise Dolto, die renommierte französische Kinderpsychiaterin (1908–1988), hat einmal gesagt, es gebe leider Menschen, denen nicht mehr zu helfen sei. Zu denen gehören Sie. Bei Ihnen ist vieles schon sehr früh schiefgegangen. Man kann Sie nur bedauern. Es gibt offenbar auch Theaterleute und Anwälte, denen nicht mehr zu helfen ist, die aber kein Mitleid verdient haben, im Gegenteil. Aber dazu später.

Zuerst: Es spricht für unsere Justiz- und Strafvollzugsbehörden, dass sie die Hoffnung für den prominentesten und schwierigsten Häftling der Schweiz nie aufgegeben haben, sogar für über eine Million Franken eine Superzelle erstellen liessen, um Sie vor sich selbst zu schützen. Eigentlich eine absurde Fortsetzung des teuren «Sondersettings», das Ihre brutalen Übergriffe auf das Personal nötig gemacht haben.

Nun hat Ihre unsägliche Wut offenbar ein Spiegelbild gefunden: bei Theaterleuten und



«Big Dreams»: Häftling Brian.

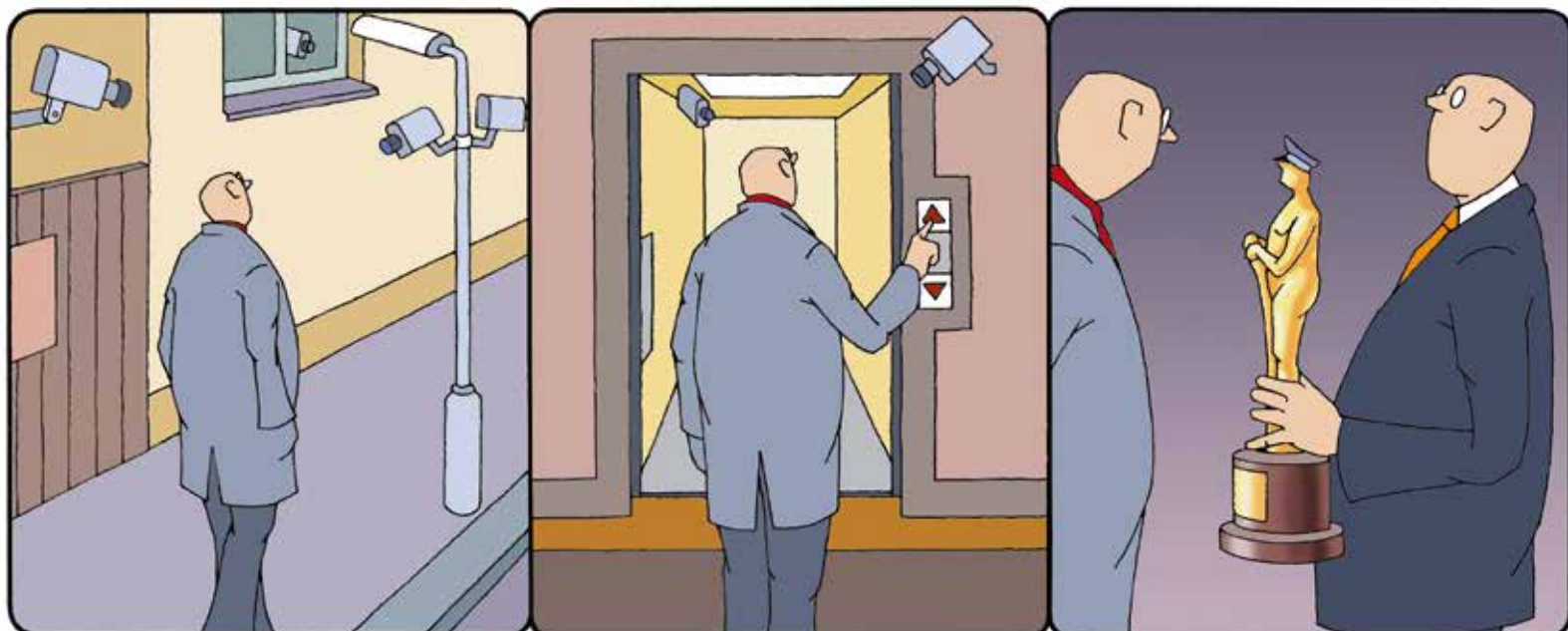
Anwälten, die in Ihnen ein Medien-, Justiz- und Menschenrechtsoffer, ja geradezu einen Märtyrer eines angeblichen Folterregimes sehen. Und genau dasselbe tun wie Sie: blindwütig auf Richter, Strafvollzugsbeamte, Gerichtspsychiater einprügeln und die Idee verbreiten, dass bei uns Menschen gefoltert werden.

Es ist schon ein Skandal, dass die Gesellschaft für Sie, den armen Tropf mit einer offenbar unheilbaren psychischen Krankheit, Millionen von Franken ausgibt. Aber der noch grössere Skandal ist, dass Stadt und Kanton Zürich für das abwegige Theaterprojekt «Big Dreams» am Neumarkt, das unsere Behörden diffamiert, mit 50 000 und 20 000 Franken unterstützen.

Die Anwälte Thomas Häusermann, Bernard Rambert und Philip Stolkin, die unter dem Titel «Free Brian» einen Twitter-Kanal unterhalten, verlangen Ihre sofortige Freilassung. Eigentlich müsste man ihnen recht geben, unter der Bedingung, dass sie ihren Schützling bei sich privat aufnehmen. Es würde mich interessieren, zu erfahren, wie gemütlich so etwas ausgegangen wäre.

*Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler*

BARTAK



TAGEBUCH

Damian Ott



Es war beeindruckend, was am Tag nach dem Sieg am Kilchberger Schwinget über mich hereingebrochen ist. Das Telefon klingelte fast pausenlos. Auf Instagram erhielt ich rund 500 Anfragen – und die Zahl der SMS liegt wohl zwischen 500 und 700. So genau habe ich sie nicht gezählt. Und auf Facebook habe ich noch nicht nachgeschaut, wie viele Gratulationen eingetroffen sind. Ich will mich aber bei allen Freunden und Fans ganz herzlich bedanken.

Die Reaktionen machen mich sehr stolz. Ganz überraschend war das Ganze jedoch nicht. Denn nach den Bergkranzfestsiegen auf dem Weissenstein und am Schwarzsee durfte ich Ähnliches in dieser Saison schon zweimal erleben. Und es war mir sofort klar, dass die Reaktionen nach dem Kilchberger kaum weniger heftig ausfallen würden. Schliesslich findet dieses Fest nur alle sechs Jahre statt. Und es verkörpert das Nationalspiel wie kaum ein anderes Ereignis.

Mit dem Erfolg hätte ich nicht gerechnet – zumal ich gleich im ersten Gang gegen König Kilian Wenger stellte. Doch danach lief es immer besser. Zwar konnte ich in den Gängen zwei bis fünf keine 10,0 schreiben. Aber weil es am Kilchberger keine schwachen Gegner gibt, wollte ich nicht zu viel riskieren. Vor dem letzten Gang gegen Bernhard Kämpf kannte ich die Ausgangslage ganz genau. Weil Fabian Staudenmann seinen Gang mit einer 10,0 gewonnen hatte, wusste ich, dass ich nachlegen musste, um das Fest zu gewinnen.

Natürlich gönnte ich den Sieg auch Fabian. Aber wir vom Nordostschweizer Verband wollten unbedingt gewinnen. So war

es letztlich dann die Krönung, dass mit Samuel Giger auch ein zweiter Sieger aus unseren Reihen kam. In diesem Fall kann man eindeutig sagen: Geteilte Freude ist doppelte Freude. Dass Samuel und ich gemeinsam jubeln durften, war das Tüpfelchen auf dem i. Als Preis erhielt ich ein Rind namens «Folklore». Obwohl wir zu Hause einen Bauernhof besitzen, gab ich es dem Besitzer zurück.

Ich bin in einer Familie als jüngstes von acht Kindern aufgewachsen. Dass ich Schwinger wurde, war nicht unbedingt klar. Mein Vater und zwei meiner Schwestern sind erfolgreiche Seilzieher/-innen. Petra und Stefanie gewannen in ihren Kategorien unlängst sogar die WM-Silbermedaille. Als Schwinger wird mir das nie gelingen. Eigentlich wollte auch ich Seilzieher werden. Am Schulturnier in Mosnang gehörte ich meistens zu den Siegern. Aber irgendwann nahm mich mein älterer Bruder Raphael auf den Schwingplatz mit. Es war eine gute Entscheidung.

Bisher hatte ich keine Sponsoren. Doch das wird sich nun wohl ändern. Ich bin in dieser Angelegenheit recht vorsichtig. Damit ich für eine Firma oder ein Produkt Werbung mache, muss es stimmen. Wenn ich ein gutes Gefühl habe, bin ich offen.

Hinter meinen Erfolgen steht auch ein funktionierendes und recht breites Team. Um gewisse Dinge kümmern sich meine Eltern. Im Training vertraue ich im Kraft- und Fitnessbereich Robin Städler, im Sägemehl Roman Bleiker und Urban Götte. Im Schwingklub Wil ist Unspunnensieger Daniel Bösch eine wichtige Bezugsperson: Egal, was ich ihn frage – ich erhalte von ihm immer eine gute Antwort.

So gross die Freude über den Sieg am Kilchberger war, so selbstverständlich war es für mich auch, dass ich am Montag wieder zur Arbeit gehe. Als Zimmermann bin ich bei der Firma Müller Holzbau in Wil angestellt. Zwar habe ich mein Pensum kürzlich etwas reduziert, die Arbeit ist für mich aber ein ganz wichtiger Ausgleich zum Sport. Zum Wochenstart hatte ich sogar mehr zu tun als sonst üblich. Deshalb musste ich den Feierabend etwas nach hinten verlegen.

Der Sieg am Kilchberger ist zweifellos der grösste Erfolg meiner Karriere. Dass ich diesen mit erst 21 Jahren feiern durfte, ist in jeder Beziehung aussergewöhnlich. Es zeigt jedoch auch, dass der Schwingsport immer athletischer wird und immer neue Junge nachrücken. Deshalb will ich im Hinblick auf das Eidgenössische im kommenden Jahr auch gar noch nicht zu viel nachdenken – zu schnell kann etwas passieren, zu dynamisch ist unser Sport.

Ganz sicher aber ist, dass ich weiter konsequent an mir arbeiten und dem Erfolg alles unterordnen werde. Schwingen ist meine grosse Passion – und wenn man einen solchen schönen Erfolg feiern kann wie am letzten Samstag in Kilchberg, will man dieses Gefühl unbedingt wieder erleben. Denn im Schwingen ist es wie im echten Leben: Der Appetit kommt mit dem Essen.

Damian Ott, 21, aus Dreien SG gewann die Bergkranzfeste auf dem Weissenstein und am Schwarzsee. Am vergangenen Samstag siegte er am Kilchberger Schwinget. Ott ist 1,97 Meter gross und hat Schuhgrösse 49,5.



VIP-Leserangebot: Boutique-Hotel «Villa Orselina» La vita è bella!

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Angebot erleben Sie das Tessin von seiner schönsten Seite.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. An privilegierter Lage, hoch über dem Lago Maggiore, erleben Sie im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina» ein Paradies der Erholung. Sie logieren in stilvollem Ambiente in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick.

Die hauseigene Wellnessoase «La Spa» bietet Ihnen ein umfassendes Verwöhnprogramm. Für das kulinarische Wohl sorgt das «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Weinprobe im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Weine der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten

erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m ü. M.).



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot Boutique-Hotel «Villa Orselina»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Upgrade in Lifestyle-Suite mit Seeblick (90m²)
- Begrüssungs-Cocktail in der Loggia-Bar
- Ein 4-Gang-Diner à la carte im «Il Ristorante»
- Degustation im historischen Weinkeller (dienstags und donnerstags, 18 Uhr)
- Freie Nutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 20 % Rabatt auf Massageanwendungen
- Transfers vom/zum Bahnhof bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Tiefgarage
- Gratis-ÖV im Tessin; 30 % Reduktion auf Bergbahn-Tickets

Spezialpreise pro Person für zwei Nächte:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 610.– (statt Fr. 870.–)
Ohne Abo: Fr. 660.– (statt Fr. 870.–)
(p. P. im DZ; exkl. Kurtaxe: Fr. 6.10 p. P. / Nacht; EZ auf Anfrage)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Weltwoche» und Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Buchbar von So. bis Fr., 17. Oktober bis 12. November 2021. Verlängerungsnächte und Wochenendaufenthalte auf Anfrage. Das Zimmerkontingent ist limitiert.

Veranstalter:

Villa Orselina, www.villaorselina.ch

Personenfreizügigkeit mit Afghanistan?

Geht es nach SP und Grünen, soll die Schweiz grosszügig mit Asylgesuchen verfahren. Das Beispiel Syrien zeigt: Auf einen Flüchtling kommen bis zu 80 Anträge auf Familiennachzug.

Noch haben alle die Bilder vom Chaos während des Abzugs der US-Armee aus Afghanistan im Kopf. Dennoch hat der Machtwechsel am Hindukusch laut Staatssekretariat für Migration (SEM) bisher keine grosse Asylummigration in Richtung Europa ausgelöst. Die Gesuche afghanischer Staatsangehöriger in der Schweiz seien auf die Weiterwanderung von Afghaninnen und Afghanen zurückzuführen, die sich schon länger in Griechenland oder auf dem Balkan aufgehalten hätten, rapportierte das Amt.

Das kann sich schnell ändern. Die SVP befürchtet jedenfalls, dass eine afghanische Fluchtwelle auf die Schweiz überschwappen könnte. «Wir wollen deshalb sicherstellen, dass wir nicht wie bei den Eritreern von Asylbewerbern überrannt werden», erklärte SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Seine Partei verlangt nun einen spektakulären Paradigmenwechsel in der Asylpolitik: Sie will das bisherige globale und pauschale Asylrecht sofort abschaffen und sich für ein neues Gesetz für den Krisenfall in Nachbarstaaten starkmachen.

Doch damit ist die SVP vorläufig allein auf weiter Flur. Die Schweiz will Afghanistan weiterhin helfen. Der Bundesrat hat vor einigen Wochen auf Antrag von Aussenminister Ignazio Cassis die Hilfsgelder in diesem Jahr um 33 Millionen Franken aufgestockt. Justizministerin Karin Keller-Sutter ist bereit, über das Programm des Uno-Hilfswerks UNHCR afghanische Flüchtlinge aufzunehmen.

Höchster Ausländeranteil Europas

Die meisten Afghanen in der Schweiz kamen und kommen aber über andere, verschlungene Pfade ins Land. Sie mussten dabei mehrere sichere Drittstaaten durchqueren. Sie stellten jedoch nicht dort ein Asylgesuch, sondern erst in der Schweiz. Diese Menschen in eines der Drittländer zurückzuschicken, ist fast unmöglich. Zurzeit stecken gegen 13 000 Afghanen in einem Asylverfahren. Auch ohne neue Flüchtlingswelle und UNHCR-Kontingente ist Afghanistan seit Jahren einer der wichtigsten Herkunftsstaaten von Asylbewerbern. Hat sich also das Asylrecht aufgrund einer rot-grünen Willkommenskultur



«Rückschaffungen aussetzen»: Grünens-Präsident Glättli.

zu einer Personenfreizügigkeit für alle Krisenregionen der Welt entwickelt, wie SVP-Politiker pointiert kritisieren?

Tatsache ist, dass die Eidgenossenschaft eben auch wegen ihrer grosszügigen Asylpolitik europaweit den höchsten Anteil ausländischer Staatsangehöriger aufweist, wenn man die

Als Radio SRF nachfragte, was man mit dem Geld mache, wusste niemand eine Antwort.

Kleinststaaten Liechtenstein und Luxemburg weglässt. Die Verwaltung der gigantischen Asylindustrie kostet uns jedes Jahr Milliarden Franken. Wie planlos dabei vorgegangen wird, zeigen die Zuschüsse für Integration. 2018 haben Bundesrat und Parlament die Beiträge für die Integration auf 18 000 Franken pro Asylbewerber verdreifacht. Als Radio SRF in den Kantonen nachfragte, was man mit dem Geld mache, wusste niemand eine Antwort.

Unter dem Eindruck der Ereignisse am Hindukusch sehen SP, Grüne und Grünliberale nun eine weitere Möglichkeit, noch mehr afghani-

sche Asylbewerber ins Land zu holen. Allen aus dem Land Geflüchteten müsse schnell Asyl gewährt werden, fordert Grünen-Präsident Balthasar Glättli. Rückschaffungen von Afghanen gemäss Dublin-Verfahren seien auszusetzen. SP-Nationalrätin Ada Marra hat ähnliche Asylträume.

Widerstand von Keller-Sutter

Die meisten Bürger dürften glauben, bei den Flüchtlingen gehe es um Afghanen, die nach der Machtübernahme der Taliban das Land verliessen. In Wirklichkeit versucht man unter dem Titel «Afghanistan-Krise», Personen in die Schweiz und andere Staaten umzusiedeln, die seit Jahren in Lagern in Pakistan, im Iran und in der Türkei leben. Die Uno-Hilfsorganisation probiert seit Wochen, der Schweiz mehr Flüchtlinge aus diesen Lagern aufs Auge zu drücken. Das scheiterte bisher aber am Widerstand von Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP).

Dies zeigt sich beim Thema Familiennachzug für in der Schweiz lebende afghanische Asylbewerber – eine weitere Forderung rot-grüner Parlamentarier. Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) hatte eine solche Aktion während der Syrien-Krise 2013 aufgegleist. Würde man bei den Afghanen heute die gleichen Kriterien anwenden wie damals bei den Syrern, könnten 11 000 Personen in der Schweiz solche Visaerleichterungen für nahe und entfernte Verwandte in Anspruch nehmen.

Der Solothurner Nationalrat Kurt Fluri (FDP) wollte es genauer wissen und fragte nach, mit wie vielen Gesuchen wohl zu rechnen wäre, wenn man bei den Afghanen gleich vorgehen würde wie bei den Syrern damals. Die Antwort des Bundesrats lässt aufhorchen: Von den 2700 Syrern in der Schweiz haben sich 2013 pro Person bis zu achtzig Familienangehörige für ein Einreisevisum gemeldet. Die Bewältigung dieser Gesuche legte fast den Apparat lahm.

Fakt ist: Nicht die Schweiz ist bei Afghanistan gefordert, sondern die reichen arabischen Staaten wie Kuwait, Katar, Bahrain oder Saudi-Arabien. Sie haben Geld und Platz. Warum nehmen sie keine afghanischen Flüchtlinge auf?

Ihr Immobilienraum?



3 ½ oder 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8418 **Pfaffenhofen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'953'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Interengstrassen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'575'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'404'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand Juli 2021

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Lektüreerlebnis der Woche: «Die Ermordung des Professor Schlick». Das Buch handelt vom Wiener Kreis, einer Gruppe von Denkern, die sich nach dem Ersten Weltkrieg zusammentat, um der Philosophie die Metaphysik auszutreiben, also das muntere Spekulieren über letzte Fragen wie die nach dem Sinn des Lebens oder der Existenz Gottes. In den Worten des titelgebenden Moritz Schlick: «Der Empirist sagt dem Metaphysiker nicht: «Deine Worte behaupten etwas Falsches», sondern «Deine Worte bedeuten überhaupt nichts.»»

Allein die Figuren, die hier auftreten! Da ist dieser Moritz Schlick, ein Mann von ruhigem Selbstbewusstsein, aufgewachsen in besten Berliner Verhältnissen. Seine Doktorarbeit (summa cum laude) schrieb er beim späteren Physik-Nobelpreisträger Max Planck. Er sah blendend aus und weckte das Interesse der Frauen, was ihm zum Verhängnis werden sollte, wie wir noch sehen werden. In Wien, wo er Philosophie lehrte, bewohnte Schlick eine grosszügige Wohnung in der mondänen Prinz-Eugen-Strasse, unweit vom Palais der Rothschilds. Seine morgendlichen Ausritte führten ihn zum Prater.

Oder Otto Neurath, ein Hüne mit kahlem Kopf und wildem rotem Bart. Seine Briefe versah er mit einem gezeichneten Elefanten, der, je nach Stimmung seines Schöpfers, eine Träne im Auge hatte oder, was öfter der Fall war, eine Blume im hochgestreckten Rüssel hielt. Dieser Neurath war ein «Wiener Dervisch», wie Autor David Edmonds schreibt, «überschäumend, laut und lustig», vielleicht der witzigste Mann der Stadt. Eigentlich Ökonom, gilt er als Erfinder der heute allgegenwärtigen Piktogramme.

Auf jeder Seite des Buchs begegnen einem solche Exzentriker und Genies, darunter der unscheinbare Kurt Gödel. Meist sass er still daneben, wenn Schlick, Neurath und all die anderen das Wort führten, skeptisch den beredten Kollegen lauschend. Eine Arbeit über die beiden Unvollständigkeitssätze begründete 1931 seinen Ruf als «grösster Logiker seit Aristoteles», wie ihn Robert Oppenheimer, der Vater der Atombombe, nannte. Gödel verhungerte 1978, weil er Angst vor vergifteter Nahrung hatte.

Der Wiener Kreis also: ein Universum des Geistes, voll mit hellen und hellsten Sternen. Ferne Sonnen waren Bertrand Russell in Cam-

Der Wiener Kreis also: ein Universum des Geistes, voll mit hellsten Sternen.

bridge und Albert Einstein in Berlin. In der Nähe leuchtete Ludwig Wittgenstein, der aus schwerreicher Familie stammte – im Volksmund «Haben-Wittgenstein» genannt, um sie von den adligen Sayn-Wittgenstein zu unterscheiden. Er lebte zeitweise in Wien, wo er für seine Schwester ein Haus baute. Nebenher philosophierte er, für sich allein oder mit ausgesuchten Bewunderern. Manche Kreis-Mitglieder verehrten ihn wie einen Messias («Was würde Wittgenstein jetzt sagen?»)

Auch der junge Karl Popper gehörte zu diesem Umfeld. Später, als er längst Politiker wie Helmut Schmidt und Wirtschaftsgrößen wie George Soros geprägt hatte, sollte er sich rühmen, die Lehren des Wiener Kreises widerlegt zu haben. Das war übertrieben, wie Edmonds zeigt. Ausführlich schildert er, wie diese Geistesmenschen diskutierten und stritten und

der Philosophie neue Welten eröffneten. Das ist die erste Geschichte, die Edmonds erzählt – ein intellektueller Abenteuerroman.

Die zweite Geschichte ist ein Porträt Wiens im frühen 20. Jahrhundert. Was für eine Stadt, was für eine Zeit! Vergleichbar mit dem Athen des 5. Jahrhunderts vor Christus oder dem Florenz des 15. Jahrhunderts. Ein Historiker schrieb: «In einer Stadt, die Freud, Wittgenstein, Mahler, Schönberg, Herzl, Kelsen, Popper, Hayek, Klimt, Schnitzler, Musil, Loos, Kraus – und Hitler – hervorbringen konnte, ging zweifellos etwas Bedeutendes vor sich.»

Die dritte Geschichte, die Edmonds ausbreitet, ist ein Kriminalfall: die Ermordung des Professor Schlick. Ein eifersüchtiger Ex-Student erschoss ihn 1936 auf der «Philosophenstiege» der Universität, weil er meinte, Schlick unterhalte eine Liebschaft mit einer Frau, die er selber beehrte. Auch politische Motive spielten eine Rolle. Die antimetaphysische Philosophie missfiel den Austrofaschisten und Nationalsozialisten, deren Gedankengut dem Attentäter zusagte.

Bald riss der Nazi-Wahnsinn den Wiener Kreis auseinander. Wer konnte, floh nach England (Neurath) oder Amerika (Gödel). Und so ist Edmonds Buch – vierte Geschichte – auch ein Nachruf auf ein untergegangenes Europa, ähnlich wie «Die Tante Jolesch» von Friedrich Torberg oder «Die Welt von gestern» von Stefan Zweig. Es lässt lebendig werden, was verschwunden ist. So viel Metaphysik muss sein.

David Edmonds: Die Ermordung des Professor Schlick. Der Wiener Kreis und die dunklen Jahre der Philosophie. C.H. Beck. 352 S., Fr. 41.90

Der perfekte Körper

Schönheit fördert die Gesundheit, das Selbstwertgefühl und den Erfolg.
Wer sich in Form hält, lebt besser – egal, was Neider sagen.

Rainer Zitelmann

Schönheit liegt im Auge des Betrachters», ist das, was Menschen fast schon reflexartig sagen, wenn es um ein Thema wie den «perfekten Körper» geht. Schönheitsideale seien ganz und gar relativ und dem Wandel der Zeit und des Geschmacks unterworfen. Als Kronzeuge der Relativitätstheorie der Schönheit wird dann mit Sicherheit Rubens aufgerufen. Ulrich Renz, Autor des Buchs «Schönheit – Eine Wissenschaft für sich», hat sich so intensiv wie nur wenige mit wissenschaftlicher Attraktivitätsforschung befasst. Sein Resümee: «Die Antwort der Wissenschaft lautet klipp und klar: Schönheit ist alles andere als relativ. Quer durch alle Schichten der Gesellschaft, durch alle Kulturen und Kontinente, unabhängig von Alter, Beruf oder Geschlecht – überall werden dieselben Gesichter als attraktiv wahrgenommen.» Natürlich gibt es Unterschiede im Geschmack und in den Moden, aber es gibt Muster, die sich weniger unterscheiden, als es der Spruch «Schönheit liegt im Auge des Betrachters» erwarten liesse.

Rubens' Frauen

Was die Sichtweisen zum perfekten Körper anbelangt, so sind die Unterschiede im Geschmack offenkundig, aber, um auf Rubens zurückzukommen: Er eignet sich nicht als Kronzeuge für die Schönheits-Relativitätstheorie. Rubens habe, so heisst es, wohl weniger das Schönheitsideal des 17. Jahrhunderts, sondern mehr seine ganz persönlichen Vorlieben auf die Leinwand gebannt. «Rubens stand jedenfalls nicht nur als Maler auf fette Frauen», informiert Renz. «Beide Frauen Rubens' waren Rubens-Frauen. Ähnlich wuchtige Frauentypen tauchen in der zeitgenössischen Kunst extrem selten und in der Literatur überhaupt nicht auf.»

Gleichwohl wird niemand bestreiten, dass sich Geschmäcker und Moden ändern und Menschen unterschiedliche Vorlieben haben. Das ist banal. Andererseits: Die Macher des *Playboys* wissen genau, welche Frauenkörper ihre männlichen Leser schön finden und welche nicht. Und wenn Sie sich an Ihre Schulzeit erinnern, so waren sich die meisten Jungen in



Positives Selbstbild: Akt von Amedeo Modigliani, 1917.

Ihrer Klasse einig, wer die Schönste in der Klasse war – und wer ganz bestimmt nicht.

Schönheit ist jedoch ein mit Neid behaftetes Thema, zumal Schönheit im krassen Widerspruch zu dem Postulat steht, alle Menschen seien gleich oder sollten gleich sein. Nein, die Menschen sind nicht alle gleich. Es gibt schöne und – ja, da beginnt es schon: Man wagt das Wort kaum auszusprechen – hässliche. «Hässlich» sagt «man» nicht. Ebenso wenig wie es

Die Macher des «Playboys» wissen genau, welche Frauenkörper ihre männlichen Leser schön finden.

sich ziemt, einen Menschen «dumm» zu nennen. Obwohl wir alle wissen, dass es Schöne und Hässliche gibt, Dumme und Kluge. Aber wir sind so höflich, dass wir es nicht sagen, zumindest nicht laut. Und bestimmt nicht in Anwesenheit eines Tugendwächters der politischen Korrektheit.

Natürlich sagt man es auch nicht, wenn man den eigenen Körper schön findet – das

gilt als gefährlicher Narzissmus. Nun gut, ich finde meinen Körper schön. Und ich habe eine ganz genaue Vorstellung von dem, was schön ist. Schön finde ich die David-Statue des italienischen Malers und Bildhauers Michelangelo. Mit seiner Skulptur schuf er zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Meisterwerk der Hochrenaissance. Die vier Meter hohe Statue schlug er aus einem einzigen Marmorblock. Bis heute verkörpert sie das Sinnbild des perfekten männlichen Körpers, besonders wegen der Harmonie und Symmetrie der Muskulatur.

Kein reines Geisteswesen

Ich trainiere Bodybuilding, seit ich zwanzig Jahre alt bin, also seit fast 45 Jahren. So wie der Bildhauer aus einem Stück Marmor eine perfekte Skulptur schafft, so ist es mit Bodybuilding möglich, aus dem eigenen Körper ein Kunstwerk zu formen. Dabei gibt es extreme Auswüchse, aber die sind nicht gesundem Training und gesunder Ernährung geschuldet, sondern ganz und gar ungesunden chemischen Substanzen, die heute in vielen Sportarten verwendet werden – leider auch im Bodybuilding.

Es gibt jedoch *natural bodybuilders*, das sind Menschen, die strikt den Einsatz von anabolen Steroiden und ähnlichen Substanzen ablehnen. Ich habe dies nie getan, zumal ich nicht bei Meisterschaften teilnehmen wollte, sondern nur mir selbst und den Frauen gefallen will.

Wenn ich ein Foto auf Facebook poste, wo ich meine Muskeln zeige, gibt es konträre Reaktionen: neben Bewunderung («Toll, wenn ich mal so alt bin wie Sie, möchte ich auch noch so einen Körper haben») auch negative Kommentare. Manche finden es absurd, dass ein Intellektueller seine Muskeln trainiert und zeigt. Das widerspricht offenbar der Vorstellung vom Intellektuellen als reinem Geisteswesen. Muss ein Intellektueller dünne Arme oder einen dicken Bauch haben oder – schlimmer noch – beides zugleich, damit man seine Bücher ernst nehmen kann? Ich bezeichne mich selbst als antiintellektuellen Intellektuellen. Intellektueller bin ich, weil ich zwei Dokortitel – in Geschichte und Soziologie – habe, Aufsätze in wissenschaftlichen Fachzeitschriften verfasste und 25 Bücher geschrieben und herausgegeben habe. Aber ich teile weder die Religion der meisten Intellektuellen – den Antikapitalismus –, noch sehe ich so aus, wie man sich einen Intellektuellen vorstellt.

Vorwurf des Narzissmus

Ich bin zufrieden mit meinem Körper, zumindest meistens. Wenn meine Bauchmuskeln unter drei oder vier Zentimeter Fett verschwinden, was durchaus vorkommt, packt mich irgendwann wieder die Disziplin, und ich nehme ab. Für die Ernährung brauche ich viel Disziplin. Auf Süßigkeiten, die ich sehr gerne gegessen hatte, verzichte ich seit über fünfzehn Jahren komplett. Für das Training brauche ich keine Disziplin. Ich esse jeden Tag, ich schlafe jeden Tag, also trainiere ich auch – fast – jeden Tag, zumindest vier- bis sechsmal in der Woche. Ich trainiere nicht lange, sondern folge einem Trainingsprinzip, das ich in meinem Buch «Erfolgsfaktoren im Kraftsport» beschreibe: Dreissig Minuten mit höchster Konzentration genügen. An einem Tag werden die Beine trainiert, am nächsten der Rücken, am darauffolgenden Tag die Brust- und die Schultermuskulatur und dann die Arme, also Bizeps und Trizeps. Und dann geht es wieder von vorne los.

Wer seinen Körper so trainiert und zeigt, muss mit dem Vorwurf des Narzissmus rechnen. Ich finde: Narzissten kommen weiter im Leben. Ich habe ein Buch über Menschen geschrieben, die allesamt Narzissten waren und sehr erfolgreich: Leute wie Arnold Schwarzenegger, Madonna und Andy Warhol, aber auch Albert Einstein oder Karl Lagerfeld. Sicherlich gibt es auch Menschen, bei denen der Narzissmus wirklich krankhaft ist. Das ist jedoch eine verschwindende Minderheit. Die meisten Men-

schon, die als Narzissten bezeichnet werden, sind psychisch stabil. Und oft ist Narzissmus nur ein Schmähwort, mit dem diejenigen, die weniger selbstbewusst sind oder unfähig, sich und ihre Leistungen darzustellen, neidvoll ihre erfolgreicherer Mitmenschen belegen.

Wer einen schönen Körper hat, muss mit Neid rechnen. Jede schöne Frau hat damit zu tun, und zwar so lange, wie sie schön bleibt. Der Neid verschwindet erst langsam mit den Falten in ihrem Gesicht. Aus der wissenschaftlichen Neidforschung wissen wir, dass Neid die Emotion ist, die sich Menschen am wenigsten eingestehen.

Der amerikanische Psychologe Harry Stack Sullivan erklärte, Neid beginne mit dem Eingeständnis, dass der andere etwas hat, das man selbst gerne hätte. Dies führe automatisch zu der Frage, warum man es nicht hat und warum

Muss ein Intellektueller dünne Arme oder einen dicken Bauch haben?

es dem anderen gelungen ist, das zu erreichen, was man nicht erreichen konnte. Dies ist ein zentraler Gedanke für das Verständnis der Tatsache, dass Neidgefühle so stark geleugnet werden und die meisten Menschen nicht zugeben wollen, dass sie neidisch sind: «Neid ist nicht angenehm, weil jede Formulierung des Gefühls, jeder implizite Prozess, der damit verbunden ist, notwendigerweise mit dem Punkt beginnt, dass man irgendetwas Materielles begehrt, das unglücklicherweise jemand anderes hat. Das führt automatisch zu der Frage: Warum hast du es nicht? Und das reicht mitunter aus, um Unsicherheit auszulösen, weil offenbar der andere Kerl im Gegensatz zu dir in der Lage ist, sich diese materiellen Dinge zu verschaffen, die ihm Sicherheit geben, während du dich nur noch unterlegener fühlst.»

Was für Neid auf Reiche gilt, gilt auch für Neid auf Menschen, die einen besseren Körper haben oder die intelligenter sind. Man gesteht sich den Neid nicht ein. Neid ist die maskierte Emotion. Und die einfachste Form, damit umzugehen, besteht darin, einfach zu bestreiten, dass man selbst auch gerne hätte, was der andere hat: Also, man will gar nicht reich sein oder will keinen harmonisch geformten Körper haben.

Neid der Unansehnlichen

Ich habe mir manchmal die Bilder von Menschen angeschaut, die abfällige Kommentare abgaben, wenn ich ein Foto gepostet habe, auf dem man meine Figur sieht. Fast immer hatten sie eine sehr unansehnliche Figur. So wie beim Reichtum gibt es auch beim Aussehen zwei Arten, wie Menschen reagieren, wenn sie mit jemandem konfrontiert sind, der reicher

ist oder besser aussieht: Die einen reagieren neidisch, unterstellen dem anderen, er sei mit Sicherheit nur durch fiese Methoden reich und nur durch Einsatz von Anabolika muskulös geworden. Die anderen fragen sich, was sie selbst tun können, um in ihrem Leben etwas zu verändern.

Es kann ja auch um die Gesundheit gehen. Wenn Ihnen schon nicht egal ist, wie Sie aussehen, dann sollten Sie sich daran erinnern, dass Fettleibigkeit eine der wichtigsten Ursachen für zahlreiche Erkrankungen ist, so etwa für Diabetes Typ 2, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Arthrose, Schlafapnoe, Fettleber, Gallensteine und bestimmte Krebsarten. Außerdem ist starkes Übergewicht ein Risikofaktor für Bluthochdruck und Arteriosklerose und damit auch für Folgeerkrankungen wie Herzinfarkt oder Schlaganfall.

Nach einer Umfrage hatten 75 Prozent aller Berufstätigen in Deutschland im vergangenen Jahr mindestens einmal Rückenschmerzen. Jeder Vierte hat gegenwärtig Beschwerden und laut DAK-Krankenkassen-Gesundheitsreport sind Rückenschmerzen in Deutschland die zweithäufigste Einzeldiagnose für Krankschreibungen. Ich habe keine dieser Erkrankungen, kenne auch keine Rückenschmerzen und mein Blutdruck ist bei 120:70, also so wie einem 20jährigen. Ich selbst trainiere allerdings nicht überwiegend wegen der positiven Folgen für die Gesundheit, sondern weil es mir Freude macht. Und weil ich denke, dass ein gut geformter Körper auch eine Botschaft nach aussen sendet. Psychologen sagen, dass Menschen, die ihren Körper mögen, ein positiveres Selbstbild haben als jene, die ihren eigenen Körper nicht schön finden.

Rainer Zitelmann ist Historiker und Soziologe und Verfasser des Buches «Die Kunst des erfolgreichen Lebens».

VALUES WORTH SHARING

«Für meine Kunden setze ich mich persönlich ein – jeden Tag.»

Claudio Chicchini,
LGT Relationship Manager seit 2015



Private
Banking

lgt.ch/values

Wermuth fliegt für Selfie nach Berlin

Aus Sicht von Umweltschützern gehört es mithin zum Schlimmsten, was Menschen dem Klima antun können: Kurztrips mit dem Flugzeug in Europa, zum reinen Spass und Vergnügen. Eine Maschine produziert auf der Hin- und Rückreise nach Berlin laut Berechnungen von Myclimate 0,335 Tonnen CO₂ pro Passagier – mehr als die Hälfte von dem, was mit Blick auf den Klimawandel ein Mensch maximal pro Jahr verursachen dürfte.

Genau einen solchen Ausflug über das Wochenende leisteten sich die drei SP-Aushängeschilder Cédric Wermuth, Fabian Molina und Jon Pult. Die Genossen jetteten für einige Stunden in die deutsche Haupt-



«Es ging nicht anders»: Molina, Wermuth, Pult (v.l.).

stadt, um ihrem Parteikollegen Olaf Scholz an der Wahlfeier ihre Aufwartung zu machen und ein Selfie zu schiessen. Darauf angesprochen, ob sie nicht ein schlechtes Gewissen hätten, die Erderwärmung mit solchen Aktionen unnötig anzuheizen, sagte Jon Pult: «Aus Sicht des Klimas und der Umwelt ist der Flug nach Berlin natürlich nicht gut. Aber es ging dieses Mal einfach nicht anders.»

Was der Bündner Nationalrat jetzt so salopp sagt, wenn es den eigenen Spass betrifft, tönt bei den Sozialdemokraten sonst ganz anders. Ginge es nach Parteichef Wermuth, wären solche Trips gar nicht mehr möglich. Der Aargauer verlangte 2019 einen fast europaweiten Flugstopp für Flugreisen mit Destinationen, die innert zwölf Stunden per Zug erreichbar sind. Betroffen wären unter anderem Berlin, Brüssel, Barcelona, Amsterdam, Prag, Rom oder Budapest, sie gehörten als Flugziele verboten.

Aber eben: Was kümmern die SP-Kader ihre eigenen politischen Glaubenssätze, wenn sie sich einmal richtig amüsieren können. *Marcel Odermatt*

PERSONENKONTROLLE

Burkart, Keller-Sutter, Silberschmidt, Rimoldi, Wasserfallen, Cassis, Gysi, Putin, Schoigu



Party-Star: Karin Keller-Sutter.



Sonderfall: Gregor Gysi.

Thierry Burkart, Prioritätensetzer, erlebt intensive Tage. Am Samstag küren ihn die Freisinnigen zum neuen Präsidenten. Dabei muss er Prioritäten setzen. So verpasste der Aargauer Ständerat den traditionellen «Auto- und Transport-Abend». Neckischerweise gehörte der Nutzwagenverband Astag, den Burkart präsidiert, zu den Veranstaltern. Die Fahrzeugbranche hatte es auch schon einfacher in Bern: Neben mehreren SVP-Vertretern war nur ein FDP-Exponent und niemand von der Mitte am Event. Aber vielleicht hing es damit zusammen, dass gleichentags auch Gastrosuisse einlud. Ein feines Nachtessen ist auch für die verwöhnten Parlamentarier immer ein Magnet. *(odm)*

Karin Keller-Sutter, Parteifreundin, machte dem Transportunternehmen Planzer vergangene Woche ihre Aufwartung. Eingeladen hatte sie der Zürcher FDP-Nationalrat **Andri Silberschmidt**, der hier arbeitet und in einer Lagerhalle des Unternehmens seine Halbzeit als Nationalrat feierte. Wie gewann er die Justizministerin für diesen privaten Anlass? Er habe lieb gefragt und vorausgeplant, gab der Zürcher gegenüber der *Schweiz am Wochenende* zu verstehen. So einfach kann man als Parteikollege die amtierende Justizministerin als Stargast für eine private Party buchen. *(hmo)*

Nicolas Rimoldi, Heiland von Luzern, ist überall zu sehen, wo gegen das Corona-Regime demonstriert wird. Doch am Montag wurde der Co-Präsident von «Mass-voll!» in einer Beiz in Zermatt gesichtet. Liess er sich etwa heimlich impfen? Fehlanzeige, wie Rimoldi auf Anfrage versichert. Nachdem er erfahren habe, dass der betreffende Wirt sich weigere, seine Gäste zu kontrollieren, sei er extra ins Wallis gefahren, um den Mann zu unterstützen, der es ablehne,

für das BAG den Hilfssheriff zu spielen. Rimoldi reist nun kreuz und quer durchs Land, um Leute wie ihn zu beehren. Da er als Unzertifizierter von der Uni Luzern ausgesperrt wurde, hat er genügend Zeit für diese Beizentour. *(axb)*

Christian Wasserfallen, Unterworfener, offenbart unbekanntere Seiten. Der freisinnige Nationalrat aus Bern fiel in der Vergangenheit dadurch auf, dass er den von seinem Parteikollegen und Bundesrat **Ignazio Cassis** ausgehandelten Rahmenvertrag kritisierte. Aber offenbar hat ihn das Säbelrasseln der EU-Kommissare beeindruckt. Obwohl die EU die Schweiz piesakt, wo sie nur kann, sorgte der Berner mit einem Ordnungsantrag dafür, dass das Parlament noch in der laufenden Session über die Zahlung von 1,2 Milliarden Franken an die EU befindet. Damit unterwirft sich Wasserfallen dem Tempodiktat der EU. *(hmo)*

Gregor Gysi, Überlebenskünstler, hat seiner Partei das Weiterbestehen gesichert. Da der letzte DDR-Chef und heutige Linke-Politiker mit zwei anderen Genossen ein Direktmandat gewann, kann seine Partei wieder in den Bundestag einziehen, obwohl sie unter 5 Prozent blieb. Dafür sorgt eine Sonderklausel im deutschen Wahlrecht. Ein Glück, dass der 73-Jährige doch noch mal kandidiert hat. *(ky)*

Wladimir Putin, Naturbursche, vergnügte sich erneut mit seinem besten Kumpel **Sergei Schoigu** auf einem Trip in die sibirische Taiga. Der Kremlchef und sein Verteidigungsminister entdeckten eine Bärenhöhle (ohne Bewohner), wurden von einer Rehherde fast über den Haufen gerannt und fingen einen mickrigen Hecht. Die Ausflüge der beiden Männer sind mittlerweile zu einer Tradition geworden. *(ky)*

WELTWOCHEN

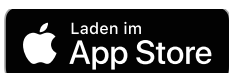
daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

MÖRGELI

Lieber mit den Diktatoren

Die Europäische Union verweigert der Schweizer Börse seit 2019 die Anerkennung der Gleichwertigkeit. Ohne jeden sachlichen Grund. Denn die Schweizer Börsen funktionieren mindestens so reibungslos wie jene von Rumänien, Litauen oder Kroatien. Die offene Diskriminierung dient einem einzigen Ziel: Brüssel will mit der Nichtanerkennung die institutionelle Unterwerfung unseres Landes erpressen.

Eine andere Börse hat die EU hingegen problemlos als gleichwertig anerkannt: jene von Hongkong. Hongkong gehört zur Volksrepublik China. Das Vorgehen der EU bei der sogenannten Börsenäquivalenz lässt nur einen Schluss zu: Die diktatorischen Institutionen von China liegen den Brüsseler Funktionären näher als die demokratischen Institutionen der Schweiz. Die EU fühlt sich den kommunistischen Machthabern eines Einparteienstaates näher als der Eidgenossenschaft mit ihren weltweit führenden Volks- und Bürgerrechten.

Gleichzeitig mit der Anerkennung der Börsengleichwertigkeit Hongkongs verhängt die Europäische Union einen Strauss von Sanktionen gegen China. Nämlich «wegen der Unterdrückung der Uiguren und anderer Minderheiten in der Region Xinjiang». Die EU, betont Brüssel, müsse aussenpolitisch stärker als Verteidigerin der Menschenrechte wahrgenommen werden. Doch allzu lautstark will man trotz allem nicht auftreten. Nämlich wegen der Investitionsabkommen mit China. So ernst nimmt's die EU mit den Menschenrechten dann doch nicht, dass man die blühenden Importe und Exporte gefährden möchte.

Es ist für uns Schweizer nicht schön, von Brüssel in der Börsenfrage gegenüber China diskriminiert zu werden. Darum darf die Schweiz nie einem Staatengebilde beitreten, das andere Staaten dermassen unglaublich diskriminiert. Wir müssen uns der Unterwerfung unter Brüssel auch darum fernhalten, weil sich die EU den Diktatoren und Despoten näher fühlt als einer über siebenhundertjährigen Demokratie. Vermutlich aus verkehrspolitischen Gründen: Die EU liebt die diktatorische Einbahnstrasse mehr als unseren demokratischen Gegenverkehr.

Christoph Mörgeli

Viel Lärm um nichts

Warteschlangen vor Tankstellen sind keine Folge des Brexits. Sie gehören zum *English Way of Life*.

Rolf Hürzeler

Mit dem Auto vor der Tankstelle anstehen ist den Briten vertraut. Wie gerade in diesen Tagen wieder, wenn Kolonnen von Wagen vor den noch geöffneten Treibstoffsäulen warten. Die meisten Automobilisten bleiben ruhig, beschäftigen sich hinter dem Steuerrad mit ihrem Handy; wenige wirken indes entnervt oder gar aggressiv.

Es gehört seit einigen Jahren zum politischen Ritual, dass alles und jedes in Grossbritannien im Lichte des Brexits gesehen wird. Naturgemäss hat jetzt die Stunde derjenigen geschlagen, die es schon immer gewusst haben. Denn sie können nicht verwinden, dass die von ihnen prognostizierten Untergangsszenarien zu Beginn des Jahres ausgeblieben sind: Der Zusammenbruch des Gesundheitssystems, leere Supermärkte oder ein angeschlagenes Finanzwesen galten als sicher. Und dann? Nichts von alledem. Die britischen Konsumenten haben den Brexit bisher im Alltag kaum gespürt. Da kommen die Schlangen vor den Tankstellen gerade gelegen.

Vergleich mit Toilettenpapier

Tatsächlich gibt es für die Versorgungsschwierigkeiten eine Reihe anderer Gründe. Zuerst sorgten die Corona-Lockdowns für einen Engpass bei der Ausbildung der Lastwagenchauffeure. Sodann suchten viele ausländische Fahrer wegen Corona die Nähe zu ihren Familien, etwa in Osteuropa. Deshalb sind Chauffeure derzeit europaweit gesuchter denn je. Etliche von jenen, die das Königreich verliessen, hätten trotz des Brexits zurückkehren können. Aber sie verzichteten darauf, denn das Pfund schwächelte gegenüber dem Euro. Ein Kursverlust schlägt sich schnell auf dem Konto nieder; ein erfahrener Lastwagenchauffeur kann in Grossbritannien mit einem Salär von lediglich 40 000 Franken rechnen.

Und ja, auch der Brexit war in diesem Fall spürbar. Mit dem Wegfall der Personenfreizügigkeit suchten weniger ausländische Lastwagenchauffeure ihr Auskommen in Grossbritannien. Genau das war eines der Ergebnisse, die mit dem Brexit erzielt werden sollten. Jetzt ist die Regierung bereit, 5000 temporäre Einreisewilligungen zu erteilen, um über die

Durststrecke zu kommen. Weitere 5000 Sondergenehmigungen gehen übrigens an die Hühnerschlachter, aber von denen redet keiner.

Gut möglich ist allerdings, dass der Benziningpass behoben ist, bevor die zusätzlichen Chauffeure über den Kanal setzen. Die britischen Lastwagenprüfungen sollen zumindest für eine Weile unbürokratischer ablaufen, um den Nachwuchs schneller zu fördern.

Wichtiger noch, die Erdölfirmer versichern, die Tanklager seien voll, und viele Fuhrhalter hätten neue Reserven anlegen können. Hamsterkäufe im Ausmass der vergangenen Tage seien nicht mehr zu erwarten. Spassvögel vergleichen die Lage mit dem Toilettenpapier in den Ladenregalen bei der erste Corona-Welle – der Engpass war schnell behoben.

Mit den Warteschlangen soll bald Schluss sein, genau wie jeweils in früheren Jahren. Damals sprach noch niemand vom Brexit; die Chauffeure demonstrierten gegen hohe Treibstoffzölle.

liebe ist...



... glückliche Erinnerungen schaffen, heute.

Linke Fehler – grosse Koalition?

Die zerstrittene Linke in Deutschland hat eine rot-grün-rote Mehrheit vergeigt.



In Deutschland hätte sich nur etwas bewegt, wenn Rot-Grün-Rot eine Mehrheit erhalten hätte. Die Linke hat diese Machtoption vergeigt.

Linker Fehler 1 — Gregor Gysi und Oskar Lafontaine sind alte Schlachtrosse. Wenn die Musik spielt, beginnen sie zu traben. Die neue Parteiführung hat dies verhindert.

Linker Fehler 2 — Als einzige Partei stimmten die Linken seinerzeit gegen den Afghanistan-Krieg. Im Sinn der Mehrheit der Deutschen, die gemäss Umfragen immer gegen diesen Krieg war. Die Geschichte gab der Linken recht. Anstatt eine zivile Logik einzufordern, liessen sie sich auf eine Anti-Nato-Debatte ein.

Linker Fehler 3 — Während vier Jahren hat die Linke über die Frage gestritten, wie viele Asylsuchende Deutschland aufnehmen soll. Ohne zu realisieren, dass die Polen, Ungarn und Griechen aus der EU längst eine Festung gegen Zuwanderung gezimmert hatten.

Linker Fehler 4 — Die Linke ist wirtschaftspolitisch schwach auf der Brust. Sie hätte sich in den Regalen von Heiner Flassbeck und *Makroskop* bedienen können. Stattdessen verbreitete Sahra Wagenknecht in ihrem Bestseller «Die Selbstgerechten» ökonomisch Anti-Schulden-Hafenkäse.

Linker Fehler 5 — Olaf Scholz hatte – vorab dank den Fehlern von Armin Laschet – einen immer besser werdenden Lauf. Der Slogan der Linken hätte lauten müssen: «Jede Stimme für die Linke ist eine Stimme für das Programm von Olaf Scholz.» So wären nicht 600 000 Wählerinnen und Wähler zur SPD abgezottelt.

Linker Fehler 6 — Wahlen bedeuten immer: Mobilisierung der Eigenen und Demobilisierung der andern. Rot-Grün-Rot machte keine Mehrheit, weil 370 000 Linkstimmende resigniert ihr Stimmrecht nicht ausübten.

Die beiden Präsidentinnen der Linken gaben sich und haben Mühe. Sie wollen «ihre Partei neu erfinden». Das wird im politischen Strassengraben enden.

Markus Söder will keine Jamaika-Koalition. Grund: Wenn diese Chaotruppe in Berlin regiert, verliert er die nächsten Landtagswahlen in Bayern. Denn das Programm von Lindner spottet jeder Beschreibung. Er will 90 Milliarden Franken pro Jahr mehr investieren. Und die bereits tiefen Steuern der Reichen weiter senken. Und trotzdem die Schuldenbremse strikt einhalten. Dies in der Erwartung, dass das Wirtschaftswachstum schwuppdwupp alle Probleme löst. Nicht ausgeschlossen, dass Lindner – wie vor vier Jahren – die Beteiligung an der Macht vergeigt.

In Richtung der Grünen hat Armin Laschet bei seinem ersten Auftritt nach der Niederlage formuliert, wie der ökologische Umbau gelingen könnte. Erstens wird die Dauer der Bewilligungsverfahren für neue, erneuerbare Energieanlagen auf sechs Monate verkürzt. Zweitens müssen alle Bundesländer für den Bau von Solar- und Windanlagen 2 Prozent ihrer Fläche als Freiflächen zur Verfügung stellen. Und drittens soll es von der Bank für Wiederaufbau zinsfreie Darlehen geben, um zu vertuschen, dass sich der Staat richtigerweise massiv ver-

schuldet, verschulden muss, wenn der schnelle ökologische Umbau funktionieren soll.

Auch für den erfolgreichen SPD-Generalsekretär Lars Klingbeil war in der Nachwahl-sendung von Anne Wille klar: Es braucht diese 2 Prozent für Freiflächenanlagen.

Das wird die Blaupause für die Schweiz sein. Die viereinhalb Alpenkantone Graubünden, Tessin, Uri, Wallis und Berner Oberland weisen eine Fläche von 18 000 Quadratkilometern auf. Auf 2 Prozent dieser Fläche kann man mit bifazialen alpinen Solaranlagen locker 40 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom ernten. Auf den Dächern über Zürich hingegen bis 2030 nur lächerliche 25 Millionen.

Reiner Haseloff wird als Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt in der Regel immer erst im zweiten Anlauf gewählt. Er hat schon mit fast allen koalitiert und gegen alle politisiert. Als Erster brachte er die Idee ins Spiel, dass sich der deutsche Michel und die schwäbische Hausfrau Stabilität wünschen.

Lange Zeit hatten die Parteien der einst grossen Koalition aufgrund der Umfragen keine Mehrheit mehr. Jetzt haben sie wieder eine. Beide wären schön blöd, wenn sie sich auf je unterschiedliche Art von der FDP und den Grünen erpressen liessen. Inhaltlich und personell.

Vielleicht wird das Merkel-Land Deutschland aus der Mitte heraus regiert. Mit Olaf Scholz als Kanzler. Mit Armin Laschet als Stellvertreter und Aussenminister.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Warum Deutschland entspannt in die Zukunft blicken kann

Nach der Bundestagswahl herrscht ringsum Trübsinn. Ohne Grund. Die Deutschen sind bestens aufgestellt, die neuen Herausforderungen zu meistern.

John Kampfner



Eine reife Gesellschaft.

In Deutschland ist das Glas meistens halbleer, selten halbvoll. Bei Wahlen gilt das ganz besonders.

In der «Elefantenrunde» von ARD und ZDF am Sonntagabend, zwei Stunden nach Schließung der Wahllokale, machten die sieben Spitzenkandidaten einen recht unglücklichen Eindruck. Kein Wunder. Keine Partei stand als klare Siegerin da, alle durften enttäuscht sein. Mit dem Wahlergebnis konnte eigentlich nur die SPD zufrieden sein, aber auch nur deswegen, weil sie mit sehr bescheidenen Erwartungen in den Wahlkampf gegangen war.

Aber warum dieser ganze Trübsinn? Warum so viel Selbstkritik? Die Verschiebung der politischen Landschaft stellt schliesslich keine Schwäche des Systems dar, sondern eine Stär-

ke. Zum ersten Mal sind die beiden «Volksparteien» auf weniger als 50 Prozent der Wählerstimmen gekommen. Das ist ein tiefgreifender Wandel, der aber, wie immer in Deutschland, schrittweise eingetreten ist, nicht durch eine Revolution. In Deutschland treten neue Parteien hervor, wenn soziale Veränderungen dies erforderlich machen.

Merkel gegen den Populismus

Diese Wahlen haben die vielen Widersprüche der deutschen Gesellschaft vor Augen geführt. Die Menschen wollen klare politische Verhältnisse, haben aber für ein unklares, fragiles Resultat gesorgt. Wenn sie sich umschauen, sehen sie ein Land, das durch Bürokratie und unzureichende Digitalisierung gehemmt wird.

Sie wollen zufrieden sein und sind doch selten zufrieden. Sie wollen Wandel und haben doch Angst vor dem Neuen. Sie wissen, dass Angela

Die Verschiebung der politischen Landschaft stellt keine Schwäche des Systems dar, sondern eine Stärke.

Merkels Zeit schon lange vorbei ist, und werden sie dennoch stark vermissen.

Es stehen schwierige Verhandlungen an. «Die Deutschen müssen Streitkultur lernen», sagt Karl-Rudolf Korte, Direktor der NRW School of Governance und namhafter Politikwissenschaftler. «Sie müssen begreifen, dass Politik mehr ist als administrative Problemlösung.»

Das war Merkels Stil. Er entsprach auch dem Wunsch der Wähler nach Stabilität, zumal nach den Hartz-IV-Reformen, die für deutsche Verhältnisse eine radikale Neuerung waren, weil sie das Fundament der sozialen Marktwirtschaft in Frage stellten.

Langsam, aber sicher – unter dieser Parole stand die Ära Merkel. Vermutlich hätte sie schon 2017 aufhören müssen, aber die vielen Probleme auf der Welt – die Wahl von Donald Trump, der irritierende Brexit, die zunehmend autoritären Regime in Polen und Ungarn – brachten sie dazu, weiterzumachen. Wer sonst hätte sich dem gefährlichen Populismus entgegenstellen sollen? Dann kam Corona, und es wurde immer dringender, den Bürgern Sicherheit zu vermitteln.

Wähler haben immer recht

Es war klar, dass das Ende der Ära Merkel Fragen aufwerfen würde. Schliesslich kennt eine ganze Generation nur sie als Bundeskanzlerin.

In den nächsten Monaten wird sich alles verändern und alles beim Alten bleiben. Merkel wird weiter amtieren und ihre «Pflicht» tun. Sollte sie es bis zum 17. Dezember schaffen, wird sie Helmut Kohl als Kanzler mit der längsten Amtszeit überholen. Nicht dass es ihr wichtig wäre, diesen Rekord zu brechen. Sie hat immer wieder erklärt, dass sie aufhören und sich um ihren Garten kümmern will, ohne die Verantwortung, das Land durch die jeweils nächste Krise zu führen.

Doch vorher wird sie noch am G-20-Gipfel und an der COP-26-Klimakonferenz in Glasgow teilnehmen. Im Januar wird Deutschland von Grossbritannien den Vorsitz der G-7 übernehmen – mit einer unerfahrenen oder einer Übergangsregierung.

In anderen Ländern würde eine solche Situation zu Sorge vor Chaos führen. In Deutschland wird die alte Regierung so lange im Amt bleiben, wie es nötig ist, allerdings keine neue Gesetze vorlegen.

Man könnte auf das Wahlergebnis mit Verzweiflung oder zumindest Enttäuschung reagieren. Aber wie es so schön heisst – die Wähler haben immer recht. Sie sorgen für ein Ergebnis, das dem Zustand ihres Landes entspricht (solange demokratische Verfahren eingehalten werden).

Die Qualität der Kandidaten war gewiss nicht überwältigend. Merkel wird zu Recht vorgeworfen, sie habe – bewusst oder unbewusst – ihre Partei und die Politik gelähmt. Die CDU konnte keinen überzeugenden Nachfolger präsentieren. Sie weiss nicht, wofür sie steht.

Mit Armin Laschet wurde jemand zum Kanzlerkandidaten gewählt, der clownesk ist wie Boris Johnson, der aber nicht dessen Charisma besitzt. Die Vorstellung, Laschet könne mit unangefochtener Autorität eine Dreiparteienkoalition führen, ist abwegig,



seine Zeit ist abgelaufen. Seine Partei sollte sich in den nächsten Jahren in der Opposition mit der Frage beschäftigen, wie konservative Politik in einem modernen Deutschland aussehen kann.

Auch wenn nun ein grosses politisches Gefilsche beginnt – das Urteil der Wähler war klar. Für sie ist Olaf Scholz der beste unter

In den nächsten Monaten wird sich alles verändern und alles beim Alten bleiben.

den zur Verfügung stehenden Kandidaten. Er soll eine Koalition mit den Grünen und der FDP bilden und eine zukunfts- und problemorientierte Regierung führen. Das wird nicht leicht sein. Es wird nur funktionieren, wenn alle Beteiligten die dafür notwendige politische Reife mitbringen.

Sechzehn Jahre Stabilität

Die Deutschen sind bestens informiert. Seriöse politische Talkshows sind beliebt, Zeitungen werden aufmerksam gelesen. Gespräche drehen sich oft um parteipolitische Detailfragen – nicht nur in der Berliner Blase.

Gemessen an anderen Ländern, war es ein anständiger, seriöser Wahlkampf, auch wenn es um viel ging und obwohl die Kandidaten nicht sonderlich mitreissend waren. Politisches Theater kommt in Deutschland nicht gut an.

In den nächsten Monaten wird also verhandelt. Manch einer wünscht sich vielleicht

politisch eindeutiger Verhältnisse, wie sie das Wahlrecht in den USA und Grossbritannien und auch in Frankreich hergibt. Alles ist relativ. In den jüngsten kritischen Diskussionen über Merkels Vermächtnis wurde verkannt, dass sie jahrelang immerhin ein starker Gegenpol zu Populismus und Autoritarismus war. Sie hat Fehler gemacht – nicht zuletzt hat sie es versäumt, ihre Nachfolge zu regeln –, aber mit der Zeit wird man ihre historischen Leistungen würdigen.

Eine reife Gesellschaft ist bereit, sich auf einen ungewissen Weg zu machen. Merkel stand sechzehn Jahre für Stabilität, eine Stabilität allerdings, die das Land lähmte. Die Deutschen wollen Veränderung, aber das Wahlergebnis macht deutlich, dass sie die Verantwortung auf mehrere Schultern verteilen wollen.

Wie Bernhard Wessels vom Wissenschaftszentrum Berlin es formuliert: «Die Deutschen wollen, dass möglichst alle Menschen repräsentiert werden, nicht nur die Mehrheit.»

Das ist eine komplizierte Aufgabe, aber eine solche politische Vielfalt sollte eher als Stärke denn als Schwäche gesehen werden.

Ein schlichtes Politikverständnis bringt nicht selten gefährliche Simplifizierer hervor. Komplexe Politik ist schwieriger, aber eben Ausdruck einer starken Demokratie. Die Deutschen sollten das Wahlergebnis vom Sonntag als Erfolg betrachten, nicht als Misserfolg.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

John Kampfner ist Journalist und Kommentator. Sein Buch «Warum Deutschland es besser macht» ist im April bei Rowohlt erschienen.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER

«Selbstbewusst, aber nicht anmassend»

Auf seinem Medien-Schiff «The Pioneer» tuckerte der Journalist Gabor Steingart durch die Bundesrepublik. Was er sah und antraf, stimmt ihn zuversichtlich.

Roger Köppel und Roman Zeller

Weltwoche: Herr Steingart, seit Mitte 2020 fahren Sie mit Ihrem Schiff «The Pioneer One» durchs Land und fühlen den Puls der Bevölkerung. Erzählen Sie uns: Was haben Sie erlebt, wie geht es Deutschland?

Gabor Steingart: Das Land ist geistig und kulturell vitaler, als es der Zustand der politischen Klasse vermuten lässt. Die über tausend Menschen, mit denen wir jeweils ein Stück auf dem Wasser zurückgelegt haben, waren fröhlich, ideenreich und zuversichtlich. Nur wenn wir über den Zustand der Berliner Republik sprachen, kehrte Melancholie in den Gesichtszügen ein.

Weltwoche: Welche Themen bewegen das Land? Worüber reden die Deutschen?

Steingart: Viele sorgen sich wegen eines dysfunktionalen Staats: Die Internetverbindungen sind lausig, die Schulen in einem bemitleidenswerten Zustand, die Bahn ist überfordert. Und die Schulden bewegen sich auf Rekordhöhe.

Weltwoche: Worum machen Sie sich am meisten Sorgen?

Steingart: Dass wir mit unseren Kindern nicht verantwortungsbewusst umgehen. Sie sind der grösste Rohstoff dieses Landes. Und wir tun nichts, um diesen wertvollen Rohstoff fachgerecht zu explorieren. In den Kinderzimmern und in den Schulen findet die grösste Talentverschwendung statt. Vorschulkinder könnten eine Sprache in hundertfacher Geschwindigkeit lernen. Stattdessen wird gepuzzelt.

Weltwoche: Was freut Sie?

Steingart: Mein Lichtblick sind die Gründer von Biontech, die uns mit dem Zaubertrank versorgen. Insgesamt sind die Familienunternehmer für viele der Garant dafür, dass Deutschland nicht abstürzt; sie vermitteln Stabilität, und es gelten traditionelle Werte wie Freundschaft, Leistung, Eigenverantwortung.

Weltwoche: Wie würden Sie die Deutschen charakterisieren? Was beeindruckt Sie?

Steingart: Ihre Gelassenheit ist grossartig. Inmitten des Zeitalters der Überforderung funktioniert der demokratische Kompass. Die Ränder wurden bei der Bundestagswahl geschwächt und die Mitte gestärkt. Wobei diese Mitte eben

nicht mehr automatisch CDU bedeutet. Die Mitte von heute ist bunter; Grün, Gelb und Rot gehören längst dazu.

Weltwoche: Gibt es eine Eigenart, die Sie auf Ihren Fahrten neu kennengelernt haben?

Steingart: Der Standesdünkel, auch der von Journalisten, ist nahezu verschwunden. Früher, beim *Spiegel*, wo ich zwanzig Jahre gearbeitet habe, glaubten wir, wir seien etwas Besseres. Besser als andere Journalisten und Politiker – und klüger als die Leser sowieso. Gerade auf einer Expeditionsreise, wo Journalisten, Tontechniker, Schiffsjungen und Kapitäne in jeder Stadt auf die Bürger treffen, zeigt sich eine neue Egalität. Der Gedanke, dass wir nicht gleich, aber gleich wertvoll sind, hat sich durchgesetzt. Das neue Deutschland ist selbstbewusst, aber nicht anmassend.

Weltwoche: Inwiefern widerspiegeln sich Ihre Schifffahrtserlebnisse im Wahlausgang?

Steingart: Armin Laschet hat uns besucht, aber er konnte die Gäste nicht überzeugen. Die Menschen waren wohlwollend, aber eben nicht begeistert. Die politische Suppe war zu dünn.

«Lindner hat verdammt gute Nerven. Er kann mit Niederlagen umgehen und sie in Siege verwandeln.»

Weltwoche: Ist das eine gute Wahl, aus der Perspektive Ihrer Alltagseindrücke?

Steingart: Deutschland ist nicht nach links gerückt. Die Mitte hat sich artikuliert: Die Menschen wollen Olaf Scholz, aber keinen Sozialismus. Die grünen Wähler wollen Klimaschutz, aber nicht den Überwachungsstaat. Das liberale Element wurde gestärkt. Die FDP ist nicht mehr nur die Partei der Besserverdiener, sondern auch der Jungen und Weltoffenen.

Weltwoche: Welche Koalition ist, aus Ihrer Sicht, nun die beste für Deutschland?

Steingart: Trotz der Kombinationsmöglichkeiten gibt es zu einer SPD-geführten Ampelkoalition keine Alternative. Grüne und Liberale können und dürfen einer abgehalfterten CDU nicht in den Sattel verhelfen. Das wäre zwar

nicht gegen unsere Wahlgesetze, aber gegen den Geist der Demokratie.

Weltwoche: SPD und CDU erzielten historische Tiefstände: Was heisst das?

Steingart: Am Sonntag wurde die Ära Merkel beendet. Der politische Konservatismus ist begründungspflichtig geworden. Aber die Wahl hat auch gezeigt: Totgesagte leben länger, wenn an der Spitze ein vertrauenswürdiges und kompetentes Gesicht auftaucht. Der Zentralwert der Deutschen ist eben nicht Marktwirtschaft und nicht Sozialismus, sondern Normalität.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie Christian Lindner, den Königsmacher?

Steingart: Er hat verdammt gute Nerven. Er kann mit Niederlagen umgehen und sie vor allem in Siege verwandeln. Seine Schwächen in der Vergangenheit: zu sprunghaft und zu laut. Der neue, gemässigte Ton steht ihm besser.

Weltwoche: Flirtet er zu sehr mit den Grünen?

Steingart: Ich glaube nicht, dass er flirtet. Er sucht eine Mehrheit für seine Überzeugungen.

Weltwoche: Sie waren einmal bei den Grünen: Würden Sie heute immer noch beitreten?

Steingart: Unbedingt. Das war eine prägende Erfahrung. Ich gehörte zur grünen Gründergeneration, war einer dieser fleissigen und neugierigen Realos und durfte damals als Zweitsemester in der Universitätsstadt Marburg politische Verantwortung übernehmen. Ich gehörte plötzlich den Aufsichtsräten von so bedeutsamen Unternehmen wie der Schlachthof AG, der Fremdenverkehrs AG oder dem Aufsichtsgremium des Altersheims St. Jakob an. Ich sass im Haushaltsausschuss einer 60 000-Einwohner-Stadt. Und das Beste: Wir regierten mit. Meine Lernkurve war so steil wie die Flugbahn von Apollo 11.

Weltwoche: Einst standen die Grünen für Basisdemokratie. Heute steht dies nicht mehr im Wahlprogramm. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Steingart: Es hat sich herausgestellt, dass auch in der Demokratie Führung notwendig ist – demokratisch kontrollierte Führung. Aber die Idee der Basisdemokratie, dass Menschen über



«Das wäre ein Husarenstück»: Medienunternehmer Steingart.

ihr Leben und ihr Gemeinwesen mitbestimmen wollen und dürfen, und dies nicht nur alle vier Jahre, finde ich nach wie vor charmant. Übrigens: Die Grünen habe ich an dem Tag verlassen, an dem ich als Journalist zu arbeiten begann. Parteibuch und journalistische Unabhängigkeit passen für mich nicht zusammen.

Weltwoche: Die Grünen erreichten knapp 15 Prozent, während Wahlumfragen zeitweise fast 30 Prozent prognostizierten. Was lief schief?

Steingart: Umfragen sind Stimmungsbilder, keine Prognosen. Die Grünen haben aber die demoskopischen Depeschen falsch gelesen. Die Kanzlerkandidatur war ein Missverständnis, eine Anmassung, die zurückgewiesen wurde.

Weltwoche: Könnte man das schlechte Resultat von Frau Baerbock auch als eine Art «Absage an die Frauenquote» werten?

Steingart: Ich glaube nicht. Das Resultat ist nur dann schlecht, wenn man es ins Verhältnis zu den übertriebenen Erwartungen setzt. Gemessen an der Wahl 2017, war es ein Erfolg. Es gibt für die Grünen keinen Grund zu hadern, sie spielen eine wichtige Rolle. Nur nicht die Hauptrolle. Das müssen sie annehmen.

Weltwoche: Sagen Sie etwas Positives über Armin Laschet.

Steingart: Armin Laschet ist das, was man einen feinen Kerl nennt. Er besitzt Humor und ist den Menschen zugewandt. Mit ihm ist man gerne zusammen.

Weltwoche: Unsere These: Er wird Kanzler. Weil die Ampel an Lindner scheitert.

Steingart: Das wäre ein Husarenstück. Die CDU ist abgewählt. Ein grüner Parteitag wird dieser Krönung nicht zustimmen. Es sei denn:

SPD und Grüne verkrachen sich. Und vergessen Sie nicht: Lindner ist ein wichtiger Spieler, aber nicht der alleinige Königsmacher.

Weltwoche: Von den Sturzfliegern zum Senkrechtstarter: Olaf Scholz. Wie war diese Aufholjagd möglich?

Steingart: Olaf Scholz hat eine Fünfsternekampagne geführt, präzise und konsistent. Keine Ausrutscher, keine Peinlichkeiten. Vom Plakat bis zum persönlichen Auftritt war alles aus einem Guss. Das hat man in diesem Perfektionsgrad in Deutschland lange nicht mehr gesehen. Und die nach links gedrehte SPD dahinter hat einen wichtigen Beitrag geleistet, indem sie die Klappe gehalten hat. Sein Auftritt und ihr Schweigen, das war die Zauberformel.

«Von der Schweiz können wir viel lernen. Die deutsche Demokratie unterfordert die Menschen.»

Weltwoche: Olaf Scholz wirkt fast schon unheimlich professionell. Der Mann strahlt etwas geradezu Computergeneriertes aus. Wie schätzen Sie ihn als Menschen ein?

Steingart: Er ist kein Roboter, aber er ist sehr kontrolliert. Ich bin ein grosser Fan des Buchs «Sei nicht authentisch» von Stefan Wachtel. Im Berufsleben, ob als Politiker oder als Vorstandschef, gehe es um ein rollengerechtes Verhalten statt um Authentizität oder Individualität. Eine Führungsfigur dürfe nicht verrückt, albern und wankelmütig sein, sondern müsse Kompetenz, Relevanz und Stabilität vermitteln. Scholz steht für dieses rollengerechte Verhalten. Er ist jetzt nicht der Olaf. Er ist Deutschland.

Weltwoche: Wünschen sich die Deutschen am Ende nicht immer eine grosse Koalition?

Steingart: Das ist ein Vorurteil, aber in einem haben Sie recht: Deutschland ist ein Land der Mitte.

Weltwoche: Mehr Demokratie wagen: Hätten das die Bürger nach ihren heldenhaften Leistungen – demokratischer Wiederaufbau, Aufbau und Finanzierung der EU, des Euro, der Wiedervereinigung, der Migrationswelle – nicht mehr verdient?

Steingart: Hier können wir von der Schweiz viel lernen. Die bundesdeutsche Demokratie unterfordert die Menschen.

Weltwoche: Welchen Missstand muss die neue Regierung jetzt anpacken?

Steingart: Deutschland befindet sich in einem Modernisierungstau. Der Staat ist nicht fit für das 21. Jahrhundert. Auf der anderen Seite braucht die Wirtschaft den modernen Staat – nicht als Vormund, aber als klugen Regelsetzer. Sonst werden der Sprung ins digitale Zeitalter und die Transformation unserer Energieversorgung nicht gelingen.

Weltwoche: Unser Gefühl: Deutschland geht in Richtung Planwirtschaft. Und erst noch ohne Plan. Sehen Sie das auch so? >>>

Steingart: Wir erleben den anmassenden und übergriffigen Staat, der alles regeln will und im Alltag nicht liefert. Er will die Mobilitätswende organisieren und bekommt nicht mal seine Bahn AG in Ordnung. Meine Meinung: Die Planwirtschaft fällt aus, schon weil der Staat keinen Plan hat.

Weltwoche: Wie steht es eigentlich um die Freiheit in Deutschland?

Steingart: Freiheit wird nicht geschenkt, man muss sie sich erkämpfen. Jeden Tag neu. Meinungsfreiheit beginnt dann, wenn andere wollen, dass du schweigst.

Weltwoche: Der britische Autor John Kampfner ist zuversichtlich für Deutschland, weil die Deutschen «so selbstkritisch» seien. Das sei besser als die Überheblichkeit der Franzosen, der Snobismus der Briten und die Sorglosigkeit der Südländer. Würden Sie Kampfner widersprechen?

Steingart: Ich finde, wir müssten wieder selbstkritischer sein. Es geht nicht darum, das Gespenst von Weimar zu beschwören. Aber es geht darum, der Schönfärberei ein Ende zu setzen. Deutschland muss sich am Riemen reissen.

Weltwoche: Viele freuen sich, dass die Ära Merkel endet. Halten Sie dagegen: Was ist Merksels grösste Qualität?

Steingart: Ihre Standfestigkeit.

Weltwoche: Ist Deutschland heute besser als vor sechzehn Jahren?

Steingart: Auf jeden Fall, Deutschland gedeiht, nur wachsen andere schneller. Aus dieser Differenz ergibt sich unsere Problematik: Deutschland war früher ein ökonomischer Angreiferstaat. Heute spielen wir auf Halten.

Weltwoche: Merksels grösster Fehler?

Steingart: Dass sie das Gespräch über Alternativen nie geschätzt hat. Das Land wurde von ihr nicht geführt, sondern eingeordnet.

Weltwoche: Mit Merkel wurde rechts zum Sperrbezirk: Haben wir hier eine undemokratische Verengung des Meinungskorridors?

Steingart: Es gab zumindest den Versuch, alle Gedanken rechts der Mitte aus dem Diskurs auszuschliessen. Das war ein Fehler und hat zur Trotzreaktion geführt. Die AfD ist eine solche Trotzreaktion.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die AfD?

Steingart: Das ist eine Partei, in der stramme Konservative und Rechtsextreme zusammengefunden haben. Sie ist für mich der Notauschalter, der deutliche Hinweis, das etwas nicht in Ordnung ist. Aber die Lösung ist sie nicht. Nach dieser Bundestagswahl müsste die Partei ohnehin umbenannt werden in «Alternative für

«Viele Journalisten fühlen sich als Teil einer Apokalypse-Industrie. Ich nicht.»

Ostdeutschland». Überall musste sie Verluste hinnehmen, nur im Osten kann sie reüssieren.

Weltwoche: Was halten Sie der AfD zugute?

Steingart: Nichts, ich finde, die AfD hat die Chance verpasst, sich von ihrem braunen Flügel zu trennen.

Weltwoche: Finden Sie es nicht beleidigend, wenn Millionen von Wählern unterstellt wird, sie würden Nazis hinterherlaufen? Unser Eindruck ist anders: Die Deutschen sind doch ein Stabilitätsanker der relativen Vernunft. Sie haben eine erdbebensichere Demokratie nicht nur aufgebaut, sie leben sie auch.

Steingart: Die AfD ist für mich kein Stabilitätsanker. Ich würde jedem unzufriedenen Bürger raten, sich nicht in die Nähe von Holocaustleugnern, Antisemiten und Ausländerfeinden

zu bewegen. Auch Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen entschuldigt diesen Flirt mit der Vergangenheit nicht. Wir alle sind nicht für die Nazizeit verantwortlich. Aber wir sind dafür verantwortlich, dass sie sich nie wiederholt.

Weltwoche: Zum politischen Klima: Wurde der Tonfall rauer oder die Gesellschaft überempfindlicher?

Steingart: Beides. Die inhaltliche Kontroverse ist das Lebenselixier der Demokratie. Deshalb darf man sich von sogenannten Identitätspolitikern nicht ins Bockshorn jagen lassen.

Weltwoche: Sie waren zwanzig Jahre beim Spiegel, danach Chefredaktor und Verleger des Handelsblatts: Warum wurden Sie Journalist?

Steingart: Rudolf Augstein hat mal gesagt: Jeder gute Journalist träumt davon, mit seinen Texten die Welt besser zu machen. Ich glaube, da hat er recht.

Weltwoche: In Ihren Worten, was ist guter Journalismus? Worum geht es?

Steingart: Meinungsfreiheit beginnt, wenn andere wollen, dass du schweigst. Der Journalist muss sagen, was los ist. Und wenn er, gewissermassen als Hobby, auch das denkt, was noch gar keiner vor ihm gedacht hat, umso besser. Dann ist er auf dem Weg vom Journalisten zum Publizisten.

Weltwoche: Vor drei Jahren gründeten Sie Ihr eigenes Unternehmen, Media Pioneer. Wie lautet Ihre Botschaft? Was ist Ihr Credo?

Steingart: Wir haben den Satz von Hannah Arendt zu unserem gemacht: «Wahrheit gibt es nur zu zweien.»

Weltwoche: Kann es sein, dass der deutsche Medienbetrieb eine romantische Beziehung zur Apokalypse pflegt?

Steingart: Viele Journalisten fühlen sich als Teil einer Apokalypse-Industrie. Ich nicht. Ein Journalismus, der in Wahrheit Negativismus ist, kann dem Land keinen Dienst erweisen.

Weltwoche: Sie sind in Westberlin geboren. Wie hat Sie die geteilte Stadt geprägt?

Steingart: Hier konnte man erleben, was Polarisierung wirklich bedeutet. Am Ende der Zuspitzung war alles gespalten: das Denken, das Leben, die Stadt. Und meine Familie auch.

Weltwoche: Ihre Mutter ist Deutsche, der Vater stammt aus Ungarn: Wie denken Sie über Ungarn, Ihre zweite Heimat?

Steingart: Meine Gedanken dazu sind zu komplex, als dass ich sie hier teilen möchte. Ungarn ist ein schwieriges Vaterland.

Weltwoche: Sie haben drei Kinder: Wie lauten Ihre Erziehungsgrundsätze?

Steingart: Ich versuche, die Erziehung nicht wie Erziehung aussehen zu lassen. Ich versuche, Vorbild zu sein. Albert Camus: «Gehe nicht vor mir her, vielleicht folge ich dir nicht. Geh nicht hinter mir, vielleicht führe ich dich nicht. Geh einfach neben mir und sei mein Freund.»

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Bundespräsident Guy Parmelin geht dem Amtsschimmel an den Kragen

Ab Montag, 4. Oktober, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 11. Oktober, täglich ab 17.20 Uhr auf

TELE Z

www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



Rechts sein ist verboten

Die Brandmarkung von «rechts» als schmutzig ist einer der grössten sprachpolitischen Erfolge der Linken. Doch ein Staat ohne rechte Seite ist eine halbe, eine gelenkte Demokratie.

Harald Martenstein

Im deutschen Wahlkampf hat sich der CDU-Kanzlerkandidat Armin Laschet zum «Kampf gegen rechts» bekannt. Nicht zum Kampf gegen den Rechtsextremismus, nicht zum Kampf gegen die rechtspopulistische Konkurrenzpartei AfD, nein: gegen rechts, ganz allgemein.

Jahrzehntelang hatte sich die Union als «Volkspartei der rechten Mitte» definiert, ein Mitte-rechts-Bündnis bis weit hinein ins Konservative. Das war ihr Erfolgsmodell. Gemässigt linke Politiker wie der Herz-Jesu-Sozialist Norbert Blüm gehörten zu ihr wie Franz Josef Strauss, der manchmal den äussersten Rand des demokratischen Spektrums touchierte.

Nach Angela Merkel ist die Union eine von drei mehr oder weniger sozialdemokratischen, mehr oder weniger grünen Parteien geworden – scharf abgegrenzt nicht nur gegen rechts aussen, sondern gegen rechts. Sie wirkt devot, sie hat sich aufgegeben.

Diffamierendes Beiwort

Der «Kampf gegen rechts» wird vom Staat mit Millionen gefördert, man kann ihn zum Hauptberuf machen. Aber wer nicht zwischen «rechts» und «rechtsradikal» differenziert, der kämpft nur zum Schein gegen eine Wiederkehr der Nazis, in Wirklichkeit kämpft er gegen die Demokratie. Der Gegensatz zwischen rechts und links war, von Anfang an, eine Konstante der bürgerlichen Gesellschaften. Ein Staat, dessen legitimes politisches Spektrum nur von halblinks bis links-extrem reichen darf, wäre nur noch eine halbe, eine gelenkte Demokratie. Die Grundrichtung wäre vorgegeben.

Als in Frankreich 1789 die Generalstände tagten, nahm der Adel an der rechten Seite des Königs Platz. Der dritte Stand sass links. Seitdem haben die Wörter «rechts» und «links» auch politische Bedeutung. Die Rechten verteidigen das Bestehende, sofern sie es gut finden, sie stehen also auf der Bremse. Die Linken wollen Veränderungen, die sie für nötig halten, sie bedienen das Gaspedal. Beide können richtig- oder falschliegen.

Die Brandmarkung des Wortes «rechts» als schmutzig und beinahe gleichbedeutend mit «Nazi» ist einer der grössten sprachpolitischen Erfolge der Linken. «Rechts» wurde ihr Kampfbegriff gegen alle, die ihr nicht sofort zustimmen.

Beliebt sind auch Wörter wie «rechtskonservativ» oder «rechtsoffen». Ersteres wird für Zeitungen oder Menschen verwendet, die eindeutig Extremismus ablehnen, aber denen man eine konservative Neigung nachsagen kann. Mit dem diffamierenden Beiwort «rechts» sollen sie ins braune Zwielicht gerückt werden. «Rechtsoffen» gilt Personen, die oft eher der Linken nahestehen, es aber wagen, mit Menschen ausserhalb der erlaubten Zone Kontakt zu pflegen.

Konservative sind in Wahrheit so ziemlich das Gegenteil der Nazis, die Revolutionäre waren, Gesetze und Institutionen verachteten, einiges bei den Kommunisten abkupferten und vom christlichen Menschenbild nichts hielten. Den Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland hat von 1939 bis 1941 ein Rechter fast allein angeführt, der britische Premier Winston Churchill.

Er war freiwillig gegen Hitler angetreten, er wurde nicht angegriffen wie Stalin. Der Weg zur Europäischen Union wurde nach dem Krieg von Rechten eingeschlagen, die Churchill, de Gaulle und Adenauer hiessen. Rechte Offiziere haben 1944 den Aufstand gegen Hitler gewagt

und mit ihrem Leben bezahlt. Dass sie keine Kommunisten waren, verzeihen ihnen manche bis heute nicht. Deutschen Konservativen wird zu Recht vorgehalten, dass ihre Parteien 1933 Hitlers Ermächtigungsgesetz zugestimmt hatten. Dass die meisten linken Intellektuellen zur gleichen Zeit das Terrorsystem der Sowjetunion guthiessen oder verharmlosten, trotz Millionen Toter, wird ungern erwähnt.

Wählerischer Moralismus

Sogar die radikale Linke steht irgendwie für Moral, alles Rechte steht für Verbrechen: So klingt eine der erfolgreichsten politischen Lügen der Geschichte. Wer als Linker den Kolonialismus der Europäer geisselt, vergisst meistens, dass es bis heute immer noch eine grosse Kolonie gibt, sie heisst Tibet und wird von China beherrscht.

Wer vom Militarismus spricht, meint nie die Militärparaden in den kommunistischen Hauptstädten. Der Kampf gegen Sexismus und Diskriminierung ist notwendig, das sehen auch viele Rechte ein, aber im Gegensatz zu manchen Linken sprechen sie auch laut über die Unterdrückung der Frau in der islamischen Welt und die Tatsache, dass in Kuba Homosexuelle nicht heiraten dürfen. Der Moralismus vieler Linker ist wählerisch, er kommt nur dann zum Einsatz, wenn er eigenen Zielen nützt.

Rechts und links gibt es in einer gemässigten, kompromissbereiten Variante, zum Beispiel als Konservative und Sozialdemokraten, oder als blutrünstige Unterdrückungssysteme unter Führern wie Hitler, Stalin oder Pol Pot. Gemässigte Linke und gemässigte Rechte, zum Beispiel der Deutsche Olaf Scholz und der Brite Boris Johnson, haben bei allen Unterschieden viel mehr miteinander gemeinsam als mit den Extremisten von links und rechts. Für die Bewohner eines Staates ist die Frage, ob sie von Moderaten oder von Radikalen regiert werden, wichtiger als die Frage nach rechts und links.



Harald Martenstein lebt als Journalist und Buchautor in Berlin und in der Uckermark. Seine Kult-Kolumne «Martenstein» erscheint seit 2002 im *Zeit-Magazin*.

Endstation Gemütlichkeit

Die CDU erlebt eine Implosion. Die Partei weiss nicht mehr, wer und was sie ist. Sie hat keine Seele mehr. Anmerkungen zum historischen Niedergang der einst stolzen Volkspartei.

Reinhard Mohr

Berlin

Wer in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mitten in der Sturm-und-Drang-Phase war, erinnert sich noch genau daran: Die CDU, gross geworden mit Konrad Adenauer und Ludwig Erhard, der Ikone des deutschen «Wirtschaftswunders», hatte das Dauerabonnement auf die Regierungsbildung. Sie war die Staatspartei schlechthin, Volkspartei sowieso. Wir kannten es nicht anders.

Als Adenauer am 19. April 1967 starb, musste unsere Klasse in der Frankfurter Wöhlerschule, die damals noch für Buben reserviert war, im Musikunterricht aufstehen und eine Schweigeminute abhalten. Bei anderen Gelegenheiten erzählte der Lehrer gern vom Krieg, von dem Stahlsplitter in seinem Kopf und vom richtigen Gebrauch einer Handgranate, die man keinesfalls zu spät in den feindlichen Graben werfen sollte, weil die Explosion nach etwa drei Sekunden erfolgt. Heute würde der kriegserfahrene Oberstudienrat in Handschellen abgeführt.

Feind waren die «Sozen»

Auch das ZDF, heute eine öffentlich-rechtliche Anstalt für Diversity, Wokeness, Gendergerechtigkeit und hingebungsvolle Jan-Böhmermann-Gefolgschaft, war damals schwarz wie die Nacht. Noch im dunklen Keller sah man die Schatten des beinharten Konservatismus eines Gerhard Löwenthal, der unermüdlich die DDR-Kommunisten und ihre mörderische Mauer anprangerte. ZDF-Intendant war Karl-Günther von Hase, der stolz das Ritterkreuz trug, das er sich im Zweiten Weltkrieg durch die tapfere Abwehr eines sowjetischen Infanterieangriffs erworben hatte. Ein anderer Wehrmachtsoffizier war Alfred Dregger, langjähriger CDU/CSU-Fraktionschef im Deutschen Bundestag, Inbegriff jener «Stahlhelm»-Fraktion, bei der der Seitenscheitel so scharf gezogen war wie die antikommunistische Rhetorik.

Konservative Mehrheiten von über fünfzig Prozent der Wählerstimmen bei Landtagswahlen waren nicht selten, im Bayern des



Ein bisschen Sturm und Drang: Helmut Schmidt (l.), Helmut Kohl, 1984.

Altphilologen Franz Josef Strauss, den mein Vater verehrte, gerne auch eine solche von über 60 Prozent. CDU und CSU waren konservativ, christlich und prowestlich, patriotisch wie proamerikanisch, verteidigten die soziale Marktwirtschaft und sorgten für Sicherheit und Ordnung.

Ihr natürlicher Feind in der freien Wildbahn waren die Sozialdemokraten, jene «Sozen» (Helmut Kohl), die eigentlich immer haarscharf am Landesverrat entlangschrammten und, unbelehrbar, noch den «demokratischen» Sozialismus anstrebten. Dass daraus nichts wurde, lag nicht nur am Widerstand der CDU, sondern auch an jenen 68ern, die es noch einmal auf Biegen und Brechen versuchen wollten, am Ende aber in maoistischen Sekten oder dem RAF-Terrorismus landeten. Keine wirkliche Werbung für neue sozialistische Ambitionen, auch wenn Kevin Kühnert, SPD-Vize, davon träumen mag.

Als Willy Brandt 1969 mit 42,7 Prozent der SPD-Stimmen in einer Koalition mit der FDP zum Bundeskanzler gewählt wurde, ging es nur noch darum, «mehr Demokratie zu wagen». Dass die Union mit 46,1 Prozent immer noch die mit Abstand stärkste Partei war und dennoch in der Opposition landete, war ein Schock für die siegewohnten Christdemokraten. Das erste Wetterleuchten einer neuen Zeit voller sozialer und kultureller Umbrüche.

Spießig und anachronistisch

In der zweiten Hälfte der wilden siebziger Jahre wurde ein gewisser Helmut Schmidt Regierungschef, der mit Sozialismus gar nichts im Sinn hatte. Sein philosophischer Hauptsatz «Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen» genügte den moralischen Weltverbesserungsansprüchen der jungen Generation allerdings nicht ganz. Diese Lücke füllten die Grünen, die

in den achtziger Jahren den Sozialdemokraten schwer zu schaffen machten.

Davon profitierte wiederum Helmut Kohl, der zu Beginn seiner Kanzlerschaft 1982 eine «geistig-moralische Wende» proklamierte, aus der jedoch nichts wurde. Zu sehr hatte der linke, Post-68er-Zeitgeist bereits die Republik verändert – mit Anti-Atomkraft-Protesten, Alternativkultur und einer «Friedensbewegung», die deutlich antiamerikanische Züge trug, obwohl ihre Mittel, ob Sit-in oder Die-in, aus der amerikanischen Protestbewegung stammten, wie auch die Begleitmusik, von Joan Baez bis Bob Dylan.

Es war die Zeit, da Helmut Kohl als «Birne» verspottet wurde, als hoffnungslos rückständiges, fleischgewordenes «pfälzisches Gesamtkunstwerk» (Joschka Fischer), ein Provinzler, der immer noch das Wort «Vaterland» in den Mund nahm, Staatsgästen seine «Heimat» zeigte, ihnen im «Deidesheimer Hof» den «Saumagen» vorsetzte und insgesamt jene Bürgerlichkeit verkörperte, die vielen als spiessig und anachronistisch galt. Selbst Pfälzer Wein, heute ein erstklassiges, weltweit begehrtes Spitzenprodukt, wurde zum Inbegriff geistiger Enge – wir tranken stattdessen billigen Lambrusco und Valpolicella. Dabei bildete das Helmut-Kohl-Universum immerhin noch jenen erfolgreichen Markenkern der CDU, der der orientierungslosen Partei nun völlig abhandengekommen ist.

Moralismus als dominante Währung

Mauerfall und deutsche Wiedervereinigung sorgten noch einmal dafür, dass es zumindest am Wahltag eine liberal-konservative Mehrheit gab. Doch das ohrenbetäubende Pfeifkonzert

Der Weg zur bedingungslosen «Weltoffenheit» war nach dem Mauerfall vorgezeichnet.

während der Berliner Rede Helmut Kohls nach dem Mauerfall am 10. November 1989 offenbarte schon den spezifisch deutschen Charakter des «Clash of Civilizations». Motto: «Nie wieder Deutschland!» Deutschland peinlich Vaterland. Der Weg zur bedingungslosen «Weltoffenheit» war vorgezeichnet.

In der ominösen Zivilgesellschaft setzte sich derweil der Siegeszug grünalternativer Milieus fort, der heute fast die gesamte Medienöffentlichkeit prägt. Helmut Kohl bei Maybrit Illner oder Anne Will? Undenkbar. Dazu kommt jenes Phänomen, das der Soziologe Andreas Reckwitz die «Gesellschaft der Singularitäten» nennt: die Auflösung traditioneller Bindungen und Autoritäten und die Ausdifferenzierung unterschiedlichster kultureller Milieus, die ihre jeweils eigenen Blasen bilden.

Jeder kann sich jetzt bemerkbar machen, für jeden noch so absurden Hungerstreik gibt

es eine interessierte Öffentlichkeit. Die dominante Währung dieser Aufmerksamkeitsökonomie heisst Moral, besser: Moralismus. Berlin verzeichnet inzwischen pro Jahr etwa 4000 Demonstrationen. CDU-freundlich ist keine von ihnen. Einst war Richard von Weizsäcker Regierender Bürgermeister von Berlin – heute liegt seine CDU dort bei 18 Prozent.

In der nun zu Ende gehenden Ära Merkel beschleunigte sich der gesellschaftliche Klimawandel noch, was zunächst gar nichts mit der Erderwärmung zu tun hatte. Die Fähigkeit, liberale und konservative Prinzipien politisch immer wieder neu zu formulieren, ging verloren. Stattdessen gab es, mit Verzögerung und oft verdruckst-halbherzig, eine schleichende Anpassung an den Zeitgeist, den mehr und mehr die Grünen bestimmten.

Gerade für die Generation der Babyboomer, die hautnah miterlebt hat, wie man vermeintlich überkommene Autoritäten weichkocht, die zu feige sind, ihre eigenen Überzeugungen entweder zu verteidigen oder offen zu revidieren, war es faszinierend, zu sehen, wie Merkel klassische CDU-Positionen aufgab, ohne darüber zu reden. Der Machtopportunismus der Partei liess es, teils murrend, geschehen.

Das Ergebnis dieser zeitlupenhaften Linkverschiebung der Union ist bei der Bundestagswahl auf drastische Weise deutlich geworden: eine Implosion, ein Zusammenbruch der Volkspartei, die nicht mehr weiss, wer sie ist, und was sie, faustisch gesprochen, im Innersten zusammenhält. So hat sie nun auch keine Seele mehr. Sie bietet keine intellektuelle Heimat und strahlt keine Autorität mehr aus.

Die Folgen betreffen auch den Rest des Landes: Ob bei der Sozial-, Klima- oder Migrationspolitik – das, was einst etwas hochtrabend «Streitkultur» genannt wurde, ist auf einen schmalen Korridor dessen geschrumpft, was man gefahrlos sagen kann, ohne sich Ärger mit Freunden oder den üblichen Meinungssoldaten der Twitter-Republik einzuhandeln. Ansonsten droht der notorische Shitstorm.

Klare Kante

Angela Merkel ist mitverantwortlich für diese Verarmung der Debattenkultur. Für mich persönlich war das Jahr 2015 entscheidend, als mein Bauchgefühl nicht mit den Wonnen der Willkommenskultur übereinstimmte. Das ging auch anderen so.

Neu war, dass man Skepsis, Zweifel und Befürchtungen lieber im kleinen Kreis äusserte. Angstkultur statt Debattenkultur, politisch korrekter Konsens statt schmerzhafter Konflikt. Keine offene Auseinandersetzung.

Genau die aber ist jetzt die einzige Möglichkeit für die CDU, einen Neustart hinzulegen. Ein bisschen Sturm und Drang kann da nicht schaden. Manchmal auch die klare Kante. Es muss ja nicht der Seitenscheitel sein.

Alpen-Machiavelli Markus Söder



Der Verkleidungskünstler: Söder

Es war einer der dummen und obendrein unwahren Sprüche aus dem politischen Poesiealbum, mit denen SPD-Kandidat Olaf Scholz im Wahlkampf hausieren ging: «Die Bürgerinnen und Bürger

wählen den Bundeskanzler.»

Ein Blick ins Grundgesetz hätte gezeigt, dass das nicht der Fall ist. Ein Blick auf das Parteiengezänk und -gezerre in Hinterzimmern und auf offener Bühne in diesen Tagen beweist noch deutlicher, dass diese Personalie die Wähler überhaupt nichts angeht.

Ein einziges Ziel

Oder wie ist es sonst zu verstehen, dass plötzlich sogar wieder Bayerns Ministerpräsident Markus Söder als möglicher Kanzler einer schwarz-grün-gelben Jamaika-Koalition gehandelt wird – und dies, obwohl er gar nicht für den Bundestag kandidierte und dort auch kein Mandat hat?

Er selbst hat diese Berichte bislang nicht kommentiert. Es wäre wohl sogar für den wendigsten aller Wendehälse eine Wendung zu viel. Denn seit dem Wahltag forderte Söder gleichzeitig das Kanzleramt für die Union («Richtig erneuern kann man sich am besten in einer Regierung») und den Gang in die Opposition («Die Ampel kommt»). Aber was gilt nun eigentlich?

Diese Ambivalenz des Franken zieht sich durch den ganzen Wahlkampf, in dem er nie einen Zweifel daran liess, dass er sich selbst für den besseren Spitzenkandidaten hielt, selbst wenn er Armin Laschet giftig lobte. Das Bayerische kennt hier das schöne Wort «hinterfotzig».

Aber was will er wirklich? Will er regieren, will er opponieren? Die Antwort ist erschreckend einfach. Seit er als Sechzehnjähriger in die Junge Union eintrat, verfolgt Söder nur ein einziges Ziel – seine eigene Karriere. Er will ganz hoch hinaus, Nürnberg, Franken, Bayern sind ihm viel zu klein. Der auf dem Boden liegende Loser Laschet ist für ihn nur eine weitere Stufe auf dem Weg nach oben.

Wolfgang Koydl

Danke, Olaf

Im Vergleich zum Mai 2020 macht die SPD rund 22 Prozentpunkte auf Armin Laschets CDU gut. Das Sensations-Comeback gelang dank Kanzlerkandidat Scholz.

Marie von den Benken

Als ich im Mai 2020 der SPD beitrete, steht die einstmals stolze Sozialdemokratie bei 14 Prozent. Die Union 20 Prozentpunkte davor. Das ist wie ein 5:0 drei Minuten vor Abpfiff: uneinholbar. Das umzukehren, wäre eines dieser Wunder, die Hollywood gerne in Blockbustern verkitscht und die Kinosäle in ein Meer aus Gänsehaut verwandeln.

Anfang dieses Jahres – Olaf Scholz ist inzwischen Kanzlerkandidat – ist von Gänsehaut jedoch nichts zu spüren. Die Arbeiterpartei scheint von politischer Renaissance weiter entfernt als Lothar Matthäus vom Nobelpreis. Bei Buchmachern wetten vermutlich mehr Menschen auf «Angela Merks heisse Affäre mit Annalena Baerbock» als auf «Olaf Scholz den Bundeskanzler».

Unterschätzt und belächelt

Im November gastiere ich im Willy-Brandt-Haus. Ich erwarte eine Wolke der Melancholie über der Parteizentrale. Aber: Von Resignation ist keine Spur. Ist man in der Herzkammer der Sozialdemokratie überzeugt, das Ruder rumreissen zu können? Mit Olaf Scholz?

Man hört ja viel über Innenverhältnisse in der Partei. Meistens von selbsternannten politischen Beobachtern, von angeblichen Insidern. Scholz habe weder Rückendeckung an der Basis noch in der Chefetage, heisst es. Kevin Kühnert möge ihn nicht, Saskia Esken wäre lieber bei den Linken. Liegt die SPD in Trümmern? Instabiler scheint in jenen Tagen höchstens noch das Verhältnis von RTL zu Michael Wendler.

Davon unbeirrt stellen Olaf Scholz und der Generalsekretär der mitgliederstärksten Partei des Landes, Lars Klingbeil, ein Team zusammen, das den Umschwung bringen soll. Ein hoffnungsloses Himmelfahrtskommando in die Bedeutungslosigkeit, mäkeln viele.

Damals sagte niemand, Olaf Scholz könne Kanzler werden. Kein Journalist. Kein Marktforscher. Kein Politikforscher. Und doch wächst ein Dream-Team empor. Geboren im Schatten von desaströsen 14 Prozent. Unterschätzt. Be-

Hamburg

lächelt. Denn noch immer sieht es für die SPD trüber aus als auf dem Konto von Boris Becker.

Gegen den Trend gelingt es der SPD, Scholz als Marke zu etablieren. Der Inbegriff eines stabilen, ruhigen, erfahrenen Politprofis, dem man Deutschland in stürmischen Zeiten zwischen Pandemie und Klimakrise anvertrauen kann. Plus: Die Partei zeigt sich geschlossener als jede andere – vom ersten Tag bis zum Wahlabend.



Gänsehaut: Politikmeister Scholz.

Während Beinahe-Kanzlerkandidat Söder gegen Laschet stichelt und dieser daraufhin schlecht beraten durch eine Art Comedy-Wahlkampf stolpert, bleibt Scholz ruhig und konzentriert sich auf seine Kernbotschaften.

Kurzzeitig wird Annalena Baerbock zur wahrscheinlichsten Erbin des Merkel-Vermächtnisses. Eine Panikallianz aus Union und einigen

Scholz ist der Formel-1-Fahrer, der als Letzter startet – und am Ende doch auf dem Treppchen steht.

Medienhäusern verstrickt sie aber in Lebenslauf-Petitesse und profitiert von der amateurhaften Reaktion der Grünen. Der Boulevard ist

beschäftigt, Klingbeil und Raphael Brinkert (Chef der Agentur, die den SPD-Wahlkampf begleitet) können in Ruhe ein Bild von Olaf Scholz zeichnen, das sich langsam, aber nachhaltig in die Wahrnehmung schleicht: rot und faktenbasiert. Mit Kernthemen wie Rente, Mindestlohn, Klima. Und ein wenig «Machen Sie sich keine Sorgen, Olaf ist Hamburger und steht auch im Sturm wie eine Eins».

Minus mal minus gibt plus

Das Bild von Olaf Scholz wird zur Mona Lisa der 2021er Wahl – kleiner, als man vielleicht denkt, aber erfolgreicher als alle anderen. Das ist kein Zufall: das Gesicht dem Betrachter zugewandt, die wachen Augen blicken die Menschen freundlich an, der linke Mundwinkel deutet ein verschmitztes Lächeln an. Klingbeil und Brinkert machen das Unmögliche möglich: Am 26. September 2021 wird die SPD mit Olaf Scholz stärkste Partei. Im Vergleich zum Mai des Vorjahres gewinnt die SPD fast 12 Prozentpunkte, die CDU verliert beinahe 10. Es sind 22 Punkte, die Scholz auf Laschet gutmacht. Ein Sensations-Comeback.

Dieser Triumph von Olaf Scholz wirkt surreal, weil er unerwartet kommt. Scholz ist der Formel-1-Fahrer, der als Letzter startet, mit drei Runden Rückstand, auf einem Tretroller – und am Ende auf dem Treppchen steht.

Wo wir bei Sport-Analogien sind: Ich kann Sie beruhigen, die Architekten des Scholz-Wunders sind keine Alleskönner. Sie haben – zumindest, was ihren Fussballverstand angeht – eine eigentümliche Dysfunktion. Brinkert ist Schalke-04-Fan, Klingbeils Herz schlägt für den FC Bayern. Ein gutes Beispiel, dass minus mal minus plus geben kann. Denn der FC Sozialdemokratie ist deutscher Politikmeister – mit Torschützenkönig Olaf Scholz. Das ist aller Ehren und Respekt wert. Herzlichen Glückwunsch und danke, Olaf Scholz!

Marie von den Benken arbeitet als Model, Autorin und Influencerin. Sie ist Mitglied der SPD.

Muhammad Alis der deutschen Politik

Wer für die AfD in den Ring steigt, muss richtig viel einstecken können.

Trotzdem stehen diese Frauen und Männer hocharthobenen Hauptes da. Ich bewundere das.

Matthias Matussek

Diese Wahl hat vor allem eines spektakulär vor Augen geführt: die Implosion der grossen sogenannten Volksparteien und damit der hergebrachten Parteienoligarchie, die reichlich ratlos herumsass in diesem weissen Rauschen nach sechzehn Jahren Merkel in der Elefanten-/innen-Runde am Wahlabend und die vergeblich versuchte, den Eindruck zu vermeiden, dass es sich hier um eine Runde von ermüdeten Trinkern handelt, die sich um den letzten Schluck aus der Pulle streiten (also um Ministerposten), statt ernsthaft nach programmatischen Unterschieden zu suchen.

Ja, der korrupte und selbstgefällige Parteienstaat ist am Ende.

Freiheitsverständnis Nordkoreas

Die Scheinblüte der SPD, die opportunerweise zwei Monate vor Schliessung der Wahllokale einsetzte, ist nichts als die fiebernde Aufgekratztheit vor dem Exitus. Olaf Scholz ist nur eine Schaufensterauslage, hinter ihm gähnt ein Abgrund aus wirren Enteignungsspinnern, Seenotrettern, Antifa-Kämpfern und staatsgläubigen Umverteilern, die ein Demokratie- und Freiheitsverständnis haben wie die KP Nordkoreas.

Die CDU ist in ihrem zeitgeistigen Opportunismus entschlafen und wird sich auf ein paar Jahre zum Entgiften in die Oppositions-Reha begeben, bis sie wieder klar erkennt, was «konservativ» bedeutet und dass, wie Joachim Fest es einst formulierte, «die Wirklichkeit rechts ist».

Neben den unterwältigenden Gewinnen der Grünen und der Fieberkurve der scheinbaren SPD darf sich die FDP als Sieger fühlen, die sich 0,7 Prozentpunkte hochschlwinert hat.

Hocharthobenen Hauptes steht die AfD im Ring. Klar hat sie Schrammen abgekriegt. Aber sie hatte es auch mit dem ganzen Rudel zu tun, mit den übrigen Parteien, mit dem hochpolitisierten Staat und seinen Organen und der Presse.

Allein gegen alle.

Tatsächlich hat die AfD eingesteckt wie einst Muhammad Ali gegen George Foreman, der in



Rechts wie die Wirklichkeit:

AfD-Politiker Weidel (l.), Chrupalla.

den Seilen stand, bis sich sein Gegner müdegeprügelt hatte. Für den K. o. in der achten Runde (den mächtigen Prozentzuwachs auch im Westen) hätte es eventuell eines souveräneren Punches bedurft.

Dennoch: Die AfD hat Thüringen und Sachsen im Sturm genommen, Tino Chrupalla, der in Sachsen an die 40 Prozent holte, dürfte der neue starke Mann an der Spitze sein.

Allerdings sollte man die durchaus heroischen Leistungen der AfD-Kandidaten im Westen nicht darüber vergessen, wenn sie dort auf Marktplätzen in Frankfurt oder München im Sturm der Gesinnungsmeuten standen, wie

Kaum ein Auto, das nicht abgefackelt, kaum eine Wohnung, die nicht belagert wurde.

etwa die alleinerziehende Russlanddeutsche und Mutter von vier Kindern, Olga Petersen in Hamburg – dort blieb kaum ein AfD-Wahlstand, der nicht zu Kleinholz verarbeitet wurde.

Auch den Spitzenkandidaten ging es ans Leder: Ob Nicolaus Fest oder Beatrix von Storch, kaum ein Auto, das nicht abgefackelt wurde, kaum eine Wohnung, die nicht belagert und bedroht wurde.

Unter solchen Bedingungen für ein Deutschland zu kämpfen, in dem Wahlen

nicht einfach «rückgängig gemacht» werden, wenn das Ergebnis nicht passt; in dem das Verfassungsgericht nicht mit Partesoldaten besetzt wird (ein Verfahren, das derzeit absurderweise dem europäischen Nachbarland Polen vorgeworfen wird von einer deutschen Kommissionspräsidentin, die bereits Sanktionen angedroht hat); in einem Land, in dem auf Dissidenten eingedroschen wird, ob es sich um das Impfen handelt oder um Zweifel an der Naherwartung des Weltuntergangs; in einem Land schliesslich, in dem 60 Prozent der Menschen Angst haben, ihre Meinung zu sagen, weil sie mit Nachteilen wie Karrierestopps oder sozialer Ächtung rechnen müssen, wenn sie nicht der Linie entsprechen – in einem solchen Land, das zudem auf eine oppositionelle Kontrolle durch die Presse und die Staatsmedien verzichten muss, kommt einer Partei wie der AfD eine lebenserhaltende Funktion zu.

Wunderbarer Einzelgänger

Die AfD, das ist die beruhigende Gewissheit vorerst, ist gekommen, um zu bleiben. Sie ist ein Bündnis von einzelnen Mutigen.

Vielleicht besinnen sich ja die Menschen in diesem Land wieder einmal darauf, dass sie Rechte haben, Grundrechte, Freiheitsrechte, das Recht auf eigene Meinung, und sie könnten in der AfD – der Alternative für Deutschland – jene Partei entdecken, die sie darin unterstützt.

Sie werden nach diesen Wahlen womöglich die Nase voll haben von politischen Heilsphrasen, von diesem Weltrettungs- und Modernisierungsgewäsch, das wie Schlamm von den etablierten Parteien immer nur neu umgewälzt wird, während diese die Taschen der Bürger plündern, und sie werden auf ihrem Eigensinn bestehen.

Es gilt auch für die politische Arena, was der wunderbare Einzelgänger Henry Thoreau, der sich für zwei Jahre in den Wald zurückzog, empfand. Wer sich ausdauernd in der Gesellschaft bewegt, schrieb er, «der hat von sich lange nichts mehr gehört».

Alain Berset, ein Psychogramm

Die Erpressungsaffäre fördert interessante Charaktereigenschaften des Bundesrats zutage. Wir haben Forensiker um eine Ferndiagnose gebeten.

Alex Baur



Emotionale Leere: Alain Berset.

Als Bundesrat Alain Berset kurz vor den Erneuerungswahlen im Dezember 2019 von seiner Ex-Geliebten mit Geldforderungen konfrontiert wurde, schaltete er via Anwalt einen Psychiater ein. Dieser diagnostizierte bei der Frau, ohne sie je gesehen zu haben, eine Geistesstörung mit schizophrenen Zügen. Solche Ferndiagnosen, die lediglich auf der Schilderung einer Partei beruhen, sind vor Gericht natürlich wertlos. Berset ging es

offensichtlich eher darum, etwas gegen sie in der Hand zu haben, falls die Ex-Geliebte an die Öffentlichkeit gegangen wäre.

Doch es ist nicht verboten, aufgrund äusserer Umstände auf innere Vorgänge zu schliessen. Wir erlauben uns daher die Frage: Wie hätte eine Ferndiagnose bei Berset selber ausgesehen? Immerhin legt die inzwischen gut dokumentierte Affäre Verhaltensmuster offen, die, in Kombination mit seiner bekannten

öffentlichen Rolle, Rückschlüsse auf den Charakter unseres Innenministers erlauben. In enger Zusammenarbeit mit mehreren Experten, die nicht namentlich zitiert werden möchten, hat die *Weltwoche* die Eckwerte eines forensischen Psychogramms des Innenministers zusammengetragen.

Erhöhter Psychopathie-Wert

Vorerst fällt auf, dass Berset taktisch wie auch strategisch recht kaltblütig und gezielt vorgeht, als er unter Druck geriet. Er setzte alles daran, stets alles unter Kontrolle zu behalten. Mit der Wahrheit nahm er es dabei nicht so genau. «Lüge» wäre ein zu hässlicher Begriff. Formulieren wir es so: Er verstand es, sich abzusichern, die Verantwortung zu delegieren und wegzulassen, was nicht seinen Interessen diente. Die Untersuchung weist zudem darauf hin, dass es nicht seine einzige Affäre war.

Gewiss, in der Schweiz ist mit Sexaffären kaum Politik zu machen. Ein Minister stürzt hierzulande nicht wegen Fremdgehens, selbst wenn er im Bordell gesichtet wird. Die meisten Bundesräte würden sich trotzdem, aus Rücksicht auf die Würde des anvertrauten Amtes, vor solchen Eskapaden hüten. Dass Berset den Spielraum des Tolerierten mit seinen heimlichen Liebestreffen, falschen Fährten und raffinierten Tricks immer wieder ausreizte, zeugt von Chuzpe.

Aus psychiatrischer Sicht sind dies Merkmale eines erhöhten Psychopathie-Wertes. Das heisst notabene nicht, dass Berset krank oder gar kriminell wäre. Der bekannte britische Psychologe Kevin Dutton hat mehrere Sachbücher zur psychopathischen Komponente bei Führungspersönlichkeiten verfasst. Amerikanische Forscher haben eine Reihe von US-Präsidenten dem Psychopathie-Test (PCL-R) von Robert Hare unterzogen, der in der Fachwelt seit den 1980er Jahren als Mass aller Dinge gilt. Den höchsten Psychopathie-Wert erreichte der populäre Weiberheld John F. Kennedy, unmittelbar vor Bill Clinton. Vermeintliche Bösewichte wie Richard Nixon oder George Bush senior landeten abgeschlagen auf den hinteren Rängen.

Psychopathen sind, stark vereinfacht, bindungslose Egoisten, die sich durch einen Mangel an Furcht und Mitgefühl, aber auch durch manipulatives Geschick auszeichnen. Mitleid ist ihnen fremd, sie benutzen andere ohne Gewissensbisse. Die emotionale Leere überdecken sie durch äussere Reize, ihre Bindungsunfähigkeit durch Promiskuität. Typischerweise strahlen sie bei Bedarf eine aufgesetzte Herzlichkeit und menschliche Wärme aus, die sehr gewinnend wirken kann.

Immer etwas anders

Das alles sind negativ konnotierte Eigenschaften. Doch es kommt, wie überall, auf das Mass an. Eine gesunde Dosis Kaltblütigkeit, Berechnung und Rücksichtslosigkeit bei Führungspersönlichkeiten kann für die Gesellschaft durchaus nützlich sein. Manchmal müssen im Interesse einer Sache ungerechte, für die Betroffenen grausame Entscheide gefällt werden. Das gilt nicht nur in der Politik. Klassischerweise weist auch ein erfolgreicher CEO, Fussballtrainer oder Chirurg einen über-

Komplexen leidet Berset fürwahr nicht. Sein übersteigertes Selbstwertgefühl ist echt. Er genießt es, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Mann will auffallen, im Mittelpunkt stehen.

Ein äusserliches Merkmal ist Bersets Kleidung: stets geschniegelt und modisch, sogar beim Wandern in den Bergen. Aber immer etwas anders – anders als die andern: die Krawatte schmaler, der Anzug enger, ein Borsalino aus einer anderen Zeit als Alleinstellungsmerkmal. Mit der Sonnenbrille erinnert er mehr an die

Vorerst fällt auf, dass Berset recht kaltblütig und gezielt vorging, als er unter Druck geriet.

Blues Brothers als an einen Staatsmann. An seinem Handgelenk baumelt lässig ein *Bändeli*. Den Ehering trägt er mal, dann wieder nicht, alles nur eine harmlose Variation, wie er kokett versichert. Das Problem der frühen Glatze hat Berset gelöst, indem er gleich den ganzen Schä-

Wer Macht hat, ist stets umgeben von Menschen, die ihn umschmeicheln und umgarnen – nicht weil sie ihn wirklich verehren oder lieben, sondern weil sie einen Vorteil von ihm erwarten. Narzissten nehmen das persönlich. Sie sonnen sich in der Illusion, die Bewunderung gelte ihrer Person oder ihrer grossartigen Leistung. Und sie können nicht genug davon kriegen. Das ist Bersets Achillesferse.

Einen Hinweis auf Selbstüberschätzung liefert in dieser Beziehung das Pseudonym, das er sich auf einem privaten Mailkonto für seine Affären zulegte: «alaintigrillo». «Tigre» hat in der spanischen Sprache eine doppelte Bedeutung. Der Tiger steht für einen Frauenheld – ein Macho, der es den Damen zu besorgen weiss. Das Diminutiv «tigrillo» wäre demnach die noch knapp SP-kompatible Kuschelversion des Don Juan im Schweizer Sackmesserformat.

Geschenk des Himmels

Das Schweizer Politsystem ist ein karger Boden für Narzissten. Grandiose Gesten sind a priori zum Scheitern verurteilt. Wenn ein grosser



durchschnittlich hohen Psychopathie-Wert aus. Nicht zu reden vom Kampfpiloten.

Die Kunstfigur Francis J. Underwood (genial gespielt von Kevin Spacey) in der TV-Serie «House of Cards» ist der Prototyp eines machiavellistischen Psychopathen im Weissen Haus. Seine einzige Handlungsmaxime, der alles

Gemessen an Frank Underwood, mag Berset mit seinen Eskapaden harmlos anmuten.

andere untergeordnet wird, ist der Erhalt der eigenen Macht. Doch das reicht ihm nicht. Underwood braucht zwischendurch einen zusätzlich Adrenalinkick.

Gemessen an Underwood, mag Berset mit seinen Eskapaden harmlos anmuten. Was bei Berset allerdings unverkennbar dazukommt, ist ein ausgeprägter Narzissmus, der Underwood völlig abgeht. Auch ein Narzissmus kann, aber muss nicht unbedingt krankhaft sein. Das könnte etwa dann der Fall sein, wenn mit grossartigem Gehabe Minderwertigkeitsgefühle überspielt werden. Doch an solchen

del kahlrasierte. Radikal, anders eben, und sexy. Die Frauen sollen darauf stehen, heisst es.

Berset genießt den roten Teppich und den *handshake* mit den Mächtigen dieser Welt im Blitzlichtgewitter. In seinem Präsidentschaftsjahr, 2018, liess er gleich zwei *presidential photographers* im Tross mitreisen, die Tausende von Berset-Bildern knipsten und ihn mit gleich zwei Bildbänden beglückten. Ganz einzigartig ist das zwar nicht – schon Pascal Couchepin nahm gerne eingebettete Fotografen mit auf die Reise –, aber doch sehr aussergewöhnlich für die Schweiz.

Bersets Achillesferse

In den sozialen Medien – Twitter für die älteren Semester, Instagram für die jüngeren – inszeniert sich Berset vor jeweils über hunderttausend Followern regelmässig als volksnahen Sonnyboy. Er ist damit der unbestrittene Champion im Bundesrat. Von einem übermächtigen Geltungsdrang zeugt auch ein Buch über das Corona-Jahr 2020. Bundesratsbiografien erscheinen in der Schweiz bestenfalls nach deren Rücktritt. Ein derartiges Projekt mitten in einer Jahrhundertkrise ist doch sehr gewagt.

Wurf den trägen Fleischwolf der Konkordanz passiert hat, bleibt meistens nicht mehr viel davon übrig. Gerade Innenminister Berset musste das bitter erfahren. Sein Chef d'Œuvre, eine dringliche AHV-Revision, um die er fünf lange Jahre gerungen hatte, scheiterte 2020 kläglich, nicht zuletzt am Widerstand aus den eigenen Reihen.

So gesehen, war die Corona-Krise für den «tigrillo» ein Geschenk des Himmels. Endlich bot sich Berset die Gelegenheit, den starken Mann zu markieren. Berset blühte richtig auf. Ungestört vom Parlament, das sich während der kritischen Phasen diskret in die Quarantäne zurückzog, riss er die Zügel an sich. Berset schwang sich zum *generalissimo* hoch, der die Nation durch den Sturm führt. Die drögen Bundesratspressekonferenzen mutierten zur mit Spannung erwarteten wöchentlichen Reality-Show.

Und mittendrin Alain Berset bei der Befehlsausgabe: Masken hoch, antreten zum Impfen! Der wahre Horror ist für einen Mann seines Schlages nicht die Krise, sondern die Aussicht darauf, dass sie eines Tages vorbei sein könnte.

Warum die EU eine Armee braucht

Emmanuel Macron belebt seine Militärpläne für Europa.

Doch zuerst müssten sich die Länder auf eine gemeinsame Aussenpolitik einigen.

Francis Pike

Die Idee einer europäischen Armee ist eine Totgeburt, die einfach nicht sterben will. Nichts demonstriert die politische Schwäche der EU deutlicher als ihre wiederholten Versuche, eine solche Armee auf die Beine zu stellen. Die Idee selbst ist uralte. Schon 1950 schlug der französische Premierminister René Plevin die Schaffung einer europäischen Armee vor.

Das Thema kam wieder zur Sprache, nachdem Emmanuel Macron durch die überraschende Erklärung der Australier, dass sie den Vertrag mit Frankreich über die Lieferung von herkömmlich betriebenen U-Booten kündigen und stattdessen aus den USA atomar betriebene U-Boote beziehen werden, düpiert worden war.

Das Dreierbündnis namens Aukus, jüngst installiert von Australien, den USA und dem Vereinigten Königreich, hat in Paris zu Fragen über die geopolitische und militärische Zukunft Frankreichs geführt. Mancherorts wird gemutmasst, dass das Bündnis ohne die Franzosen geschlossen wurde, weil man sie nicht für zuverlässig hielt – nachdem geheime Daten über das U-Boot-Projekt an die Öffentlichkeit gelangt waren.

Ergänzung zur Nato?

Abgesehen davon, dass die Franzosen der australischen Regierung eine Rechnung für das entgangene 40-Milliarden-Dollar-Geschäft präsentieren werden, hat Macron auf die Demütigung reagiert, indem er erneut dazu aufrief, eine europäische Armee zu schaffen. Dieses Thema liegt ihm seit je am Herzen. Nachdem Donald Trump 2019 aus dem INF-Vertrag über nukleare Mittelstreckenraketen ausgestiegen war (den die Russen nachweislich gebrochen hatten), erklärte Macron: «Ich möchte zu einem echten Sicherheitsdialog mit Russland kommen, mit einem Land, das ich respektiere, einem europäischen Land – aber wir müssen ein Europa haben, das sich aus eigener Kraft verteidigen kann, ohne auf die Vereinigten Staaten angewiesen zu sein [...] Wir müssen uns mit Blick auf China, Russland und sogar die Vereinigten Staaten von Amerika verteidigen können.»

London

Macrons Empörung über Amerika ist so gross, dass er, wie die britische Tageszeitung *Daily Telegraph* kürzlich berichtete, offenbar bereit ist, den ständigen Sitz Frankreichs im Uno-Sicherheitsrat (mit dem wertvollen Vetorecht) mit der EU zu teilen, falls die EU eine gemeinsame europäische Armee aufstellt. Paris hat diesen Bericht kategorisch dementiert – kein Wunder, denn Macron will im nächsten Jahr unbedingt wiedergewählt werden.



Empörung über Amerika:
Präsident Macron.

Europa hat die Meldungen ernst genommen. Die dänische Ministerpräsidentin Mette Frederiksen erklärte, sie werde jeden Plan ablehnen, der die «starke transatlantische Kooperation» schwäche. Und Jens Stoltenberg, ehemaliger norwegischer Ministerpräsident und seit 2014 Nato-Generalsekretär, wandte sich gegen «jeden Versuch, Parallelstrukturen aufzubauen».

Würde eine europäische Armee die Nato ergänzen? Wenn man bedenkt, dass Deutschland hinter seinen finanziellen Nato-Verpflichtungen zurückbleibt, warum sollten die Deutschen noch mehr Geld für eine europäische Armee aufbringen? Würde diese Armee einfach aus

bereits bestehenden nationalen Streitkräften zusammengeschustert? Oder würden alle EU-Staaten ihre Verteidigungsgelder in einen gemeinsamen Topf werfen? Und wer hätte den Oberbefehl? Angesichts der dysfunktionalen Struktur der EU-Verfassung dürften das unlösbare Fragen sein.

Prämie für die zweite Amtszeit

Ausserdem würde eine gemeinsame europäische Verteidigungsarmee eine gemeinsame Aussenpolitik erfordern. Nachdem Deutschland die Pipeline Nord Stream 2 zum Import von russischem Erdgas gebaut und damit die Nato geschwächt hat, ist der Grundgedanke einer europäischen Armee massiv beschädigt. Sogar Nato-Ziele muten immer mehr wie ein A-la-carte-Angebot an, aus dem sich die Mitgliedstaaten etwas Passendes aussuchen können. Ohne kohärente gemeinsame Aussenpolitik wäre eine europäische Armee sinnlos.

Macron, der es in seiner ersten Amtszeit nicht geschafft hat, die französische Wirtschaft zu liberalisieren, und der sich als neuer europäischer Führer in der Nachfolge Merkels sieht, könnte die Schaffung einer europäischen Armee als Siegesprämie einer zweiten Amtszeit betrachten. Für fanatische EU-Anhänger wäre dies ein logisches Ziel.

Es könnte auch sinnvoll sein. Die Streitkräfte der EU-Mitgliedsstaaten sind punkto Ausrüstung und Kommunikation inkompatibel. Infolge der unterschiedlichen Beschaffungsstrukturen der jeweiligen Armeen liegt die Kampfkraft Europas pro aufgewendetem Dollar verglichen mit Amerika bei weniger als einem Viertel. Eine starke europäische Armee wäre also vorteilhaft für die Verteidigung Europas und für die Verteidigung einer von den USA weitgehend unabhängigen freien Welt.

Angesichts der politischen Lähmung der Europäischen Union ist dieses Projekt jedoch zum Scheitern verurteilt.

Francis Pike ist ein britischer Historiker und Publizist sowie der Autor von «Empires at War». Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Ode an die Olma

St. Gallen ist die Heimat der bestbesuchten Publikumsmesse der Schweiz. Diese verdankt ihren Erfolg dem landwirtschaftlichen Charme.

Toni Brunner

Ebnat-Kappel

So wie das Matterhorn zum Wallis, die Fasnacht zu Basel, die Kapellbrücke zu Luzern und das Sechseläuten zu Zürich gehört, so gehört die Olma unausweichlich zu St. Gallen. Sie ist Kulturgut und für einen Ostschweizer ein fester Bestandteil im Leben.

Ein Besuch der Olma ist jeden Oktober Pflicht und Freude. So sind wir Ostschweizer aufgewachsen, und so werden wir sterben.

Die Olma, heute genannt «Schweizer Messe für Landwirtschaft und Ernährung», hat ihren Namen aus den Anfängen. Im Gründerjahr 1943 hiess die Messe nämlich «Ostschweizerische land- und milchwirtschaftliche Ausstellung», was abgekürzt den Namen Olma ergibt. Der Name blieb, aber bereits 1946 wurde die Olma zu einer nationalen Messe, und der ausgeschriebene Name wurde umbenannt.

Vorfürhungen in der Arena

Die Ausstellung geht auf die Anbauschlacht während des Zweiten Weltkriegs zurück. Viehpräsentationen, Auktionen und Märkte, aber auch der Ackerbau, der Futterbau, die Präsentation neuester Errungenschaften in der Agrarwirtschaft wie Traktoren, Maschinen und landwirtschaftliche Geräte prägten die landwirtschaftliche Messe in St. Gallen. Es waren harte und entbehrungsreiche Zeiten, und der primäre Sektor hatte in der Volkswirtschaft noch eine ganz andere Bedeutung. Schnell erlangte die Olma darum eine überregionale Bedeutung und wurde wirtschaftlich zu einem wichtigen Faktor für die Region St. Gallen.

Die Olma war von Beginn weg ein Magnet. Bäuerliche Traditionen, Viehpräsentationen und Vorfürhungen interessierten auch das städtische Publikum. So entwickelte sich die Olma zur bestbesuchten Publikumsmesse der Schweiz.

Andere Publikumsmessen serbeln oder haben die Segel bereits gestrichen. Die Muba in Basel, das Comptoir Suisse in Lausanne und auch die Zürcher Züspa sind Geschichte. Warum wird es die Olma auch in Zukunft geben? Und was macht ihren Erfolg aus?



Pflicht und Freude.

Fast wäre die Olma vor ein paar Jahrzehnten auch zu einer Waschmaschinen- und Kühlschranksmesse verkommen. Doch die Macher haben noch rechtzeitig erkannt, dass die Messe ihren ursprünglichen, bäuerlich geprägten Charakter und damit ihren Charme nicht verlieren darf. Das landwirtschaftliche Flair mitten in der Stadt musste bleiben. So gehören Viehvorfürhungen in der Arena, der «Tag der Bäuerin», Kühe und Stiere im grossen Stall, Auktionen, «Säulirennen» und Sonderausstellungen zu landwirtschaftlichen Themen zum festen Bestandteil und damit zu einem prägenden Erfolgsfaktor der Olma. Eine «Milchstrasse» stellt das wichtigste Ostschweizer Agrarprodukt ins Zentrum der Aufmerksamkeit der Leute.

Jeder Ostschweizer hat seine ganz persönlichen Erlebnisse und Erinnerungen an die Olma. Als ich 1995 mit 21 Jahren überraschend in den Nationalrat gewählt wurde, erfuhr ich von meiner Wahl an der Olma. Mein erstes Live-Interview ins Leutschenbach zu Filippo Leutenegger fand in den Olma-Hallen statt.

Zur Olma gehört unweigerlich die Degustationshalle, früher noch die legendäre höl-

zerne Halle 7. Die Halle wurde im Jahr 2000 Opfer eines Vollbrandes und ist Geschichte. Heute sind die Hallen 4 und 5 Treffpunkt für die Trink- und Festfreudigen. Nicht mehr mit dem alten Charme, aber immer noch mit vielen Weinhändlern und Brauereien, inklusive Gratisdegustationen. Nie sah ich mehr Menschen auf engstem Raum als in der Degustationshalle. Nie habe ich spontan mehr Leute kennengelernt. Nie war die Stimmung besser und aufgeräumter. So aufgeräumt, dass jeweils bereits um neunzehn Uhr die Halle geräumt werden muss. Das Fest verlagert sich dann einfach in die Innenstadt und Festhütten.

Königin Bratwurst

Die unbestrittene Königin der Olma ist die St. Galler Bratwurst. Ihr feiner Duft schon auf dem Marsch durch den grossen Jahrmarkt zum Messegelände ist typisch für unsere Ostschweizer Messe. Kommt man auf das Areal vor der Arena, so bleiben einem ein Leben lang der Duft der Grillstände sowie der typische Stallgeruch der ausgestellten Tiere in der Nase. Olma-Bratwürste sind seit je eine kleine Religion. Da gab es die Gemperli-Fraktion, die Schmidfans, die Bechinger-Liebhaber; jeder St. Galler schwört auf seinen Bratwurstproduzenten.

Jedes Jahr gibt es an der Olma einen Gastkanton. Die Gastkantone lassen sich nicht lumpen. Sich an der Olma präsentieren zu dürfen, ist Ehre und Verpflichtung zugleich. Das darf etwas kosten. Höhepunkt ist jeweils der grosse Festumzug durch die Innenstadt St. Gallens. Heuer ist der Kanton Schaffhausen zu Gast. Sein Motto «Bock auf Schaffhausen» lässt Originalität und Authentizität vermuten. Für Regierungsräte ist der Umzug wohl der Höhepunkt ihrer politischen Laufbahn.

Die Olma 2021 wird weniger Besucher als üblich haben. Das Covid-Zertifikat macht auch vor der grössten Publikumsmesse nicht halt. Nach dem Ausfall der Messe 2020 (das erste Mal seit der Gründung überhaupt) wird eine richtige Olma erst nach der Bewältigung von Covid-19 wieder möglich sein. Dann werden auch jene den Weg wieder finden, die gezwungenermassen in diesem Jahr verzichten müssen.

Schön, verwegen, kommunistisch

Alexandria Ocasio-Cortez ist die jüngste Amerikanerin, die je ins Repräsentantenhaus gewählt wurde. Durch die Macht des Bildes ist sie zur weltweit bewunderten Pop-Ikone geworden.

Sarah Pines

New York

In den Fluren der Abgeordnetenzimmer des Weissen Hauses, des Cannon House Office Building, sind die Bürotüren blank und fad, wie Bürotüren eben so sind: Namenstafelchen hier und da und ansonsten leere Flächen. Bis auf die Tür der Politikerin Alexandria Ocasio-Cortez, die mit bunten Post-its behangen ist, auf denen handgeschriebene Kurznachrichten ihrer Anhänger aus allen Teilen der USA stehen: «Dear AOC, continue to scare old white men», «Love you» oder «Thank you for making a difference». Manchmal bleiben junge Menschen, meist Frauen, vor der Tür der Abgeordneten stehen und weinen kurz.

Beginnen wir mit den Superlativen: Die demokratische Sozialistin Alexandria Ocasio-Cortez ist die jüngste Politikerin, die je – 2018 mit nur 28 Jahren – in das US-Repräsentantenhaus gewählt wurde. Sie ist die schönste, interessanteste, verwegenste – so sehen es ihre Fans, so kritisieren es ihre Kritiker. Unter amerikanischen Politikern und Politikerinnen hat die Abgeordnete des 14. Wahlbezirks von New York die erfolgreichste Präsenz in den sozialen Medien, mit über 8,7 Millionen Followern auf Instagram, auf Twitter sind es 12,7 Millionen. Zum Vergleich: Präsident Biden hat 14,1, Emmanuel Macron 7,3 Millionen Twitter-Follower. Ocasio-Cortez, auf der Liste der meistgetweeteten Menschen der Welt auf Platz vier, taucht als einzige Abgeordnete der USA in Designerkleidern auf Covers schillernder Modemagazine wie *Vogue* und *Vanity Fair* auf. Es gibt einen Weihnachtspullover mit ihrem Gesicht darauf, ein Buch mit gesammelten Zitaten, ihr Gesicht ist auf Wandkalendern, Grusskarten, Gebetskerzen. Das MIT Lincoln Laboratory benannte einen kleinen Asteroiden nach ihr.

Parole auf dem Designerkleid

Langer Rede kurzer Sinn: Ocasio-Cortez, kurz und in der Folge AOC genannt, ist nicht nur Politikerin und Kommunistin, als Latina Vertreterin verschiedener Minderheiten, sondern in weniger als drei Jahren zur glitzernden Pop-



Rote Teppiche, Likes und Hashtags: Alexandria Ocasio-Cortez.

kult-Ikone aufgestiegen, von der bürgerlichen Mitte mindestens genauso umschwärmt wie von linksausen. Wie kam es dazu?

Nichts ist mächtiger als das Bild, und keine amerikanische Politikerin beherrscht die Bildkultur der sozialen Medien so sehr wie AOC. Ihren Kollegen im Repräsentantenhaus gab sie angeblich Workshops im richtigen Tweeten. Das weisse Designerkleid, das AOC auf der diesjährigen Met-Gala trug, darauf der Schriftzug «Tax the Rich», erregte national und international mehr Aufmerksamkeit als der Rest des Spektakels. Die Kritik feierte den Auftritt als subversiv, und die Welt der Superreichen empfand ihn aus ihrem Inneren heraus als blossstellend, gar brüskierend. AOC erklärte, dass ihr Auftritt bei der Gala ein wichtiger Moment im Kampf um Arbeiterrechte gewesen sei – immerhin sei sie als Vertreterin der *working class* auf einen roten Teppich eingeladen worden, um inmitten von Glanz und Reichtum den Kampf gegen soziale Ungleichheit wenn schon nicht auszutragen, dann doch zumindest anzukündigen. Ein wahrer «Sturm auf die Bastil-

le», aber nicht in Lumpen, sondern machtvoll, wunderschön und im Designerkleid, welche Ironie, schwärmte der Journalist Glenn Greenwald. Dies sei «proof of the potency of the left-wing movement she leads».

AOCs politische Agenda ist vorhersehbar: die US-Einwanderungsbehörde abschaffen, ebenso die Studiengebühren an öffentlichen Universitäten, Krankenversicherung für alle. 2019 wurde sie zur Vertreterin des «Green New Deal». Kritiker der Jungpolitikerin, darunter auch Demokraten, beäugten ihren Einzug ins Repräsentantenhaus mit Misstrauen. Der ehemalige New Yorker Gouverneur Andrew Cuomo bezeichnete ihren Erfolg als «a fluke», Donald Trump nannte sie eine «schlechte Studentin». Für ihre politische Fan-Basis sowie das identitätspolitisch umtriebige Justemilieu besteht der Wert der Politikerin allerdings darin, dass sie sich als Vertreterin einer Minderheit weit ins Zentrum vermeintlicher Hassbürger (weisse, privilegierte und vornehmlich männliche Politiker) vorarbeiten konnte und dort ein progressiveres, diverses Amerika repräsentiert.

Kritiker wiederum werfen AOC vor, sie präsentiere (ähnlich wie einst Obama) Hautfarbe und Geschlecht als Beweis für Sexismus und Rassismus in der Politik und tue so, als habe sie es trotz dieser Faktoren geschafft. Doch seien die strukturellen Hindernisse innerhalb der amerikanischen Gesellschaft nicht so gross, wie AOC vorgebe. Andere wiederum werfen AOC Abschätzigkeit gegenüber der weissen Arbeiterklasse vor, für die sie als Kommunistin doch ebenfalls eintreten müsse.

Gerne inszeniert sich AOC – ob zu Recht oder zu Unrecht – als Opfer von Chauvinismus oder rechter Hetze, schilderte im Januar 2021 live ihr Erleben des Capitol-Sturms auf Instagram und outete sich kurz danach als Opfer sexueller Gewalt. Sie sei also zweifache «Überlebende» von Traumata, sagte Cortez später. Einige republikanische Abgeordnete nannten Cortez' Äusserungen übertrieben und wichtigtuertisch (wie «Many members of the house were nearly assassinated» oder «Ich dachte, ich würde sterben») und stellten richtig: Cortez sei weit vom Geschehen entfernt in ihrem Büro und mitnichten in Gefahr gewesen.

Professionelles Branding

AOC, 1989 in der Bronx geboren, wuchs im suburbanen und gepflegten Yorkville nördlich von New York City auf. Ihr Vater Sergio war ein in den USA geborener mittelständischer Architekt aus Puerto Rico, die Mutter Bianca, ebenfalls aus Puerto Rico, war Reinigungskraft in den Häusern wohlhabender weisser Anwohner aus Westchester und Umgebung. AOCs Kinderzimmer war mit einer Urwaldtapete dekoriert, draussen gab es einen Garten, Bäume, gute Luft. An den Wochenenden fuhr sie mit den Eltern und Bruder Gabriel manchmal in die Bronx hinein, um Verwandte zu besuchen.

Damals sei ihr die grosse Armut der Menschen in der Bronx aufgefallen, die schäbigen Läden, die dreckigen Bürgersteige, sagt sie. Ihr Erweckungserlebnis, das sie, neben allen anderen politischen Engagements, zur Klimaaktivistin machte, hatte sie am Schulteich mit zwölf Jahren. Der Teich lag verdreckt und schlammig da, AOC stand am Rand und suchte die Frösche. Die aber waren erstickt, und AOC erkannte: Mit gezielten Eingriffen in die Natur könnte der Mensch Leben retten.

2008, AOC war Studentin für Wirtschaft und Internationale Beziehungen, starb der Vater an Lungenkrebs. Das Haus der Familie wurde mehrfach fast zwangsversteigert, die Mutter begann als Schulbusfahrerin zu arbeiten. AOC lebte zwar nicht in grosser Armut, aber auf dem Weg dahin. Sie kellnerte, schloss die Uni mit einem schwachen «cum laude» und 25 000 Dollar Schulden ab und wurde 2016 Wahlhelferin für Bernie Sanders. Als sie 2018 beschloss, selbst für das Repräsentantenhaus zu kandidieren (um mit 57,3 Prozent gegen den demokratischen

Herausforderer Joe Crowley zu gewinnen), arbeitete sie in einer Taqueria am Union Square in Manhattan, schob einen Einkaufswagen mit ihren Wahlpostern durch die Bronx und lief sich dabei die Füsse wund.

Und hier verlassen wir das von US-Demokraten so gerne aufgerufene *From rags to riches*-Narrativ des American Dream und betreten den Bereich des professionellen Branding und der Herrschaft über das Bild. AOCs Kampagnenschuhe der Marke «Other Stories» stehen seit der Ausstellung «Women Empowered – Fashions from the Frontline» im Museum der Cornell-Universität. Nicht nur ist AOC die vielleicht einzige Politikerin, deren Kleidermarken bekannt sind. Für sie arbeitet auch die New Yorker Brandingfirma Tandem, die auch die Plakate des Schweizer SP-Politikers Cédric Wermuth ent-

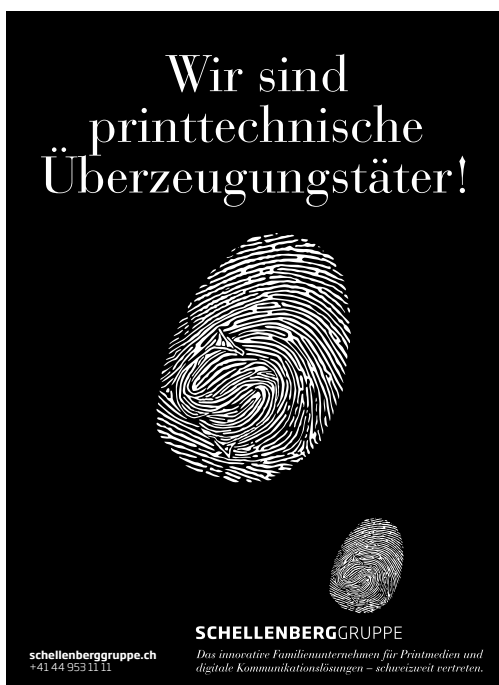
versicht – wie AOC, die gerne wandert, sich amerikanisch-selbstgenügsam gibt, natur- und menschennah, mit schlichten, ehrlichen Zielen. Die Live-Videos auf Instagram stellt zu so ziemlich allem, was sie tut und denkt; zu Beginn der Kampagne noch vom Küchentisch aus, während sie kochte, heute von den Treppen des Weissen Hauses aus mit einem Latte in der Hand, beim Spazieren durch die Bronx, wo auch immer. AOC, die sich in denselben klaren Farben kleidet wie die AOC der Tandem-Poster: einfarbiges Oberteil, dunkle Hose, roter Lippenstift, Modell «Beso» (deutsch: Kuss) der Marke Stila. Manche Poster betonen die Frida-Kahlo-haften Augenbrauen der Politikerin; auf dem Aufmacherbild ihrer Website trägt sie braune Carhartt-Jacken, die traditionelle Marke der Arbeiterklasse.

Genau platzierte Bildbotschaften aus Grafikdesign, Mode und vor dem Abermillionenpublikum sozialer Medien – wer könnte da mithalten? Die Arbeiterklasse, für die AOC steht, schon mal nicht. Armut hat nur selten Sinn für rote Teppiche von Met-Galas oder für Brandingstrategien aus Manhattan oder Brooklyn.

Selbstredend dürfen «linke», gar «kommunistische» Politiker chic sein, Stil haben, in schönen Häusern wohnen. Es widerspricht linker Politik nicht, wenn man Eigentum hat oder Kunst besitzt und sich dennoch sozialer Ungleichheit widmet – bis zu einem bestimmten Punkt zumindest. Die Frage ist aber, ob man Klassenkämpfe gewinnen kann, wenn der Sozialismus so nonchalant übergeworfen wird wie ein Bulgari-Cape?

Die Schneiderin von AOCs Met-Gala-Kleid Aurora James ist eine selbsternannte Aktivistin für Diversität innerhalb kapitalistischer Systeme, und mehr noch als James steht AOC, die in verschiedenen Interviews klagte, sie wisse nun gar nicht, wie sie sich als politische Vertreterin der Linksaussen-Linken noch anziehen solle, für die Aushöhlung aller Werte durch den Zwang zum Bild. Jeder nur denkbare Aspekt des woken Diskurses wird von AOC in gelungenen Anspielungen angezogen, inszeniert und online gestellt: Mal wirkt sie sachte wie eine Arbeiterin, die gerade vom Fliessband kommt, oder wie eine teenagerhafte Pfadfinderin beim Wandern im Nationalpark (interessante Anspielung, sind in den USA doch 70 Prozent aller Nationalparkbesucher weiss), mal wie ein Vergewaltigungsopfer mit angstverzerrtem Gesicht, dann wie eine Intellektuelle mit Brille, eine tanzende Latina oder eine schuftende Kellnerin.

Was wir sehen, sind die spätestens mit der Postmoderne totgeglaubten Bild- und Sprachfetzen gleichgültigen Austauschs im Gewand absoluter Ernsthaftigkeit: Eigentlich ist alles egal, Hauptsache, irgendwo liegen rote Teppiche und Likes, Hashtags sowie GesichtsfILTER stimmen.



warf, mit einem eigens auf sie zugeschnittenen, ungewohnt ausgefeilten Bildapparat. Für die Zeit der Wahl von 2018 entwarf Tandem gelbe und blaue Poster, darauf lila oder weisse Vintage-Schriftzüge und AOCs markantes Gesicht – das Ganze flott und prägnant, weder ästhetisch anbiedernd noch verstaubt. Die Ästhetik der Poster spielt auf die der lateinamerikanischen Bürgerrechtler César Chávez und Dolores Huerta an, die in den sechziger Jahren die United Farm Workers mit gründeten. Unlängst designte Tandem mehrere Poster – darauf Parks in Detroit, Los Angeles, New York City – für AOCs «Green New Deal»-Kampagne in der Ästhetik alter Nationalparkbilder, wie sie das Federal Art Project während des New Deal der Roosevelt-Ära entwarf.

Sämtliche Poster sind nostalgisch und verbreiten die Stimmung von Aufbruch und Zu-

Kartell des Schweigens

Mehrere Schweizer Medien wussten von Bundesrat Berset's Erpressungsaffäre. Sie zogen es vor, nicht zu berichten.

Christoph Mörgeli

Nicht weniger als zwanzig Tage hat Innenminister Alain Berset (SP) zugewartet, bis er sich als Privatkläger zu einer Strafanzeige gegen Scarlett Gehri* entschliessen konnte. Einen Anwalt nahm er sich erst rund zwei Wochen nachdem ihr schriftlicher Erpressungsversuch bei ihm eingetroffen war. Zuvor zog er unter Missachtung der hierzulande üblichen Gewaltenteilung zur Bewältigung seines persönlichen Unheils den Exekutivapparat seines Departements hinzu. Nicht nur der Bundesrat persönlich, sondern auch sein Generalsekretär verhandelte längere Zeit mit Berset's früherer Geliebten.

Dass Berset und seinen Chefbeamten die Erpressungsaffäre im Vorfeld der Gesamterneuerungswahlen der Landesregierung vom 11. Dezember 2019 aus dem Ruder lief und dass es zu einer Verhaftung von Scarlett Gehri durch die Elitetruppe Tigris kam, wusste auch die Sendung «Rundschau» des Schweizer Fernsehens (SRF). Insbesondere deren stellvertretende Redaktionsleiterin Franziska Ramser befasste sich intensiv mit dem Thema, recherchierte umfassend und sprach mit etlichen Protagonisten.

20 Minuten sucht Motive

Über diese Vorarbeiten befragt, bestätigt «Rundschau»-Chef Mario Poletti, dass seine Redaktion schon vor der *Weltwoche* Hinweise zu einer ausserehelichen Affäre von Bundesrat Alain Berset erhalten habe. Auch habe die «Rundschau» gewusst, dass es nach Beendigung dieser Affäre zu einem Konflikt und «einem möglichen Amtsmissbrauch durch Bundesrat Berset gekommen» sei. Selbstverständlich habe die Redaktion das Thema als relevant beurteilt und «entsprechend breit recherchiert». Allerdings hätten die Recherchen einen Amtsmissbrauch nicht belegen können: «Darum war zu diesem Zeitpunkt das öffentliche Interesse nicht gegeben, und die Redaktion hat entschieden, auf eine Publikation zu verzichten.»

Im Weiteren versichert Poletti, die «Rundschau» recherchiere weiter und habe für die Sendung von letzter Woche «sowohl Bundesrat Berset als auch seinen Anwalt eingeladen, in einem

Interview zum Fall Stellung zu nehmen – beide haben leider abgelehnt». Die Ablehnung hat sich für den Gesundheitsminister und seine Entourage ausbezahlt: Die «Rundschau» berichtete mit keinem Wort über die Affäre, sondern widmete die Sendung dem «Riskanten SVP-Spiel» beziehungsweise dem «Flirt mit Impfgegnern».

Am Tag der Erneuerungswahlen vom 11. Dezember 2019 orientierte Scarlett Gehri per Mail die Ringier-Medien *Blick*, *Glückspost* und *Schweizer Illustrierte* über die Liebschaft eines verheirateten Bundesrats, eine angebliche Abtreibung sowie die Verwendung eines Dienstwagens inklusive Chauffeur für «geheime Liebesnächte». Auch Chefredaktor Gaudenz Looser von *20 Minuten* erhielt um 11.22 Uhr die wörtlich gleiche Mitteilung. Gemäss den Strafakten fragte der Tamedia-Mann dann nach Beweisen und übermittelte der Informantin seine Handynummer. Diese bestanden, so die Antwort, in handgeschriebenen Briefen des Bundesrats, E-Mails, SMS und einem Schreiben «seines Generalsekretärs, welcher (ziemlich amtsmissbräuchlich) die junge Frau unter Druck setzt von wegen die Bundesbehörden würden sie anzeigen». Auch verfüge sie über Fotos «vom Bundesrat selbst (zu Hause, in seinem Büro, unterwegs)». Tatsächlich sind diese zehn Bilder in den Strafakten vorhanden, weil Alain Berset sie höchstselbst am 28. September 2012 während der Arbeitszeit um 15.24 Uhr an seine Geliebte geschickt hatte.

Chefredaktor Gaudenz Looser von *20 Minuten* wollte wissen, ob die Frau des Bundesrates einverstanden sei mit dem Vorgehen und ob der Bundesrat wisse, dass sich die frühere Ge-

liebte an die Öffentlichkeit wende: «Um ein konkretes Angebot machen zu können, muss ich die Beweise zuerst sehen. Treffen?» Bevor er über Finanzielles verhandeln könne, müsse er die Glaubwürdigkeit, die mögliche Berichterstattung sowie die Exklusivität beurteilen. «Und ich muss die Motive verstehen.» In der Pendlerzeitung *20 Minuten* war in der Folge nichts über die Affäre Berset's zu lesen.

Kündigung bei *L'illustré*

Anfang Dezember 2020 recherchierte der Journalist Arnaud Bédât über das Verhältnis des Bundesrats mit der Künstlerin Scarlett Gehri. Dabei dokumentierte er detailliert die Bundesaufträge, in deren Genuss sie von 2012 bis 2017 gekommen war. Bédât schlug der Redaktion von *L'illustré* vor, einen Artikel über Berset's Affäre zu veröffentlichen. Stattdessen publizierte die zum Ringier-Konzern gehörende Zeitschrift eine verherrlichende Titelgeschichte, in der sich der Gesundheitsminister als unerschrockener Bändiger der Pandemie darstellen konnte. Anfang 2021 kündigte Chefredaktor Stéphane Benoit-Godet die Zusammenarbeit mit Arnaud Bédât per Telefon und SMS, nachdem der Jurassier das Wochenmagazin dreissig Jahre lang mit spannenden Geschichten bedient hatte: «Ich möchte *L'illustré* neu ausrichten, indem ich andere Themen als bisher behandeln werde. Folglich bestätige ich Dir das Ende unserer Beziehungen zum 31. Januar.»

Der kritische Journalist Bédât hatte sich mit Alain Berset definitiv mit dem Falschen angelegt. Das Kartell des Schweigens funktioniert. In der Covid-Krise durften die Schweizer Medienhäuser reichlich Staatsgeld entgegennehmen. Mit dem neuen Medienförderungsgesetz wäre eine Finanzspritze von 170 Millionen wohl für alle Zukunft in Stein geritzt. Dann wird den Verlagskonzernen erst recht die Lust vergehen, beim heimlichen Treiben von Bundesräten genauer hinzuschauen. Die schöne unkritische Medienwelt nahm der letzte SRF-«Samschtig-Jass» schon einmal vorweg: «In der Krise beweist sich der Charakter», hiess es da. Und weiter: «Ein Bonmot, wie gemacht für Innenminister Alain Berset.»



«Was soll das heissen - du hast dich in eine andere verliebt?!...!»

Volksaufstand im Paradies

Tumulte in Melbourne, der sichersten Stadt der Welt:
Wie konnte es so weit kommen?

Kathy Lette

Kann es sein, dass Darwin die Sache verkehrt herum verstanden hat? Das fragte ich mich, als ich letzte Woche im Fernsehen eine führerlose Meute männlicher Missetäter durch Melbourne marodieren sah. Denn hier fand ganz offensichtlich eine Evolution vom Menschen zum Affen statt. Das ist die Sorte Typen, die glauben, sich eine Bierdose an der Stirn plattzudrücken, sei eine besonders gute Art, um ein Gespräch zu eröffnen.

Wie war es möglich, dass es ausgerechnet in Melbourne, Australiens kultureller Hauptstadt, zu solchen Szenen kam? In Umfragen rangiert die Stadt regelmässig auf den vordersten Plätzen hinsichtlich Lifestyles, Freundlichkeit, Kultur, Kulinarik, Bildung und vor allem Sicherheit. Umso heftiger rieb man sich weltweit die Augen angesichts der wüsten Szenen.

Ausgelöst wurden die Proteste durch einen plötzlichen Shutdown des Baugewerbes wegen Covid-Ausbrüchen an Baustellen und der Verfügung der Gesundheitsbehörde, Bauarbeiter hätten sich binnen sechs Tagen impfen zu lassen, sonst würden sie ihren Job verlieren. Dies, nachdem Premierminister Scott Morrison beim Ausbruch der Pandemie die Einreise ins Land verboten, die Zeit aber nicht genutzt hatte, um die Bevölkerung impfen zu lassen. Er sagte seinen Landsleuten vielmehr, sie könnten sich entspannt zurücklehnen und von ihrem «Logenplatz aus» zuschauen, was in Grossbritannien und Europa passieren würde. Die Folge: Von den 37 Mitgliedern der OECD ist Australien auf dem letzten Platz, was die Impfquote betrifft.

Protestierende Nichtbauarbeiter

Gewerkschaftsboss John Setka, der Impfungen befürwortet, bezeichnete die Protestierenden als «besoffene Trottel». Labour-Politiker haben die Arbeiter als privilegiert, narzisstisch und unreif abgetan. Denn im Gegensatz zu vielen

Melbourne

anderen Berufsgruppen hatten sie während des Lockdown ihren Job nicht verloren. Die Mehrheit von Melbournes Bevölkerung fragt sich: «Wie kommen diese Glückspilze dazu, sich zu beklagen, während die meisten von uns ihre Stelle verloren haben?»

Die Randalierer verhalten sich wie quengelnde Kleinkinder: Sie pissen gegen das Kriegerdenkmal, spucken Leute an, die in Impfzentren



Wäre Melbourne ein Promi, so wäre sie Björk.

arbeiten. Am liebsten sehen sie Filme mit «Tod», «Geil» oder «II» im Titel. Ihre Unterhosengrösse übertrifft ihren IQ, und das nicht, weil sie besonders gut bestückt wären. Aber vielleicht weil sie himmelwärts ragende Fabrikamine errichten, kommen sie sich ganz besonders männlich vor.

Beim Anblick der Bilder von den Aufständen wurde ich in meine Jugend zurückkatapultiert. Australien ist immer ein von Kerlen dominiertes Land gewesen. Nur zu gut kann ich mich erinnern, wie ich auf dem Schulweg von Bauarbeitern begafft wurde, die mir hinterherpiffen und lauthals meine Brüste und Beine kommentierten. Ich war so eingeschüchtert, dass ich rannte oder riesige Umwege machte, um dieser Tortur zu entgehen. Schliesslich begann ich Kleider zu tragen, die selbst eine Amische als streng empfunden hätte.

Journalisten haben mittlerweile enthüllt, dass unter den Protestierenden auch viele Nichtbauarbeiter waren, Rechtsextreme, Verschwörungstheoretiker oder Impfgegner, die sich einfach eine Warnweste übergezogen hatten. Bisher hatte die extreme Rechte die Gewerkschaften nie zu unterwandern vermocht. Doch die Anti-Lockdown-Bewegung funktioniert wie das Trojanische Pferd; ein Pferd, das sofort zum Abdecker gebracht werden sollte.

Johlen und pfeifen

Zwischen den beiden bevölkerungsreichsten australischen Städten hat es immer eine freundliche Rivalität gegeben. Als Sydney-Girl bin ich natürlich total voreingenommen und stolz auf die strahlende Schönheit meiner Heimathafenstadt. Wäre Sydney ein Promi, so wäre sie Beyoncé, Melbourne dagegen Björk.

Wegen dieser untypischen Aufstände haben wir Sydneyaner uns eine Zeitlang überlegen gefühlt und die empfohlene Tagesdosis Selbstgefälligkeit klar überschritten. Das heisst aber nicht, dass man die Babymänner ungeschoren davonkommen lassen sollte. Doch statt die Marodeure zu verhaften, wäre es nicht besser, sie zu kurieren zu versuchen?

Mir schwebt da eine Art Rollentausch vor: Die Macker vom Bau sollen an einem Haufen heisser Weiber vorbeigehen müssen, die johlen und pfeifen und die Kerle eindecken mit Sprüchen darüber, wie sie aussehen, was von ihren Wampen zu halten ist und wie vögelbar sie sind. Bestimmt werden sie binnen kurzem darum flehen, nochmals eine Chance zu bekommen, die wir Frauen ihnen grossmütig gewähren – aber nur, wenn sie Manns genug sind, sich impfen zu lassen.

Aus dem australischen Englisch von **Thomas Bodmer**
Kathy Lette stammt aus Sydney, Australien, und ist Autorin von vierzehn Bestseller-Romanen und lebt in London.

Treicheln am Morgarten

Wenn das Wuotis-Heer brausend durch die Lüfte zog, erklang nachts der Schellenlärm. Das Trycheln beschäftigte die Obrigkeit seit jeher.

Josias Clavadetscher

Brunnen

Plötzlich waren sie überall dabei: die Freiheitstrychler. Sie sind nicht als Verein organisiert, sondern bestehen einfach als lockere, dank Social Media gut verlinkte Bewegung. Sie treten aber gleich auf wie die organisierten Gruppen der Trychler, Scheller, Greifler, Trinkler oder Treichler, die je nach Landesgegend anders bezeichnet werden und längst nicht nur im Alpen- und Voralpengebiet vorkommen.

Der Ursprung liegt allerdings schon dort, wo es gebirgig ist und Viehwirtschaft betrieben wird. Die Volkskunde hat sich erstmals um 1900 wissenschaftlich mit den «Festen und Bräuchen des Schweizer Volkes» befasst und dabei eine Reihe von Lärmbräuchen beschrieben. Der «Vater der Schweizer Volkskunde», der Basler Eduard Hoffmann-Krayer, berichtet von «Schellen und anderen Lärmgeräten», die rund um das Samichlausbrauchtum Verwendung gefunden haben. Zum Instrumentarium gehörten auch noch das Peitschenknallen, das Hornen, Klappern, das Rasseln mit Ketten oder das Schlagen auf Gelten, Zuber, Kessel oder Bleche. Alles, was möglichst laut war, war gefragt.

Glockenschmiede im Muotatal

Dass Lärmbräuche heute fast ausnahmslos Trycheln und Schellen benutzen, hat einen profanen Grund: Im bäuerlichen Umfeld waren diese eben in grosser Zahl und in verschiedenen Grössen vorhanden. Sie dienten primär der Alpwirtschaft, um das Vieh im unwegsamen Gelände besser orten und finden zu können. Das war schon vor 700 Jahren so. Bei archäologischen Untersuchungen im vermuteten Schlachtgelände am Morgarten wurden 2014 nämlich zwei genietete Treicheln aus der Zeit zwischen 1100 und 1400 gefunden.

Zuerst also die Verwendung von Glocken und Trycheln auf der Weide, dann als Sekundärnutzung für das Winterbrauchtum, wenn das Vieh ohnehin im Tal eingestellt war und die Glocken nicht brauchte. Seit etlichen Jahrzehnten allerdings treten Trychler und Scheller kaum mehr mit vom Vieh getragenen Glocken auf, son-

dern die Lärminstrumente werden speziell für die Auftritte hergestellt. Die grösste Glockenschmiede der Schweiz im Muotatal stellt pro Jahr zwischen 4000 und 6000 Trycheln, Chlopfen und als Spezialität Bissen verschiedener Grössen her; viele auch für Geschenke oder sogar für den Export an Heimwehsschweizer im Ausland.

Magische Nächte

Wie aber sind die Lärmbräuche entstanden? Der Ursprung steht im Zusammenhang mit den magischen «zwölf Nächten». In dieser dunklen Zeit zwischen dem 24. Dezember und 6. Ja-

Peitschenknallen, Hornen, Klappern, Rasseln, Schlagen – alles, was möglichst laut war, war gefragt.

nuar zieht gemäss der germanischen Mythologie das Wuotis-Heer brausend durch die Lüfte und droht Mensch und Tier Unheil zuzufügen. Die Ethnologie vermutet die Wurzeln für diese «zwölf Nächte» in der Zeitrechnung. Ein Mond-

jahr mit zwölf Mondmonaten zählt 354 Tage, ein Sonnenjahr 365 Tage. Die fehlenden elf Tage, oder eben zwölf Nächte, wurden darum als tote Tage betrachtet, aus der Zeit gefallen, so dass die Wege zu anderen Welten offen sein mussten. Dieser Gefahr konnte man nur mit Lärm begegnen.

Dabei fällt auf, dass diese Anwendung von Lärm eng verwandt ist mit der Brauchlandschaft von Fasnacht und St. Nikolaus. Teils geht die Ethnologie sogar davon aus, dass im Samichlaus immer noch ein heidnischer Dämon steckt, der einfach christianisiert worden ist. Was ja eigentlich einleuchtet, denn warum sollte man den gütigen Samichlaus mit Lärm durch die Nacht jagen?

Der aufgeklärte Mensch kann diese Furcht in den «zwölf Nächten» nur noch bedingt nachvollziehen. Aber bei einem Leben nur mit Kerzen- und Talglicht sah das etwas anders aus. Klar, vor einem Geisterheer fürchtet sich heute niemand mehr, aber Geisterfiguren faszinieren noch immer. Anders sind die Erfolge der «Harry Potter»-Bücher oder von Serien wie «The Walking Dead» nicht zu erklären. Oder wie lässt sich die Begeisterung für knallendes Silvesterfeuerwerk, für Guggenmusik oder den Lärm am Schulsilvester begründen? Und wenn Johnny Cash «Ghost Riders in the Sky» singt, dann ist das schon sehr nahe am Wuotis-Heer.

Verbot von 1599

Das Trycheln, Schellen oder Greifeln ist also ein über Jahrhunderte tradierter Brauch, der sich im Kern nur unwesentlich verändert hat. Allerdings konnte es dabei sehr handgreiflich werden. Schon der Überfall der Schwyzer auf das Kloster Einsiedeln fand an Dreikönige 1314 statt, also in der letzten der «zwölf Nächte». Weiter belegen zahlreiche Verbote aus dem Mittelalter «das wüste Wesen» der Lärmbräuche. Ein frühes Verbot ist 1599 belegt. Häufig kam es zu Schlägereien, Raufereien, es gab Todesfälle. Es wurden sogar aussen angebaute Treppenhäuser in der Nacht niedergerissen, Polizisten verprügelt oder Alkohol an Kinder ausgegeben.



„Wie Sie vielleicht bemerkt haben, haben sich unsere Hygienevorschriften noch verschärft.“



Das Zwerchfell vibriert: Trychler in Morschach SZ, Juni 2021.

Genützt haben diese Verbote und Bussen wenig oder nichts. Erst mit der Bildung organisierter Gruppen und der Gründung von Vereinen hat sich eine Disziplinierung eingestellt. Gleichzeitig fand eine Ästhetisierung statt. Nun traten die Akteure in uniformer Kleidung auf, Glockenriemen wurden mit traditionellen Motiven verziert, und die Auftritte sind heute oft choreografiert. Zudem verhalten sich viele der Brauchtumsvereine medial geschickt oder lassen sich touristisch einspannen als Botschafter der Schweiz, so in London, Prag, Paris, den USA oder sogar Peking.

Freude, Ärger, Widerstand

Der Greiflet, die Schwyzer Form des Trychels, figuriert zudem in der nationalen «Liste der lebendigen Traditionen in der Schweiz», einer Vorstufe zum Unesco-Inventar des immateriellen Kulturerbes. Ebenfalls in diesem Verzeichnis finden sich als Schreck- und Lärmbräuche weiter die Tschäggtä im Lötschental, der Chalandamarz im Engadin, die Nünichlinger in Ziefen BL, das Silvesterchlausen im Appenzellischen oder das Chlausjagen in Küssnacht und der Innerschweiz. Der weltweit bekannteste Trychler übrigens dürfte der Schellen-Ursli aus dem gleichnamigen Kindermärchen von 1971 sein.

Wer am Strassenrand steht, wenn die Trychler und Scheller daherkommen, kann die magische Kraft dieses Lärms spüren. Das Zwerchfell

vibriert. Die heutigen Vereine pflegen dieses Brauchtum in Anerkennung der Tradition und aus Heimatverbundenheit. Sie benutzen schliesslich Geräte, die als typisch schweizerisch gelten, wie beispielsweise Alphörner.

Ebenso klar ist, dass Lärm dazu genutzt werden kann, um Begeisterung, Freude, Ärger, Trotz, Angst oder Widerstand auszudrücken. Dies ist ein anthropologisches Faktum. Darum ist es logisch, dass Trychlen und Schellen nicht nur im Brauchtum eingesetzt werden, sondern

Wer am Strassenrand steht, kann die magische Kraft dieses Lärms spüren.

auch bei verschiedensten gesellschaftlichen Anlässen, gerade im Sport. Erinnert sei an Fussballspiele, an den Empfang von erfolgreichen Sportlern in der Ankunftshalle des Flughafens Zürich sowie an Feierlichkeiten oder TV-Auftritte der jeweiligen Wohngemeinden.

Störung der EWR-Debatte

Dass darum Trychler und Scheller auch immer wieder auftreten, um sich politisch zu äussern, lässt sich nicht vermeiden. Damit wollen sie ihrer Meinung und Haltung unüberhörbar Nachdruck verleihen. Allerdings geschieht dies abseits des Brauchtums. Zu den dort verankerten Greifler-, Scheller- und Trychlerver-

einen kann dies sogar einen Graben aufreissen. Von diesen Vereinen gibt es in der Schweiz mehr als 300, meist mitgliederstarke. Am seit 1979 alle drei Jahre stattfindenden Eidgenössischen Scheller- und Trychlertreffen beteiligen sich jeweils um die 3000 Aktive, der Spitzenwert liegt bei 3800. Diese Vereine lassen sich in der Regel nicht für politische oder parteipolitische Manifestationen einbinden, das einzelne Mitglied aber schon.

Allerdings sind die Freiheitstrychler nicht die Ersten, die mit Lärm Politik machen wollen, um angeblich die Freiheit zu verteidigen. Trychler und Scheller, sogar von organisierten Vereinen, waren auch schon vor dem Bundeshaus, als es um bäuerliche Anliegen ging. Und für das meiste Aufsehen sorgte der Auftritt einer Gruppe von Schwyzer Greiflern im November 1992 in einer Sendung des Schweizer Fernsehens aus dem Bundesbriefmuseum in Schwyz. Die Debatte über den beantragten EWR-Beitritt der Schweiz wurde gestört, als die Trychler sich ultimativ und lautstark Zutritt verschafften.

Josias Clavadetscher ist Journalist und war Chefredaktor des *Boten der Urschweiz*. Von ihm stammt das Buch «Triichle und Chlepfe» (Triner-Verlag). Er lebt in Brunnen.

Kanadische Freundlichkeit

Aufgewachsen als Kind einer Äthiopierin in Toronto, ist Popstar Abel Tesfaye alias The Weeknd eine der steilsten Karrieren der Gegenwart gelungen. Was ist sein Erfolgsrezept?

Anton Beck

In der unendlichen Weite des Internets gibt es dieses Video, das rund 500 Millionen Mal angesehen wurde, und darin fährt einer in einem Sportwagen durch die Nacht, durch die Stadt, durch zwielichtige Innenräume und ist bestens gelaunt. Er singt mit hoher Stimme davon, dass er schon lange verlernt habe, was es bedeute, zu lieben, und dem sind Orgeltöne unterlegt, die einen an die Hits der 1980er Jahre, ein bisschen auch an Michael Jacksons frühe Alben erinnern. Selbst der Kleidungsstil passt ins Bild, dieses fein säuberlich Abgestimmte, das auffällt, aber nicht zu sehr – das rote Jackett, das Blut im Gesicht auf dem Albumcover und in einzelnen Videos.

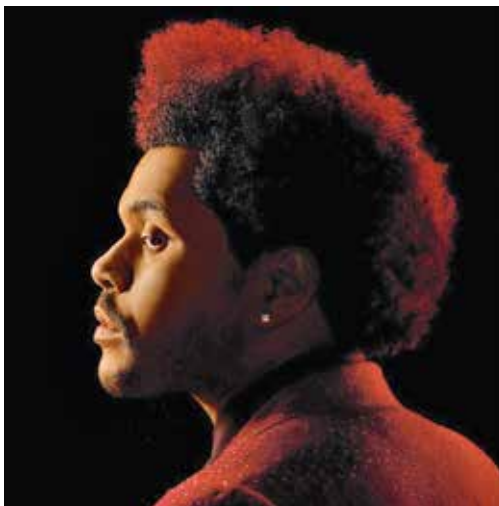
Seltsam mutet das an, weil The Weeknd alias Abel Tesfaye, also der, der da in diesem Sportwagen umherfährt und tanzt, nichts an sich hat oder von sich gibt, was wirklich neu, überraschend oder unverwechselbar wäre. «Starboy», sein gefeiertes Album von 2016, könnte ebenso gut von anderen Popsängern veröffentlicht worden sein. «After Hours» (2020) ist nicht mehr als eine Wiederholung ebendieses Albums. Dieser etwas traurige, nie zu laute und nie zu aufmüpfige Pop-/R&B-Mix, den The Weeknd präsentiert, enthält ein bisschen von allem, was die Popgeschichte bisher so zu bieten hatte. Ein bisschen Michael Jackson, ein bisschen Depeche Mode, ein bisschen Robbie Williams und eine Prise Drake, wobei Letzterer so etwas wie The Weeknds musikalischer Halbbruder und Mitstreiter wurde, seitdem dieser 2010 seine Karriere allmählich ins Rollen brachte. Statt Innovation bietet er ein Rosinenpicken in der Popgeschichte an. Und das kommt an.

Scheuer Superstar

Womöglich deshalb, weil wir alle genug haben von den Extremen, von Exzessen und Schockmeldungen, zumindest, wenn sie das Positive verdrängen. Bei The Weeknd gibt es beides: Er hat einerseits Starallüren, genug davon, um eine Villa für 70 Millionen Dollar zu kaufen und sich selbst mit 31 Jahren in einer Dokumentation zu verewigen. Genug, um seine Songs regelmässig

mit anderen grossen Namen anzureichern (Daft Punk, Doja Cat, Ariana Grande, Beyoncé), um Grossereignisse wie den Superbowl zu zelebrieren. Und nicht zuletzt genug, um immer wieder mit anderen Berühmtheiten liiert zu sein, etwa mit der Sängerin Selena Gomez oder dem Model Bella Hadid.

Andererseits verlangt die richtige Mischung eben auch Demut. Und so spricht The Weeknd,



Villa für 70 Millionen Dollar: The Weeknd.

obwohl er mit den Sportwagen und den leuchtenden LEDs in nahezu jedem Video durchaus als Rapper durchgehen könnte, in Interviews fast schon scheu, so ganz anders als die Macker des Genres, Jay-Z oder Kanye West. Womöglich liegt es an der kanadischen Freundlichkeit, die der in Toronto Geborene (seine Mutter, die aus Äthiopien stammt, zog ihn in Kanada alleine auf) nicht verheimlichen kann. So sagte er dem *Rolling Stone*-Magazin, er sehe selbst nach all den Welttourneen Toronto noch immer als sein wahres Zuhause an. «Ich wusste nicht, wie nett die Kanadier sind, bis ich Kanada verliess.»

Als wäre die Überheblichkeit der 2000er-Glamourösen nicht mehr salonfähig, umgibt die neuen Stars der Musikbranche eine gewisse Bescheidenheit. Gerade The Weeknd kokettiert

mit seiner Verletzlichkeit, was nicht zuletzt zu Songs wie «Hardest to Love» führt. Die sanften Synthie-Orgeln werden mit einem schnellen Beat unterlegt, und das Lied enthält für The Weeknd typisch selbstbeschuldigende Sätze wie «I can't believe you trust me. After all the rough days, you still call me up». Gleichzeitig erkannte der britische *Guardian* in The Weeknds Texten ein «problematisches Murren von Misogynie» und hob hervor: «Er schreibt viel über Drogen.» Doch das haben schon Unzählige vor ihm gemacht. Sein Kunstgriff ist es vielmehr, mit vielen Facetten zu spielen, was den Fans und Hörern nicht zu viel abverlangt, denn irgendwie kommt einem alles vertraut vor.

Das neue Neu

Dass The Weeknd zu den bekanntesten und erfolgreichsten Musikern unserer Zeit gehört, passt auch ins grössere Bild. Im Kino laufen Remakes wie die Science-Fiction-Saga «Dune», oder aber alte Stoffe wie «Matrix» oder «Star Wars» werden aus der Mottenkiste geholt und Superheldenfilme immer noch um eine neue Folge ergänzt. Das neue Neu ist in der gegenwärtigen Popkultur eben gar nicht so neu, sondern vielmehr eine Neuinterpretation oder Weiterführung von Altbekanntem. Schon vor zwei Jahren berichtete die *New York Times*, dass die Kassenschlager der Sommerfilmsaison vor allem Sequels seien, also Fortsetzungen etablierter Filmreihen.

So ein Konzept floppt auch hin und wieder. Da gab es etwa den Film «Ben-Hur» von 2016, der nicht an die erwarteten Einnahmen heranreichte, und auch bei The Weeknd kommt das Konzept des Remakes immer wieder unter Beschuss. Denn setzt er nochmals auf das rote Jackett, die leuchtenden LEDs und die Synthie-Orgeln, setzt er sich der Gefahr aus, stehenzubleiben, während alle anderen in der Pop-Blase sich weiterentwickeln, Neues ausprobieren – von Billie Eilish in ihrem «Happier Than Ever»-Album bis hin zu Drake auf «Certified Lover Boy». Die Ungewissheit wird bald schon einem Urteil weichen: Das nächste Album wurde bereits angekündigt.

Was ist Privatsphäre? Je nachdem

Für Journalisten ist Privatsphäre mitunter ein juristischer und mitunter ein politischer Begriff.



Es war eine gute Story, die Story um die sexuellen Extravaganzen eines Bundesrats. Aber die Story erschien nie.

Es ist schon einige Zeit her. Der Bundesrat fuhr damals immer mal wieder nach München, um dort in bestimmten Kreisen seine etwas speziellen Sexualvorlieben auszuleben. Etliche Journalisten wussten um seine Lustbarkeiten. Es gab auch Zeugen dafür.

Aber die Story erschien nie. Es war Privatsache.

Denn der Bundesrat war klug. Er nutzte bei seinen Trips nach Deutschland keine Staatslimousine, wie das Kollege Alain Berset später bei seinen Seitensprüngen tat. Er spannte, anders als Berset, auch keine Bundesbeamten ein, die sich um seine amourösen Affären kümmern mussten. Die Journalisten fanden darum nie einen legitimen Hebel, sein Privatleben publik zu machen.

Bundesrat Berset hingegen war nicht klug. Er beging den dümmsten Fehler, den man begehen kann, wenn man sein Privatleben in den Medien ausgebreitet sehen will. Er trennte nicht zwischen Privatem und Öffentlichem. Stattdessen setzte er steuerlich bezahltes Material und Personal für sein persönliches Triebleben ein. Damit wurde er für die *Weltwoche* zum öffentlichen Fall.

Damit wären wir bei der *règle du jeu*. Auch in den Medien gibt es eine Privatsphäre, die es zu respektieren gilt. Das ist kein Problem. Die Privatsphäre endet allerdings sofort, wenn sie institutionelle Strukturen nutzt, wenn also die Allgemeinheit von den individuellen Eskapaden tangiert ist.

Als etwa der Badener Stadtammann Geri Müller die Selfies seines Gemächts an eine

Freundin verschickte, hätten die Medien dies als privates Hobby durchgehen lassen. Dass er seine Fotokünste aber aus seinem steuerfinanzierten Amtsbüro heraus betrieb, machte die Geschichte für die *Aargauer Zeitung* dann zum öffentlichen Fall.

Als die Zuger Kantonsrätin Jolanda Spiess-Hegglin mit einem anderen Politiker heftig herummachte, hätten die Medien dies als pri-

*Vor den Journalisten,
das stimmt uns versöhnlich,
ist letztlich doch niemand sicher.*

vates Hobby durchgehen lassen. Dass die Zuger Sex-Affäre aber an einem steuerfinanzierten Anlass stattfand, machte die Geschichte für den *Blick* dann zum öffentlichen Fall.

Natürlich arbeiten auf Redaktionen keine Tugendbolde. Redaktionen versuchen bei jeder guten Story, die aus dem Privatleben Prominenter stammt, ein öffentliches Interesse daran zu konstruieren. Sie suchen den Dreh, mit dem sie freie publizistische Bahn bekommen.

Mitunter ist die Konstruktion des öffentlichen Belangs nicht ganz einfach. Ein gutes Beispiel war das uneheliche Kind des CVP-Präsidenten Christophe Darbellay. Der *Sonntagsblick* hatte die Story und suchte einen Weg, um die Privatsphäre ausser Kraft zu setzen. Die Redaktion signalisierte dann Darbellay, bei einem profilierten Familienpolitiker wie ihm werde man ein öffentliches Interesse postulieren. Darbellay knickte ein und gab dem Blatt

ein Interview: «Ich habe einen schweren Fehler gemacht.»

Nun ist die Frage der Privatsphäre, wie vieles in den Medien, auch ideologisch unterfüttert. Bei der Affäre von SP-Mann Berset etwa, anders als bei Darbellay, hielt sich der *Blick* dann züchtig bedeckt und tauchte hinter dem Persönlichkeitsrecht ab. Bei einem linken Politiker, der im Haus grosse Sympathien hat, war auf einmal das Intimleben ein sakrales Gut.

Solch politische Sichtweisen gibt es auch anderswo. So erklärte der *Tages-Anzeiger* seinerzeit die Devisen-Affäre von Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand zu dessen Privatsache und verteidigte ihn gegen ein «Komplott», weil es aus der redaktionell verachteten SVP-Ecke stammen würde. Im Fall des Raiffeisen-Bankers Pierin Vincenz fehlte dann ein solch politischer Bezug. Die *Tages-Anzeiger*-Redaktion breitete hier seine privaten Details bis zur Schmerzgrenze aus, inklusive seiner Ausflüge ins Rotlichtmilieu.

Wenn man die zehn bekanntesten Skandalnudeln aus neuerer Zeit auflistet, bei denen Privates öffentlich wurde, meist im Zusammenhang mit Sex, dann sind das die Namen von Alain Berset, Geri Müller, Christophe Darbellay, Roland Nef, Thomas Borer, Jolanda Spiess-Hegglin, Darius Rochebin, Philipp Hildebrand, Beat Villiger und Pierin Vincenz.

Auf der Liste der Top Ten finden sich sieben bürgerliche Vertreter, aber auch drei Sünder aus dem links-grünen Milieu. Vor den Journalisten, das stimmt uns versöhnlich, ist letztlich doch niemand sicher.

Versäumnisse des BAG

Das Bundesamt für Gesundheit hat in der Corona-Krise ohne verlässliche Zahlen registriert. Will man nun so weitermachen?

Beat Gygi

Die Auseinandersetzungen über die Corona-Politik werden angespannter. Mit der Abkühlung gegen den Herbst hin kehren jetzt Grippeviren zurück, die vorher unter dem Einfluss der Pandemiemassnahmen fast verschwunden waren, sie machen nun wieder mehr Leute krank. Der Stress im Gesundheitswesen nehme zu, die Lage werde unübersichtlicher, erhöhte Vorsicht sei am Platz, also auf zum Impfen – das ist die Botschaft in vielen Medien. Sie helfen damit den Behörden, die sich einem stärker werdenden Widerstand aus dem Volk gegenübersehen.

Neben Demonstrationen, wie sie in Bern und Winterthur stattfanden, ist vielerorts unterschiedlich Unmut erkennbar. Der Schweizerische Gewerbeverband etwa kritisiert die Ausweitung der Zertifikatspflicht und die Entscheidungsgrundlagen, die der Bundesrat herangezogen hat, im Namen Tausender von Firmen. Die Zahlen des Bundesamts für Gesundheit (BAG) zeigten, so der Verband, dass nur die allerwenigsten Ansteckungen in Restaurants, Fitnesscentern oder am Arbeitsplatz erfolgten. Der Verband mit Direktor Hans-Ulrich Bigler fordert den Bundesrat auf, «zur im Covid-19-Gesetz festgehaltenen Evidenz-basierten Politik zurückzukehren».

Fehlende Zufallsstichproben

Stephan Rietiker, früher als Arzt aktiv und später in der Medizinaltechnik tätig, unter anderem als Chef des Implantatherstellers Sulzer Medica/Centerpulse, findet die Informationslage desolat. Er hat die Plattform InsideCorona als Bewegung gegen «Corona-Aktivismus und planloses Handeln» ins Leben gerufen. Seiner Ansicht nach haben sich Bundesrat und BAG in gravierendem Ausmass Versäumnisse zuschulden kommen lassen, der Umgang mit Daten sei unsorgfältig, zum Teil fehlerhaft, die Informationen zuhänden der Öffentlichkeit seien unklar, Zahlen zu Tests, Spitalplätzen oder Impfwirkungen unzuverlässig.

Eine evidenzbasierte Pandemiepolitik werde auf diese Weise verunmöglicht. Es sei dringend, sich endlich einen Überblick über den Stand der



Wirkung und Nebenwirkung: BAG-Chefin Lévy, Bundesrat Berset.

Immunität in der Bevölkerung zu verschaffen, sagt er. Systematische, wissenschaftlich korrekt angelegte, repräsentative Tests auf das Vorkommen und die Wirkung von Antikörpern sowie der zweiten Säule der Immunität, der T-Zellen, seien nötig, um einen Eindruck von der Widerstandskraft in der Bevölkerung zu gewinnen, vor allem auch der Menschen, die von Covid genesen sind. Es sei unverständlich, dass das BAG sich bisher nie ernsthaft darum bemüht habe, ein klareres Bild von der Pandemie zu gewinnen – was angesichts der gegen 100 Milliarden Franken wirtschaftlicher Belastungen auf der Kostenseite ein gravierendes Versäumnis sei, ja mehr.

Bereits im Mai 2020, nach dem damaligen Shutdown, hatte Ernst Fehr von der Universität

Zürich, einer der führenden Ökonomen Europas, in einem Interview im *Blick* gesagt, es wäre zentral, dass der Bundesrat regelmässige Tests vornehme, es brauche repräsentative Zufallsstichproben in der Bevölkerung. Alles andere wäre nicht professionell. Im Falle des Testens gehe es um Leben und Tod, und der Bundesrat gehe trotzdem amateurhaft vor. Das BAG liess es und verlegte sich nicht auf repräsentatives Testen.

Der in Wettingen tätige Arzt Thomas Binder wirft dem BAG bereits seit März 2020 fehlendes Wissen, mangelnde Sorgfalt und Blindheit gegenüber den Daten vor. Binder ist Mitglied des Schweizer Ärztenetzwerks Aletheia, in dem sich Kritiker der offiziellen Pandemiepolitik organisiert haben, und der international tätigen

Vereinigung Doctors for Covid Ethics. Er erinnert im Gespräch daran, dass es in der Schweiz ein System zur Meldung und Überwachung viraler respiratorischer Infektionskrankheiten gibt, «Sentinella» genannt, mit einigen Dutzend angeschlossenen Arztpraxen. Aber ausgerechnet 2020 habe das BAG dieses System nicht wie selbstverständlich auf Tests auf Sars-CoV-2 ausgedehnt, sondern dieses von März bis November sogar gänzlich eingestellt und damit den totalen Blindflug durch die angebliche Pandemie eingeleitet.

«Ein unglaublicher Skandal», sagt Binder und fügt an: «Aber es kam noch schlimmer. Nach dem Ausrufen der Pandemie durch die WHO im März 2020 hätte zusätzlich zum «Sentinella» sofort eine für die Bevölkerung repräsentative Kohorte gebildet werden müssen zum Erfassen der Anzahl Infizierter, Erkrankter, Hospitalisierter, Intensivpatienten, Sterbefälle und Genesener. Dieses Vorgehen lernt man in Epidemiologie für Anfänger im zweiten Jahr des Medizinstudiums.» Nur solche verlässlichen Daten hätten die Basis der Politik sein dürfen.

Und weiter: «Diese Kohorte würde auch der Überwachung des Immunitätsstatus der Bevölkerung dienen durch serielle Tests auf Antikörper und T-Zell-Immunität. Damit

«Wer die WHO kontrolliert, kontrolliert die Welt», fügt Binder an.

hätten wir schon im April 2020 realisiert, dass keine Epidemie von nationaler Tragweite vorlag, dass vermutlich schon fast alle immun waren und dass es exakt null wissenschaftliche Evidenz für leidvolle und extrem teure, unsinnige Interventionen sowie für die Inkraftsetzung des Epidemiegesetzes gab.» Offenbar, so Binder, verfüge im BAG und in der ihm zugewandten Covid-Task-Force niemand über dieses Wissen.

War es denn wirklich keine Epidemie? «Auch die Sterblichkeitsdaten deuteten nie darauf hin», sagt Binder. Bis heute habe es, demografisch bereinigt, nie eine Übersterblichkeit gegeben, ausser 2020 bei den über 65-Jährigen, die aber vermutlich durch die Massnahmen bedingt gewesen sei. «Man hat das medizinische Wissen vernachlässigt, sich stattdessen blind auf einen Test verlassen, der völlig unbrauchbare, erratische Fallzahlen liefert», meint Binder, der als Mitglied einer Gruppe von 22 internationalen Biowissenschaftlern im November 2020 das Corman-Drosten-RT-PCR-Testprotokoll, das Rezept zur Herstellung der RT-PCR-Tests, als «unwissenschaftlichen Nonsens» eingestuft hatte.

In diesem Zusammenhang kommt in der Öffentlichkeit immer wieder, aus ganz verschiedenen Quellen, das sogenannte Event 201

zur Sprache: Im Oktober 2019, also kurz vor Corona-Ausbruch, hatte eine Gruppe hochrangiger Experten aus Wissenschaft, Wirtschaft, Behörden und Uno an einer Veranstaltung des Johns Hopkins Center for Health Security zusammen mit dem Weltwirtschaftsforum (WEF) und der Bill-&Melinda-Gates-Stiftung in New York die Simulation einer globalen Pandemie durchgespielt, auch ein Vertreter der Swiss war dabei. Das Drehbuch dieses Kurses weist derart viele Gemeinsamkeiten mit dem späteren Verlauf der Corona-Pandemie auf, auch hinsichtlich Schlüsselpersonen, dass bei vielen der Gedanke aufkommt, Regierungsmassnahmen seien durch das Event 201 weltweit auf ein solches Muster abgestimmt und dann im Ernstfall zu wenig kritisch hinterfragt worden.

Ins Bild passt jedenfalls der flächendeckende Einsatz des RT-PCR-Tests zur Entdeckung des Virus. «Dieser RT-PCR-Test ist der schlechtestmögliche Test zur Diagnose von Covid-19», sagt Binder. «Er ist weder validiert noch standardisiert und erzeugt eine Unmenge falsch positiver Resultate, deren Anzahl durch die Behörden zudem beliebig manipuliert werden kann, etwa durch Erhöhen der Anzahl Tests, Erhöhen der Zyklusschwelle (Ct), Testen nur auf eines statt auf drei Gene und Nichtberücksichtigung negativer Testresultate. Jeder fortgeschrittene Biochemiestudent kann in einem Tag einen viel besseren RT-PCR-Test fabrizieren.» Dennoch sei er von der WHO zum Goldstandard für die Diagnose von Covid-19 und damit zur Basis der weltweiten Pandemiepolitik erklärt worden. «Wer die WHO kontrolliert, kontrolliert die Welt», fügt Binder an. Fast alle Regierungen machten diese Art von Blindflug mit.

Zwei Politologen am Werk

Fehlende Anstrengungen, die epidemischen Zusammenhänge zu ergründen und dies der Öffentlichkeit darzulegen – das zieht sich bis heute durch die Arbeit des Bundesrats und des Bundesamts, welches dem Politologen Alain Berset untersteht und seit 2020 von der Politologin Anne Lévy geleitet wird. Typisch ist etwa, dass die offiziell eingesetzte Eidgenössische Kommission für Pandemievorbereitung und -bewältigung nicht herangezogen wurde, sie blieb in der Corona-Krise untätig, während die von sich selbst aus agierende Covid-Task-Force die öffentliche Bühne betrat. Und das Meldesystem für Erkrankungen wurde in der Zeit der Datennot nicht renoviert.

Das BAG betreibt nun Kampagnen, um das Impfen zu beschleunigen. Aber auch diese Feldzüge werden jetzt durchgeführt, ohne dass man sich ernsthaft darum bemüht, ein Bild von Wirkungen und Nebenwirkungen und vor allem von der tatsächlichen Widerstandskraft, dem Spektrum möglicher Immunitäten in der Bevölkerung, zu gewinnen. Für eine evidenzbasierte Politik.

Peter Bodenmanns Solarrechnung trägt

In der *Weltwoche* Nr. 38 vom 23. September hat Kolumnist Peter Bodenmann das Problem angesprochen, dass die Schweiz im Winter zu wenig Strom aus eigener Produktion hat. Und wie bereits in vielen seiner Kolumnen brachte Bodenmann die Behauptung vor, wir könnten den Strommangel im Winter mit verstärktem Ausbau der Solaranlagen in den Alpen kompensieren. Sein Fazit: «Mit etwas Solar-Grütze in der Birne lässt sich das Stromloch im Winter stopfen.»

Seine Argumentation ist simpel: Wenn wir bifaziale, also zweiseitige Solarzellen in Höhenlagen verwenden, steigern wir den Winteranteil des Solarstroms auf die Hälfte des Gesamtangebots, und damit verschwindet die Winterlücke. Diese Argumentation ist aber nicht zu Ende gedacht. Denn:

– Wir haben schon heute mit den noch laufenden Kernkraftwerken eine Winterlücke, obwohl diese im Winter mehr Strom erzeugen als im Sommer.

– Sogar wenn man die Kernkraftwerke vollständig mit bodenmannschen Solaranlagen ersetzen könnte, würde die Winterlücke also zwangsläufig grösser.

– Heute liefern Solarpanels im Winter durchschnittlich nur um die 27 Prozent ihres gesamten Jahresertrags.

– Da wir Solarstrom nicht ausschliesslich auf den Alpen erzeugen können, liegt der gesamtschweizerische Winteranteil auch mit Bodenmanns Alpen-Investitionen sicher unter 50 Prozent.

– Die «Studie Winterstrom Schweiz» im Auftrag des Bundes hat das minutiös berechnet – unter Einbezug aller möglichen Varianten, auch jener Bodenmanns. Fazit: Der heutige Winteranteil von 27 Prozent kann im optimalen Fall auf 30 Prozent gesteigert werden. Eine Extremvariante, bei der alles technisch Mögliche ausgereizt würde, käme auf 35 Prozent; die Forscher halten diese aber für nicht praktikabel.

– Und schliesslich werden wir in Zukunft noch mehr Strom brauchen als bisher – und das vor allem im Winter.

Wenn man sich nicht mit zu viel Solar-Grütze die Birne vernebeln lässt, ist das Fazit ernüchternd: Auch mit den besten Solaroptimierungen in den Alpen bleibt die Steigerung des Stromertrags im Winter nicht mehr als ein Tropfen auf den heissen Stein.

Martin Schlumpf

Wer hat Gabby Petito zuletzt lebend gesehen?

Die Ermordung einer jungen Amerikanerin macht Millionen von Social-Media-Nutzern zu Hobby-Fahndern. «AktENZEICHEN XY» findet heute auf Instagram statt.

Beatrice Schlag

Die Geschichte beginnt als Traum, zumindest als Idylle im Internet. Im vergangenen Juni brechen die 22-jährige Amerikanerin Gabrielle Petito, die sich Gabby nannte, und ihr 23-jähriger Verlobter Brian Laundrie in einem weissen Ford Transit an der Ostküste der USA zu einer Reise durch die Nationalparks des Landes auf. Unterwegs versorgt das gutaussehende Paar die Social-Media-Community immer wieder mit Aufnahmen seines Glücks vor spektakulären Naturkulissen: Sie schmiegen sich aneinander, er trägt sie auf dem Rücken, sie füttert ihn beim Picknick. Die Zahl der Follower ist bescheiden. Am 1. September kehrt Laundrie im gemeinsamen Lieferwagen, aber ohne Gabby in sein Elternhaus in Florida zurück. Die Fragen von Gabbys Eltern über den Verbleib ihrer Tochter kann oder will er nicht beantworten. Sie selber meldet sich nicht.

Jung, weiblich, hübsch

Am 11. September wird sie von ihrem Vater für vermisst erklärt. Das vervielfacht die Zahl ihrer Follower weltweit schlagartig.

Der Fall von Gabby, die bislang nur eine von Zehntausenden Vermissten in den USA war, wird von TV und Zeitungen aufgenommen. Ein Touristenpaar, das die News über Gabby verfolgt, geht seine Urlaubsbilder durch und meldet auf Tiktok, am 27. August im Grand Teton National Park in Wyoming einen geparkten weissen Ford Transit fotografiert zu haben. Am 14. September verschwindet Brian Laundrie aus seinem von immer mehr Medien und Gaffern umstellten Elternhaus. Am 19. September wird Gabby Petitos Leiche unweit der Stelle gefunden, wo das Touristenpaar den Van fotografierte. Das FBI informiert, es handle sich um ein Tötungsdelikt.

Die Zahl der Follower, die sich im Internet über Vermutungen zu Tathergang und Motiven des Täters austauschen, explodiert nicht nur in den USA. Daran, dass nur Brian Laundrie der Täter sein kann, zweifelt niemand. Über 200 Millionen Menschen verfolgen den Fall inzwischen in den Social Media. Am Tag nach Gabby Petitos Auf-



«Nicht das richtige Leben»: Opfer Petito.

findung war ihr Fall gemäss NZZ in der Schweiz das bei Google am zweithäufigsten aufgerufene Thema gewesen. Was passiert hier?

Auch den Generationen, die mit Social Media erst nach der Midlife-Crisis vertraut wurden, ist die Faszination ungelöster Krimis, die den Fahnder in uns wecken, durchaus vertraut. Wer hat nicht «AktENZEICHEN XY ... ungelöst» zumindest gelegentlich im Fernsehen gesehen? Es war auch da schon so, dass die Opfer besonders interessiert waren, wenn sie jung, weiblich und hübsch waren. Nur spekulierte man darüber bei der Kaffeepause im Büro oder am Telefon mit Freundinnen, nicht weltweit mit Unbekannten am Handy. Michael Smerconish, brillanter amerikanischer Radio- und Fernsehmoderator, rief seinen Zuschauern am 18. September, einen Tag bevor Gabby Petitos Leiche gefunden wurde, zu Beginn seiner Sendung mit ungewöhnlicher Eindringlichkeit zu: «Social Media sind nicht das richtige Leben. Und das hat Folgen. Es mag tri-

vial klingen, aber es ist jungen Menschen oft nicht klar.»

Depressive Teenager

Fast zeitgleich mit dem wachsenden Hype um Gabby Petito hat das *Wall Street Journal* eine interne Facebook-Studie über die Auswirkungen von Facebook und Instagram auf junge Menschen und vor allem auf junge Frauen veröffentlicht: Der tägliche Vergleich mit schönen Menschen wie Gabby, die nichts als Glück zu erleben scheinen, erhöht die Anzahl depressiver Teenager beängstigend. Allein in den USA, so Smerconish, betrage die Anzahl jugendlicher unter 22, die täglich auf Instagram sind, über zwanzig Millionen.

Zum Beweis für Momente aus dem richtigen Leben von Brian und Gabby spielt Smerconish das Video ab, das die Bodycam eines Polizisten in Utah von dessen Begegnung mit dem jungen Paar im August aufnahm. Ein Autofahrer hatte die Polizei wegen eines weissen Ford Transit alarmiert, der sich im Schlingerkurs befand und dessen Lenker auf die Beifahrerin einzuschlagen schien. Nein, sie habe Brian bei einem Streit geschlagen, sagte eine weinende Gabby Petito dem Polizisten Daniel Robbins, der sie angehalten hatte. Sie habe OCD, Zwangsstörungen, und Brian sei trotz ihrer Proteste mit dreckigen Füßen in den Van gestiegen. Dennoch versichern ihm beide, sie seien sehr verliebt und hätten keine Absicht, Anzeige zu erstatten. Robbins beschreibt Gabby Petito bei der Begegnung als «verwirrt und manisch». Nach seiner Meinung ist der Streit der beiden «weniger unter häuslicher Gewalt als in einer mentalen Gesundheitskrise eskaliert».

Bei der auf Youtube gestellten Trauerfeier für Petito sagt der Priester: «Sie war eine wunderbare Frau, die uns alle berührte. Nicht nur uns Anwesende, sondern alle in diesem Land und auf der Welt.» Nach Laundrie wird bei Redaktionsschluss weiter gefahndet. Im Fernsehen halten es Psychiater, die ihn nur aus Videos kennen, für denkbar, dass er sich umgebracht hat.

Es droht eine Anbauschlacht

Hunderte Windräder sind in der Schweiz geplant, wie eine aktuelle Erhebung des Bundes zeigt. Die Verschandelung der Landschaft dürfte schneller vorangehen als befürchtet.

Hubert Mooser

Das nächste Stück Schweiz, das unter die Windräder geraten wird, ist das Gebiet um den Mont-des-Cerfs und La Gittaz-Dessus bei Sainte-Croix (VD). 2022 werden hier weitere sechs 150 Meter hohe Kolosse zur Erzeugung elektrischer Energie aufgestellt. Das Bundesgericht hat im Frühjahr 2021 die Beschwerden von Einsprechern abgewiesen. Die Windturbinen-Lobbyisten von Suisse Eole um die Waadtländer Grünliberale Isabelle Chevalley (Präsidentin) und die Luzerner Mitte-Nationalrätin Priska Wismer (Vizepräsidentin) feiern dies als grossen Sieg.

In Wahrheit wird ein weiteres Stück Bilderbuchlandschaft verschandelt. Die grosse Wind-Offensive steht dem Lande jedoch erst bevor. Seit im Energiegesetz der Bau von Windrädern zum nationalen Interesse hochstilisiert wurde, gibt es kein Halten mehr, auch wenn der Weg für die Promotoren steinig bleibt.

Wenig Chancen vor Gericht

Das zeigt die aktuelle Auslegeordnung des Bundesamtes für Energie (BfE): Bei 120 Anlagen erfolgte bisher eine Planaufgabe, davon befinden sich 74 in einem Beschwerdeverfahren. Für 160 Windräder existieren Projektideen. Insgesamt 98 wurden in den letzten Jahren sistiert. Was wirklich auf die Schweiz zukommt, lässt sich noch besser bei den Gesuchen für das Einspeisevergütungssystem (KEV) ablesen. Bis im Januar 2021 haben 410 Anlagen in der Schweiz eine Zusage erhalten, 344 stehen auf einer Warteliste.

Dabei steht die installierte Stromleistung aus Windkraft in keinem Verhältnis zum dafür betriebenen Aufwand und zum grossen Ärger, den diese Anlagen verursachen – wie man zurzeit am Luzerner Stierenberg erkennen kann (Weltwoche Nr. 37/21). Dort will Nationalrätin Wismer ein Projekt mit drei Anlagen mitten in einem Wald realisieren. Damit hat sie das halbe Dorf gegen sich aufgebracht. Eine Gruppe von Anwohnern hat nun einen Urnengang dazu erkämpft – ein erster Erfolg.

Aber auch wenn es Beschwerden und Proteste gegen Windkraftanlagen hagelt: Kommt

ein Windparkprojekt vor Gericht, haben die Einsprecher meistens einen schweren Stand. Die Windräder werden nämlich zum nationalen Interesse, wenn sie über eine mittlere erwartete Produktion von jährlich mindestens 20 Gigawattstunden (GWh) verfügen. Dieser vom Bund festgelegte Schwellenwert hat dazu

Seit der Bau von Windrädern zum nationalen Interesse hochstilisiert wurde, gibt es kein Halten mehr.

geführt, dass Promotoren von Windparks in der Schweiz dazu übergingen, ihre Projekte entsprechend anzupassen. So war beispielsweise auf dem Stierenberg einst bloss eine Anlage geplant. Inzwischen sind es drei, weil man nur so auf eine Produktion von 20 GWh kommt.

Viele dieser Projekte würden wohl nie realisiert werden, wenn sie nicht der Bund mit der übergrossen Kelle fördern würde. Bisher lief das über die Einspeisevergütung. Die Stromproduzenten werden mit einem garantierten Vergütungstarif für den ins Netz eingespeisten Strom entschädigt. Zahlen tun dies die Stromkonsumenten mit einem Netzzuschlag von 2,3 Rappen auf der Stromrechnung. Ende 2022 wird das KEV-Fördersystem zwar eingestellt, die bewilligten Anlagen erhalten die Einspeisevergütung aber auch nach 2022. Der Bundesrat

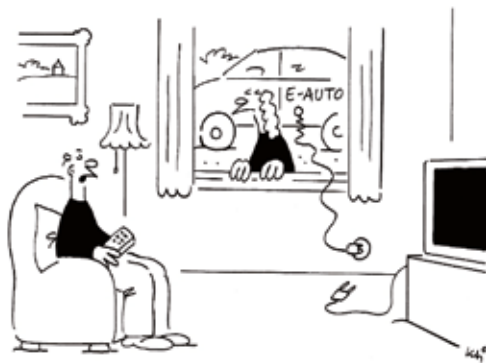
hat ausserdem in seiner Botschaft zum Bundesgesetz über eine sichere Stromversorgung vorgeschlagen, dass man Windkraft weiter fördern will, neu aber mit Investitionsbeiträgen.

Wo bleibt die Vernunft?

Künftig sollen bis zu 60 Prozent der anrechenbaren Investitionskosten subventioniert werden. Das Parlament hat diesen Entscheid, gestützt auf eine parlamentarische Initiative des Grünen Bastien Girod, bereits vorweggenommen, damit die Förderung der Windräder und anderer erneuerbarer Energien nach dem Auslaufen der KEV nahtlos weitergeht. Denn jetzt pressiert es plötzlich mit dem Zubau alternativer Energieträger. FDP-Ständerat Martin Schmid warnte bei der Beratung im Ständerat, dass die Elcom als zuständige Fachkommission das Parlament darauf hingewiesen habe, dass die Stromversorgung je nach Entwicklung bereits ab 2025 gefährdet sein könnte.

Die Wahrheit ist, dass unser Land in eine Stromkrise regiert wurde. Das hat der Walliser Ständerat Beat Rieder (Mitte) eindrücklich aufgezeigt. Die Schweiz wolle ein klimaneutrales Land, eine Stromversorgung mit ausschliesslich erneuerbaren Energien, die Kernkraftwerke bis 2035 abstellen, die Stromlücke im Winter decken. Da würden keine Beschönigungen mehr helfen. «Es braucht eine Anbauschlacht à la Wahlen im Zweiten Weltkrieg für die Lebensmittelversorgung, und zwar diesmal für die Energieversorgung des Landes», sagte der Walliser.

Freilich steht zuerst der Ausbau von Wasserkraft und Fotovoltaik im Vordergrund. Aber die politisch herbeigeführte Notlage soll auch der Windenergie Auftrieb geben – auch wenn Wunsch und Wirklichkeit besonders hier auseinanderklaffen. Die dichtbesiedelte Schweiz eignet sich wegen schwacher und unsteter Winde nicht für diese Technologie. Deshalb wurden hier die Mühlen früher mit Wasserrädern angetrieben. In den Niederlanden, wo es viel bläst, stellte man dagegen Windmühlen auf. Aber wo es um nationale Interessen geht, bleibt die Vernunft auf der Strecke.



„Musst du denn immer tanken, wenn ich gerade fernsehe?“

Sultan auf siebzig Quadratmetern

Romanows, Habsburger, Hohenzollern: Europas frühere Kaiserhäuser faszinieren. Noch faszinierender sind die Osmanoglus aus der Türkei.

Wolfgang Koydl

Wenn der alte Herr die Spitzengardinen in seiner Wohnung im Istanbuler Stadtteil Üsküdar zur Seite zieht und aus dem Fenster blickt, sieht er drüben, auf der europäischen Seite des Bosphorus, einen gewaltigen Prachtbau aus weissem Marmor – den Dolmabahce-Palast. Genau wegen dieses Blicks hat er sich die Wohnung ausgesucht. Denn von hier aus kann Harun Osman Osmanoglu sehen, wo er residieren könnte, wenn die türkische Geschichte ein wenig anders verlaufen wäre.

In diesen Palast waren die Sultane im 19. Jahrhundert umgezogen, nachdem ihnen das alte Topkapi-Serail nicht mehr europäisch und modern genug erschienen war. Der Bau, eine Art Versailles am Bosphorus, hatte ein Viertel der Steuereinnahmen verschlungen und so letzten Endes massgeblich zum Bankrott des Reichs beigetragen.

Kalif als Frühstücksdirektor

Der Mann in der bescheidenen Wohnung ist Chef des Hauses Osman und könnte, ohne die Folgen der Staatspleite, auf dem Thron des Sultans und Kalifen der Osmanen sitzen. Es war eines der erfolgreicheren Adelsgeschlechter Europas. In ununterbrochener Abfolge lenkte es 624 Jahre lang eines der mächtigsten Reiche der Geschichte, das zu seiner Blütezeit von Budapest bis Basra, von Aden bis nach Algier reichte. Vom Wohnzimmer aus sieht Harun den Amtssitz seines Urgrossvaters: Abdülhamid II. war der letzte absolut herrschende Sultan und Kalif des Osmanischen Reichs.

Insgesamt 36 Sultane gab es, angefangen im Jahr 1299 beim Stammvater Osman I., bis zu jenem grauen Novembermorgen des Jahres 1922, als Sultan Mehmed VI. Vahideddin an Bord des britischen Kriegsschiffs «Malaya» Konstantinopel verliess und ins Exil ging – begleitet nur von einer Handvoll Vertrauter, darunter sein Arzt, zwei Sekretäre, sein Barbier, der Kammerdiener, ein Militärkapellmeister und zwei Eunuchen.

Zwei Jahre später folgte ihm Abdülmecid II., der nur noch den religiösen Titel des Kalifen

trug, also des geistigen Führers aller sunnitischen Muslime auf der Welt. Republikgründer Mustafa Kemal Atatürk sah in ihm nicht mehr als einen Frühstücksdirektor mit einem ehrenvollen, doch in der Praxis machtlosen Titel. «Man hat dem Kalifen den Säbel Osmans verweigert und ihm dafür das Schwert des Damokles gegeben», kommentierte ein britischer Diplomat die Ernennung von Abdülmecid, dem man das übliche, jahrhundertealte Zeremoniell zur Amtseinführung ausschlug.

Doch bald schon begriff Atatürk, dass ein religiöses Oberhaupt in einer aggressiv säkularen Republik ein Anachronismus war, und schaffte das Kalifat ab. Abdülmecid II. war der 101. und letzte Kalif, seitdem die Nachkommen des Propheten Mohammed im 7. Jahrhundert die Institution gegründet hatten.

Mit Abdülmecid wurden auch die letzten verbliebenen Mitglieder der Herrscherfamilie aus dem Land gewiesen. Im Bahnhof Sirkeci bestiegen sie den Orient-Express – ausgestattet mit einer einfachen Fahrkarte und einem Pass, der nur ein Jahr lang Gültigkeit hatte. Das führte unter anderem an der Schweizer Grenze zu

Schwierigkeiten bei der Einreise des letzten Kalifen.

Druck auf die Schweiz

Dennoch konnte sich Abdülmecid einige Monate in der Eidgenossenschaft aufhalten. Er hielt Reden, in denen er die Abschaffung des Kalifats beklagte und vorhersagte, dass dieser Schritt zu einer Radikalisierung der islamischen Welt führen würde – eine hellsichtige Prophezeiung, wie sich gezeigt hat. Als Atatürk diese Äusserungen politisch zu gefährlich erschienen, übte er Druck auf die Schweiz aus, den Ex-Kalifen entweder zum Schweigen zu bringen oder des Landes zu verweisen.

Abdülmecid flüchtete mit seiner Familie nach Nizza, wo er in bitterer Armut lebte. Mehrmals stand er kurz davor, obdachlos zu werden, der Hunger war ein täglicher Begleiter. Doch irgendwie gelang es Abdülmecid, seine Töchter an die beiden Söhne des Nizam von Hyderabad zu verheiraten. Dieser Maharadscha war seinerzeit der reichste Mann der Welt. Sein Geld sicherte auch anderen Angehörigen des türkischen Herrscherhauses das Überleben.

Tagelang in Sanremo aufgebahrt

Sie lebten über die ganze Welt verstreut – in New York, London, Paris, Sanremo, Beirut, Kairo, Damaskus oder sogar Tirana. Herrscherlich, königlich oder auch nur luxuriös war dieses Leben nicht, wie die beiden Türkeikenner Nicole und Hugh Pope beschrieben. Anfangs verkauften sie Schmuck, den sie mit ins Ausland nehmen konn-

Ansprüche auf den Thron des Sultans meldet keiner an, weder Harun noch anderere Osmanen.

ten. Doch das Geld war rasch aufgebraucht. Einige Prinzen verdingten sich als Träger, Maler oder Kopisten arabischer Kalligrafie. Andere heuerten auf türkischen Schiffen an – nur um ihre Muttersprache zu hören und von Deck aus die türkische Küste zu sehen. Schlimmer erging es der Enkelin eines Sultans: Sie schickte ihre af-



„Gut, dass wir zum Picknick die große Königsglocke mitgenommen haben...“

rikanische Dienerin auf die Strasse, um für sie beide zu betteln.

Als Sultan Vahideddin 1926 starb, fand man unter seinem Kopfkissen einen Stapel von Rezepten. Er hatte kein Geld gehabt, um sie in der Apotheke gegen Medikamente einzulösen. Ebenfalls wegen unbezahlter Schulden lag sein Leichnam tagelang aufgebahrt in seinem Haus in Sanremo. Erst als die arabischen Könige des Irak und des Hedschas einsprangen, konnte der letzte regierende Sultan des Osmanischen Reichs bestattet werden. Nicht besser erging es dem letzten Kalifen, der 1944 in Paris starb. Nur dank arabischen Spenden konnte er nach Medina überführt und dort beigesetzt werden.

Erst fünfzig Jahre nach ihrer Vertreibung durften die Osmanen sowie ihre Kinder und Enkel wieder türkischen Boden betreten. Der kemalistische Ministerpräsident Bülent Ecevit hatte nach dem 50. Jahrestag der Republikgründung eine Amnestie erlassen. Aber es dauerte noch einmal fast zwei Jahrzehnte, bevor sie die türkische Staatsbürgerschaft beantragen konnten. Eine Voraussetzung dafür hatten sie bereits in den Jahren des Exils erfüllt: Wie jeder andere Türke beugten sie sich einem Erlass Atatürks und legten sich einen Familiennamen zu – Osmanoglu, Söhne des Osman.

Harun Osman Osmanoglu betrat erstmals 1974 türkischen Boden. Geboren wurde der 88-Jährige in Damaskus, wohin seine Eltern geflohen waren. Auch er wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, vor allem nachdem sein Vater gestorben war; Harun war damals gerade einmal drei Jahre alt. Seit Januar steht er an der Spitze des einstigen Herrscherhauses.

Er lebt bescheiden und zurückgezogen, so wie alle anderen Familienmitglieder auch. Es gibt keine medienwirksamen Scheidungen, Traumhochzeiten oder Skandale, keine «Prügelprinzen» wie bei den Hannoveranern und schon gar keine Meghan. Auch die türkische Klatschpresse berichtet lieber über ausländische Royals. Die eigenen Hochadeligen machen keine Nachrichten, geschweige denn Schlagzeilen.

Mit der Seidenschnur erdrosselt

Immerhin steht Harun der Adelstitel «Sehzade» zu, kaiserlicher Prinz, von denen es zurzeit 26 gibt. Aber der kleingewachsene Mann mit dem Schnurrbart und dem prominenten Muttermal über der linken Augenbraue wirkt nicht prinzlich, sondern eher wie ein gütiger Grossvater. Er folgte seinem älteren Bruder DüNDAR, der mit neunzig Jahren starb. Nach der osmanischen Erbfolge tritt nicht der älteste Sohn die Nachfolge an, sondern das älteste männliche Familienmitglied.

Es ist eine ungewöhnliche Regelung, die sich aber wohltuend von früheren Methoden der osmanischen Primogenitur unterscheidet. Denn die in Europa übliche Märchenformulierung «Es waren einmal ein König und eine Königin, und die hatten einen Sohn» liess sich nicht auf die muslimischen Osmanen übertragen. Ein Sultan hatte mehrere Ehefrauen mit mehreren Kindern und entsprechend viele potenzielle Thronanwärter. In den ersten Jahrhunderten fochten die Söhne buchstäblich Kriege miteinander um die Thronfolge aus. Später wurde das System dahingehend modifiziert, dass eine Lieblingsfrau des Sultans ihren Sohn auf den



Bescheiden und zurückgezogen:
Harun Osman Osmanoglu.

Thron bugsierte. Um sich abzusichern, liess der neue Sultan daraufhin vorsorglich alle Brüder und Halbbrüder erdrosseln – standesgemäss mit einer Seidenschnur.

Dies schuf allerdings ein neues Problem: Starb der Sultan vorzeitig, gab es quasi keine Ersatzbank, von der man einen Nachfolger hätte rekrutieren können. Daher wurden fortan mögliche Aspiranten bis zum Tod des Sultans in einem eigenen Raum oder Gebäude innerhalb des Harems eingesperrt. *Kafes*, Käfig, nannte man diese Einrichtung, aus der sich unser Begriff des «goldenen Käfigs» entwickelte.

Manche Sultanssöhne verbrachten Jahrzehnte in dieser Haft, einige verloren darüber ihren Verstand und bestiegen später gleichwohl

den Thron. Obwohl sich die Haftbedingungen im Laufe der Zeit lockerten, war noch der letzte Sultan, Mehmed VI. Vahideddin, sein ganzes Leben im Harem und im *kafes* von der Aussenwelt abgeschirmt, bevor er mit 56 Jahren mit dem Schwert des Osman gegürtet wurde und 1918 den Thron bestieg.

Ansprüche auf diesen Thron meldet heute keiner seiner Nachkommen an, weder Harun noch irgendein anderer Osmane. Anders als bei den Romanows, Habsburgern, Wittelsbachern oder anderen früheren europäischen Herrscherhäusern gibt es in der Türkei auch keine monarchistische Bewegung, die eine Rückkehr des Sultans fordern oder auch nur wünschen würde.

«Dann putz doch selber»

Die republikanische Staatsform ist fest im Land und im Volk verankert, auch wenn Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan immer öfter die Grösse des osmanischen Imperiums beschwört und für seine politischen Zwecke zu nutzen versucht. Doch für seinen Neo-Osmanismus braucht er keine alten Osmanen. Ihm genügen publikumswirksame Gesten. Nach DüNDARs Tod kondolierte er telefonisch dem neuen Osmanen-Oberhaupt und plauderte mit ihm über eine erfolgreiche TV-Serie über dessen Urgrossvater Abdülhamid II. Harun Osmanoglu revanchierte sich beim Staatschef für die Freundlichkeit: «Ich habe immer für Sie gebetet, Recep Bey.»

Abgesehen davon halten sich die Osmanoglus mit politischen Stellungnahmen zurück. Die jüngere Generation, darunter auch Haruns ältester Sohn Orhan, unterhält nicht einmal Twitter-Konten. Wichtiger ist ihnen, die über die ganze Welt verstreute Familie überhaupt zusammenzuhalten.

Es ist schon viele Jahre her, dass sie sich in Istanbul für die Vorstellung einer Fernsehdokumentation über ihr untergegangenes Reich trafen. Nicht alle wer-

den den Film verstanden haben, denn nicht alle Osmanoglus sprechen Türkisch. Bayezid Osman etwa, der der Familie von 2009 bis 2014 vorstand, hatte praktisch sein ganzes Leben in den USA verbracht, wo er in einer Siebzig-Quadratmeter-Wohnung in New York über einem Laden lebte.

Er sprach nur gebrochen Türkisch, was ihn aber nicht daran hinderte, bei einem Besuch des Dolmabahce-Palasts einen Wächter anzu-raunzen, warum es hier so staubig sei. «Weil wir kein Geld für einen Putzdienst bekommen», verteidigte der sich. «Dann putz doch selber», erwiderte der kaiserliche Prinz. Die hochherrschaftliche Mahnung verfiel: Am nächsten Tag waren die Räume blitzblank gefegt.

Aufstand der Lehrer

Kinder müssen im Unterricht Maske tragen. Jetzt formiert sich an den Schulen Widerstand. Vor allem eine Klage im Aargau hat gute Chancen auf Erfolg.

Marcel Odermatt

Stellen Sie sich vor, Sie machen einen Aufruf, dass Sie eine Klage einreichen wollen. Dafür bräuchten Sie Geld. Innert kurzer Zeit zahlen verschiedenste Leute 60 000 Franken auf Ihr Konto ein, ohne eine Ahnung zu haben, wer Sie sind, ob Sie mit dem Geld nicht einfach ein Auto kaufen oder in die Ferien verreisen. Diesen Spendern genügt die Ankündigung, mit juristischen Mitteln gegen die Maskenpflicht von Schulkindern vorzugehen.

Genau das passierte Jérôme Schwyzer. Der Sekundarlehrer aus Suhr reichte am Mittwoch mit seinen Mitstreitern vom Verein Lehrernetzwerk Schweiz eine Beschwerde beim Aargauer Verwaltungsgericht ein. «Die Sammlung zeigt, wie verzweifelt viele Eltern sind», sagt Schwyzer, der selber zwei Kinder – acht- und elfjährig – in die Primarschule schickt. Das ältere der beiden, das die fünfte Klasse besucht, ist vom Maskenregime betroffen. Dieses verlangt, dass im Aargau alle Kinder ab dieser Stufe im Unterricht einen Gesichtsschutz tragen.

Schwyzer ist zwar – wie seine Tochter auch – aus medizinischen Gründen von der Maskenpflicht befreit. Trotzdem möchte er alle Kinder und Jugendlichen von diesem Zwang erlösen. «Wir müssen die Kinder in Ruhe lassen, sie schützen. Sie leiden unter diesen Massnahmen. Viele klagen über Kopfweg, Unwohlsein und fühlen sich schlecht und gleichzeitig weiss man, dass die Maske nur einen äusserst geringen Nutzen hat», sagt der Ausbilder, der an der Sekundarschule in Lenzburg Deutsch, Mathematik und Geschichte unterrichtet.

Grosser Unterschied

Verfasst hat die Klage der Zürcher Rechtsanwalt Philipp Kruse, juristischer Berater der «Freunde der Verfassung» und eine feste Grösse unter den Corona-Massnahmen-Kritikern. Er will die Richter davon überzeugen, dass es sich beim Maskenobligatorium für Schulkinder um einen schweren Eingriff handle, zu dem sich keine gesetzliche Grundlage im Epidemien-gesetz finde. Zudem verletze die Maskenpflicht für Schulkinder Artikel 36 der Bundesverfassung

und sei weder verhältnismässig noch im öffentlichen Interesse. «Kinder müssen die Masken den ganzen Tag während des Unterrichts tragen, mit nur minimalen Unterbrechungen, und dies über mehrere Monate», sagt Kruse. Das sei ein grosser Unterschied zu einer Maskenpflicht in einem Geschäft beispielsweise.

Hier sei die Zeitdauer, während der Erwachsene die Maske tragen müssten, viel kürzer und beeinflussbar. Am wichtigsten sei aber die Tatsache, dass Kinder durch Covid-19 – samt Virusvarianten – in keiner Weise erheblich mehr bedroht seien als durch die bisher bekannten Erkrankungen der Atemwege und der Lunge. Dies habe kürzlich sogar die Fachgesellschaft der Schweizer Kinderärzte, Pädiatrie Schweiz, so festgehalten. «Aus diesem Grund besteht von vornherein gar keine Notwendigkeit, allen gesunden Kindern jetzt erneut eine Maske im gesamten Schulalltag aufzuzwingen, nachdem dies bereits mehrere Monate der Fall war», sagt Kruse.

Nach ähnlichen Gerichtsverfahren in den Kantonen Graubünden, Baselland, Basel-Stadt,

Zug und Luzern sowie vor Bundesgericht – alle noch pendent – glaubt der Jurist, dass seine jüngste Beschwerde die besten Aussichten auf Erfolg hat. «Wir verwerten laufend neue Fakten und sind überzeugt, dass wir nun realistische Chancen haben, vor dem Verwaltungsgericht zu bestehen.»

Sicher ist, dass der Druck auf die Behörden steigt. Unmut, Kritik und Ärger über die Massnahmen nehmen zu. Unter den Gegnern der Maskenpflicht für Schulkinder kursieren die unglaublichsten Geschichten, die Verunsicherung auslösen. Zum Beispiel, dass Kinder, die von ihren Eltern die Erlaubnis erhalten hätten, einen Corona-Test zu machen, von den Lehrern eine Belohnung in Form von etwas Süßem bekämen. Oder dass Jugendliche, die den Gesichtsschutz nicht über die Nase gezogen hatten, dazu angehalten worden seien, Liegestütze zu machen.

Alle diese Ereignisse – erfunden oder real – verstärken bei vielen Eltern das Gefühl, dass die Verantwortlichen in ihrer Pandemiebekämpfung zu weit gehen und das Kindeswohl schon lange nicht mehr im Vordergrund steht.

«Ungerecht und diskriminierend»

Diese besorgten Erziehungsberechtigten werden im Abstimmungskampf über das Covid-19-Gesetz, den Gesundheitsminister Alain Berset am Montag lanciert hat, eine Rolle spielen. Das Lehrernetzwerk Schweiz von Jérôme Schwyzer will diesen Leuten eine Stimme geben und im Urnengang aktiv mitmischen.

«Kinder und Jugendliche sind von der Zertifikatspflicht nicht nur teilweise schon in der Schule betroffen», sagt Schwyzer. Er nennt die Beispiele von Museen, Bädern oder Zoos. «Sind die Eltern aus welchen Gründen auch immer nicht geimpft, ist es für ihren Nachwuchs nur noch schwer möglich, solche Orte zu besuchen. Das ist ungerecht und diskriminierend. Und das spüren die Kinder.» Deshalb lehne das Lehrernetzwerk das Ansinnen von Bundesrat und Parlament ab und werde auch mit einer Kampagne empfehlen, am 28. November ein Nein in die Urne zu legen.



„Aha! Da haben wir ja noch eine versteckte Goldfüllung...“

Ein Heimlichtuer namens Tigrillo

Die Nördliche Tigerkatze ist schwer zu erwischen.

Früher war sie wegen ihres Felles begehrt, heute steht sie unter Artenschutz.

Claus-Peter Lieckfeld

Wer den *leopardus tigrinus* beim spanischen Rufnamen «Tigrillo» kennt, muss schon eine gewisse Weltgewandtheit haben, etwa durch Lateinamerika-Aufenthalte oder so. «Kleiner Tiger» ist ein netter, fast zärtlicher Diminutiv für einen Pussy-Kater. Der deutsche Name ist vergleichsweise fade: Nördliche Tigerkatze.

Wobei «klein» oder «fade» aber mal so richtig relativ zu sehen ist. Wer Tigrillo im Beutesprung sieht, nimmt beeindruckt wahr, dass dieser Jäger seine Körperteile perfekt koordiniert. Der lange Schwanz ist leicht länger als der sehnige Rumpf (ohne Kopf): 45 Zentimeter. Aber Achtung, es ist nicht die Langschwanzkatze, denn so benennt man den ebenfalls amerikanischen Bergozelot (*leopardus wiedii*), der, was Grösse und Gewicht anbelangt, etwa in der Mitte zwischen Nördlicher Tigerkatze und Ozelot steht.

Meist gibt es nur ein Junges

Tigrillo, der Gattung Pardelkatzen zugehörig, findet man am ehesten in Costa Rica, wo es noch grossflächig vergleichsweise unberührten Regenwald gibt. Im nördlichen Südamerika ist er in dem Masse selten geworden, wie das fürchterlichste Raubtier seit dem Aussterben von Tyrannosaurus Rex – der Homo sapiens – seinen Lebensraum zerfleddert, die Nebelwälder. Übrigens: Tigrillo ist ein Heimlichtuer, schwer zu erwischen.

Aber definitiv erwischt hätte es Tigrillo beinahe gegen Ende des 20. Jahrhunderts. Man rückte ihm heftig auf die Pelle beziehungsweise aufs Fell. Noch 1983 gingen 84 493 wunderschön gefleckte Felle in den Handel. Panama war die Drehscheibe für all diese Ruchlosigkeiten – wobei nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Felle aus dem mittelamerikanischen Land stammte, das sich lange als rechtsfreier Raum für Verstösse gegen Artenschutzabkommen anbot. Mitte der acht-

ziger Jahre untersagte die Europäische Union den Import von Tigerkatzenfellen. Tigrillo rückte auf in den Rang der streng geschützten Tiere (gemäss Washingtoner Artenschutzabkommen).

Das Liebesleben von Tigrillo ist katzenspezifisch. Der Kater kümmert sich nach dem Begattungsakt nicht mehr um seinen Nachwuchs (Singular! Meist gibt es nur ein Junges). Das



Unbekanntes Beutespektrum: junger Tigrillo.

ist bekannt. Weniger bekannt dagegen ist sein Beutespektrum; da liegt noch einiges im Dunkeln, will sagen: Genaues weiss man nicht. Von Spitzmäusen ist die Rede. Aber auch gelegentliche Zugriffe auf Wehrlose (wie Kleinvögel) sind aktenkundig.

Tigrinus (oder Tigrillo) erging es wie vielen, die sich hinter einen etwas zweifelhaften Namen ducken. Bei genauerer Betrachtung deckt er (der Name) nicht eindeutig ab, was real

ist. Die Cat Specialist Group der internationalen Vereinigung zur Bewahrung der Natur IUCN («Cat»! Nicht Chat!) pflückte das Ganze auseinander: Es gibt demnach die Nördliche Tigerkatze, *leopardus tigrinus tigrinus*, und die noch etwas nördlichere, die mittelamerikanische *leopardus tigrinus oncilla*.

Und dem Augenschein zum Trotz – *tigrinus* und *oncilla* sind mit blossen Auge nur schwer zu unterscheiden – ist der sogenannte genetische Abstand zwischen den beiden Populationen deutlich ausgeprägt. Ist übergreifende Verpaarung möglich? Wahrscheinlich nicht.

Wohnzimmertauglicher Kleintiger

Von diesen Petitessen konnte der Erstbeschreiber des Kleintigers, Johann Christian Edler von Schreber, 1775 noch nichts ahnen. Für ihn war die Kleinkatze einfach nur ein *felis tigrinus*: eine Tigerkatze. Immerhin, die Erscheinung muss ihn fasziniert haben, denn eigentlich war Schreber auf die wissenschaftliche Klassifizierung von Pflanzen, Spezialgebiet Gräser, spezialisiert und Zoologie nicht sein Fach.

Wer dem Tigrillo, der Tigerkatze, auf dem herkömmlichen modernen Weg nachpirscht – also dem durchs Internet –, gerät schnell ins Abseitige. Eine Frau namens Judy Sudgen kreierte schon vor etlichen Jahren eine Designer-Katze, eine neue Rasse, die den bezeichnenden Namen «Toyger» erhielt: eine Zusammenziehung aus *toy* (Spielzeug) und *tiger*. Das Zuchtziel war

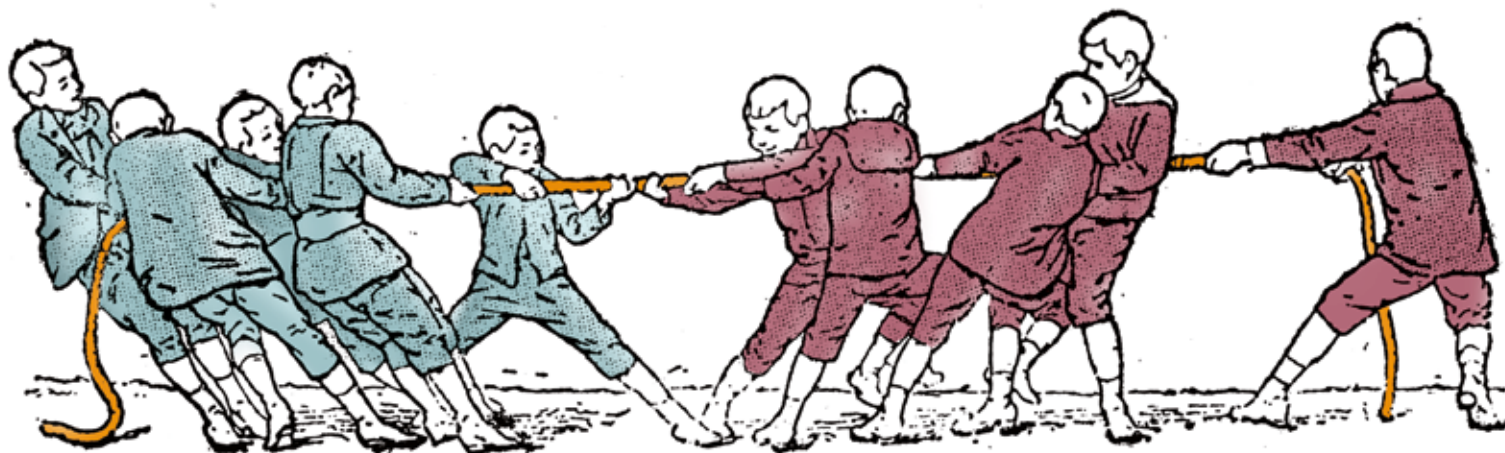
und ist erklärermassen ein wohnzimmertauglicher Kleintiger. So ein lebendiges Spielzeug kommt nicht billig: 1000 bis 1600 Euro kostet es. Und wenn es ein zuchttaugliches Tier sein soll, liegt die Untergrenze bei 3500 Euro. Bis zu 5000 werden gezahlt.

PS: In Kolumbien ist «Tigrillo» auch der Name eines heissen Speisemuses aus Bananen, Käse, Eiern und Fleisch. Man mag da an Naschen denken.

Gerede von der Ungleichheit

Die Klagen über wachsende Differenzen bei Einkommen, Vermögen und sozialem Aufstieg werden lauter. Dabei sind die Verhältnisse stabiler denn je.

Christoph Schaltegger und Melanie Häner



Die prägendsten Lebensjahre.

Die zunehmende Ungleichheit von Einkommen und Vermögen sowie eine abnehmende Durchlässigkeit der Schweizer Gesellschaft zu beklagen, gehört zum Standardrepertoire vieler zeitkritischer Intellektueller. Doch kaum jemand macht sich die Mühe, zu fragen: Ist dem wirklich so? Beginnen wir mit der Ungleichheit. Ein Blick in die Daten zeigt, dass die Einkommensungleichheit über die letzten achtzig Jahre erstaunlich stabil blieb. Dies gilt sowohl für die Verteilung der Markteinkommen – also Einkommen, die auf den Märkten erzielt werden – wie auch für die Situation nach steuerlicher Umverteilung.

Während die Entwicklung der Top-Einkommensanteile in den angelsächsischen Ländern im vergangenen Jahrhundert U-förmig verlief und in den letzten Jahren merklich anstieg, veränderte sie sich in der Schweiz kaum. Weil sich Vermögen aus Einkommen akkumuliert, muss sich der Befund langfristig auch für die Vermögen durchsetzen. So zeigt etwa eine Studie der Universität Basel am Beispiel von Luzerner Individualdaten, dass die höchsten Vermögen oftmals mit den höchsten Einkommen einhergehen.

Die grosse Finanzkrise 2009 und die Corona-Krise dürften am bemerkenswert harmlosen Befund mittelfristig nicht viel ändern. Die Einkommensverteilung in der Schweiz ist und bleibt

stabil. Das ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, welche dramatischen technologischen, geopolitischen und gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten dreissig Jahren auf den Arbeitsmarkt einwirkten. Um die Ergebnisgerechtigkeit steht es folglich nicht schlecht. Die Klage über eine sich immer weiter öffnende Kluft zwischen Arm und Reich gehört für die Schweiz in die Kategorie der Mythen.

Bedeutung der Familie

Und wie verhält es sich mit der Chancengerechtigkeit – also der Möglichkeit, gesellschaftlich auf- und abzustiegen? Der kürzlich verstorbene Professor für Ökonomie an der Princeton University, Alan B. Krueger, hat die Einkommensverteilung mit den Aufstiegschancen in der berühmt gewordenen «Great-Gatsby-Kurve» verbunden. Unter Präsident Barack Obama einflussreicher Leiter des Rats der Wirtschaftsberater, wollte er damit auf den Zusammenhang zwischen der Ungleichheit in einer Gesellschaft und deren Durchlässigkeit aufmerksam machen. Untersuchungen zum gesellschaftlichen Auf- und Absteigen sind beliebt: Soziologen, Erziehungswissenschaftler und Ökonomen berechnen und interpretieren die Ähnlichkeit zwischen dem sozialen Status der Kinder und jenem ihrer Eltern. Oft komplett ausgeblendet wird dabei jedoch die Frage, ob

dies denn auch tatsächlich ein gutes Mass für die Chancengerechtigkeit in einer Gesellschaft sei.

So wäre es gesellschaftspolitisch höchst problematisch, unbesehen eine möglichst hohe Unabhängigkeit zwischen dem sozialen Status der Kinder und jenem ihrer Eltern anzustreben. Weder können vererbte Fähigkeiten noch soll eine fürsorgliche Erziehung in einer Gesellschaft unterbunden werden – beides Elemente, die erstens eine gewisse Abhängigkeit des sozialen Status der Kinder von ihren Eltern bedeuten und zweitens dem meritokratischen Prinzip nicht zuwiderlaufen müssen. Für den Aufbau von Sozialkapital in einer Gesellschaft sind die Familien von grosser Bedeutung. In einer Meritokratie soll erfolgreich sein, wer fleissig und fähig ist – mit oder ohne elterlichen Support. In Diskussionen zur sozialen Mobilität geht dies oft vergessen.

Wichtig ist die Frage, ab welchem Alter sich Unterschiede beim familiären Hintergrund bemerkbar machen. Damit lässt sich die Rolle des Schulsystems einschätzen. So erforschten beispielsweise Jan Skopek und Giampiero Passaretta mit der Hilfe regelmässiger Bildungstests in Deutschland, ab welchem Alter sich Kinder mit verschiedenen familiären Hintergründen in ihren kognitiven Fähigkeiten unterscheiden. Aus ihrer Studie geht hervor, dass sich diese Unterschiede bereits im Vorschulalter zeigen und nicht

etwa durch ein selektives Bildungssystem verursacht werden. Ebenfalls eindrücklich ist die Studie von Betty Hart und Todd Risley, die für die USA aufzeigt, wie stark sich die Anzahl Wörter, mit denen Kinder konfrontiert werden, nach sozialer Herkunft unterscheidet. Ein Kind aus einer Akademikerfamilie bekommt in den ersten vier Lebensjahren rund 45 Millionen Wörter zu hören, während ein Kind aus einer Arbeiterfamilie mit 26 Millionen und ein Kind, dessen Eltern Sozialhilfe beziehen, mit 13 Millionen Wörtern konfrontiert wird. Auch zahlreiche Studien in der Schweiz bestätigen, dass die ersten Lebensjahre eines Kindes die prägendsten sind.

Das heisst: Die Chancengerechtigkeit wird nicht so stark durch das Bildungssystem beeinflusst, wie wir lange annahmen. Entscheidend ist die frühkindliche Phase. Wenn dies allerdings so ist, müsste eine Politik der Stärkung der Chancengerechtigkeit viel früher einsetzen als heute.

Basierend auf diesen Studienergebnissen kommen wir also schnell zur gesellschaftlich höchst brisanten Frage: Soll man vermeiden, dass die Eltern in den ersten Jahren ihr Kind prägen? Tatsächlich gibt es bereits Länder, die in diese Richtung gehen. In Dänemark beispielsweise wurde für Familien aus sozialen Brennpunkten die Pflicht eingeführt, ihr Kind in Kindertagesstätten betreuen zu lassen. Deren Missachtung hat gar die Streichung des Kindergeldes zur Folge. Wie auch immer man dazu steht: Dem Staat wird so jedenfalls eine paternalistische Rolle und Verantwortung zugeschoben, die höchst einflussreich und damit auch anfällig für vom Zeitgeist geprägte pädagogische Experimente ist.

Wenn also der Zwei-Generationen-Zusammenhang nicht das geeignete Mass für Chancengerechtigkeit ist: Wie lässt sich beurteilen, ob eine Gesellschaft durchlässig ist? Eine Möglich-

Die Daten zur sozialen Mobilität stellen der Schweiz kein schlechtes Zeugnis in Sachen Fairness aus.

keit stellt die Betrachtung mehrerer aufeinanderfolgender Generationen dar. Neuere Studien berücksichtigen nebst den Eltern auch die Grosseltern. Doch auch hier gilt: Grosseltern können sich ebenfalls fürsorglich um ihre Enkel kümmern. Deshalb ist es wichtig, in der Analyse auch Generationen zu berücksichtigen, die nicht in direktem Kontakt miteinander stehen, um allfällige dynastische Effekte zu identifizieren. Wir tun dies in unserer Analyse zur sozialen Mobilität in Basel, in der wir fünfzehn aufeinanderfolgende Generationen von 1550 bis 2019 beobachten können.

Die Analyse zeigt: Während der Eltern-Kind-Zusammenhang noch bei rund 40 Prozent liegt, beträgt der zusätzliche Einfluss der Grosseltern lediglich 20 Prozent, und die Urgrosseltern haben keinen signifikanten Einfluss mehr auf

den sozialen Status ihrer Urenkel. Anders gesagt, beschränkt sich der Zusammenhang im sozialen Status auf jene Generationen, die in direktem Kontakt miteinander stehen. Dort können theoretisch sowohl erblich-fürsorgliche Aspekte als auch dynastische Effekte, quasi die Familienbande, eine Rolle spielen, während für spätere Generationen nur noch der dynastische Effekt in Frage käme. Nach vier Generationen sind familiäre Bande hier nicht mehr nachweisbar.

Land der Chancen

Das spricht gegen dynastische Effekte und erinnert an die pointierte Einschätzung Otto von Bismarcks: «Die erste Generation schafft Vermögen, die zweite verwaltet Vermögen, die dritte studiert Kunstgeschichte und die vierte verkommt vollends.» Tatsächlich finden wir etliche solcher gesellschaftlichen Auf- und Abstiege auch in unserer Basler Studie. In Anlehnung an Thomas Manns Roman könnte man dies als «Buddenbrooks-Effekt» bezeichnen. Über den gesamten Zeitraum von über 500 Jahren an der Universität Basel sind gerade einmal vier Familien präsent. Vergleichen wir jedoch die erste und die letzte Generation, ergeben sich immerhin 32 Übereinstimmungen. Von den damals 79 eingetragenen Familiennamen finden sich also heute 32 wieder an der Universität Basel. Nur vier blieben über alle Generationen hinweg präsent, die anderen stiegen immer mal wieder auf und ab.

Um also zu beurteilen, ob eine Gesellschaft von dynastischen Effekten geprägt ist, erscheint eine Mehrgenerationenbetrachtung zentral. Auch für die Entwicklung des Zwei-Generationen-Zusammenhangs ist ein langer Zeithorizont wertvoll. So blieb nämlich der Eltern-Kind-Zusammenhang seit dem Spätmittelalter in der Schweiz relativ stabil. Nicht nur die Ungleichheit, sondern auch die soziale Mobilität in der Schweiz zeichnet sich somit durch Konstanz aus.

Nebst der langfristigen Betrachtung gilt es auch, verschiedene Statusindikatoren zu berücksichtigen. So zeigt beispielsweise die Studie der St. Galler Autoren Patrick Chuard und Veronica Grassi, dass die Einkommensmobilität in der Schweiz vergleichsweise hoch ist – gar höher als in den skandinavischen Ländern –, während die universitäre Bildungsmobilität geringer ausfällt. Insbesondere vor dem Hintergrund des dualen Schweizer Bildungsmodells ist es deshalb zielführend, die soziale Mobilität nicht nur basierend auf Universitätsabschlüssen zu messen.

Die Daten zur Ungleichheit und zur sozialen Mobilität stellen der Schweiz somit kein schlechtes Zeugnis in Sachen Fairness aus. Damit die Schweiz ein Land der Chancen bleibt, erscheint uns zielführender, diese Verhältnisse immer wieder anhand von Daten zu überprüfen, statt laut über angebliche Missstände zu klagen.

Christoph Schaltegger ist Professor für Politische Ökonomie an der Universität Luzern. Melanie Häner ist wissenschaftliche Assistentin.



INSIDE WASHINGTON

Peitschenhiebe für Biden

Letzte Woche lösten Fotos von amerikanischen Grenzschutzbeamten einen politischen Feuersturm aus. Berittenen Grenzwächtern in Del Rio, Texas, wurde vorgeworfen, sie hätten schwarze haitianische Migranten beim Versuch, die Südgrenze zu überqueren, ausgepeitscht. Demokraten, Moderatoren der TV-Netzwerke und Tastatur-Krieger auf Twitter prangerten die sechs Reiter als moderne Sklavenhändler an. Die Anschuldigungen erwiesen sich als falsch. Die «Peitschen» waren die Zügel der Pferde. Kein einziger haitianischer illegaler Einwanderer wurde auf irgendeine Weise körperlich verletzt.

Unbeeindruckt davon beschrieb Präsident Joe Biden die Szene als «schrecklich»: «Pferde überrannten sie, Menschen wurden gefesselt.» Und er donnerte: «Ich verspreche Ihnen, dass diese Leute für ihr Verhalten bezahlen werden.»

Aber Biden könnte es bald dämmern, dass er es ist, der für die Angriffe seiner Partei auf Amerikas strapazierte Grenzpatrouille bezahlen muss. Letzte Woche meldete das Umfrageinstitut Gallup, dass Bidens Zustimmungsrate mit 43 Prozent auf einen Tiefststand gesunken ist. Deutlich über die Hälfte der Amerikaner hat kein Vertrauen in das Urteilsvermögen des Präsidenten, wenn es um die Einwanderung geht. In Texas missbilligt mehr als die Hälfte der Latino-Wähler Bidens Regierung. Wenn man bedenkt, dass über 50 Prozent der Grenzschutzbeamten Latinos sind, könnte die überstürzte Fehleinschätzung des Präsidenten seiner Partei im nächsten Jahr einen Schlag versetzen.

Ein weiterer Schlag dürfte Biden noch mehr schmerzen: Gemäss der neusten Harvard-Caps-Harris-Umfrage kommen 51 Prozent der US-Wähler zum Schluss, dass Donald Trump ein besserer Präsident war als der derzeitige Chef im Weissen Haus.

Amy Holmes

Spielball des Staats

China engt die Game-Industrie ein.
Die Branche drängt deshalb verstärkt ins Ausland.

Marc Bodmer



Die Zahlen zum chinesischen Computerspielmarkt sind schwindelerregend. Im vergangenen Jahr setzte die interaktive Unterhaltungsindustrie in China über 44 Milliarden Dollar um. Dahinter liegen die USA mit rund 42 Milliarden Dollar – dies laut Marktanalysten von Newzoo. Rund 720 Millionen Chinesinnen und Chinesen zocken durchschnittlich 12,4 Stunden pro Woche, während in der westlichen Welt der Durchschnitt bei gut sieben Stunden pro Woche liegt.

Diese Zahlen bereiten Chinas Regierung, die seit fünfzehn Jahren gegen Gamesucht ankämpft, Sorgen. Die jüngsten Schritte wälzen nun den chinesischen Game-Markt regelrecht um. Präsident Xi Jinping erklärte die Bekämpfung der Computerspielsucht zur Chefsache und wurde durch Staatsmedien sekundiert, die Games als «geistiges Opium» betitelten. Die Aktienkurse der Game-Giganten Tencent und Netease tauchten erneut. Investoren fürchteten weitere Restriktionen.

Die laufenden Eingriffe folgen einer langfristigen Strategie: «Stand bis vor kurzem das auf Konsumenten ausgerichtete Geschäft im Vordergrund», sagt Mark Natkin, Gründer und Managing Director des in Peking ansässigen Beratungsunternehmens Marbridge Consulting, «so sind es heute Firmen, die in den Bereichen künstliche Intelligenz, Cloud-Computing oder Chip-Produktion tätig sind. Die Restriktionen machen Investitionen ins Game-Geschäft riskanter und gleichzeitig den aktuell vom Staat unterstützten Sektor attraktiver.»

Vorausiegender Gehorsam

Noch bevor die angekündigten Wünsche des Staatsapparats gesetzlich verankert worden sind, setzte Tencent die geforderte Gesichtserkennung beim Login um. Weiter hat der Internetkonzern angekündigt, die Online-Spielzeit für unter Achtzehnjährige auf eine Stunde an Werktagen und zwei Stunden an Feiertagen zu beschränken. Dazu ist Tencent gerne bereit, denn: «Bloss 0,3 Prozent der Käufe von Spielenden entfällt gemäss Tencent auf

unter Zwölfjährige», hält Lisa Cosmas Hanson, Chefin der auf Asien spezialisierten Marktanalysefirma Niko Partners, auf Anfrage fest. Nimmt man die unter Sechzehnjährigen dazu, so sind es gemäss Niko 2,6 Prozent des Umsatzes von Tencent und bei den anderen Firmen zwischen 1 und 5 Prozent.

Doch der vorausiehlende Gehorsam genügt nicht. Die National Press and Publication Administration (NPPA), die für die Reglementierung von Videogames zuständige Behörde, erliess Ende August rigorose Bestimmungen an die Adresse der Game-Produzenten. Sie müssen dafür sorgen, dass unter Achtzehnjährige nur noch am Freitag, Samstag und Sonntag

Der massive Expansionskurs der chinesischen Game-Firmen weckt auch Ängste.

jeweils von 20 bis 21 Uhr online spielen können. Das dürfte gravierende Auswirkungen auf den Nachwuchs bei E-Sport haben, einem Gaming-Sektor, den China bis dato unterstützte und zum Teil weltweit dominierte.

Solche Regulative bringen chinesische Game-Hersteller wie Netease, Bytedance oder Alibaba dazu, ihre Aktivitäten verstärkt auf das Ausland auszurichten. Laut Cosmas Hanson hat

allein Tencent dieses Jahr bis Mitte August in 75 Game-Firmen investiert oder diese aufgekauft. «Das ist nicht neu für Tencent», findet Natkin. «Sie verfolgen einen Venture-Capital-Ansatz, indem sie in zehn, zwanzig oder mehr Firmen investieren, im Bewusstsein, dass bloss eine bis zwei einen Hit landen werden.»

Neu ist bei den chinesischen Game-Firmen, die primär auf den Mobile-Gaming-Markt fokussiert waren, der Trend zum Konsolenmarkt. Vom weltweiten Umsatz der Game-Industrie von 175 Milliarden Dollar entfallen laut Newzoo rund 49 Milliarden auf Konsolen von Sony, Microsoft und Nintendo. «Während dieses Geschäft rund 30 Prozent des globalen Gesamtmarkts ausmacht, ist es in China nur 1 Prozent», sagte der chinesische Game-Produzent Frank Mingbo Li gegenüber CNBC. Das Potenzial ist riesig, da mit Konsolen Spielende gemeinsam spielen können, ohne dafür online gehen zu müssen.

Propaganda über Games

Zwei, drei Schritte weiter ist man bei Tencent, wo ein eigentliches Entertainment-Ökosystem aufgebaut wird. Über ihren E-Book-Verlag China Literature haben sie Autorinnen und Schriftsteller unter Vertrag und mit Tencent Pictures einen Fuss im internationalen Filmgeschäft. Via Tencent Music sind sie weltweit mit Plattenfirmen verbandelt. «Das ergibt Gelegenheiten, Inhalte cross-medial, über verschiedene Medienkanäle, auszuwerten, das hält die Leute bei der Stange», sagt Natkin.

Der massive Expansionskurs der chinesischen Game-Firmen weckt auch Ängste. So wird befürchtet, dass über Games Propaganda verbreitet werden dürfte. Serial-Entrepreneur Rodolfo Rosini warnte auf Twitter: «Games haben einen kulturellen Einfluss. Würde Tencent in führende Zeitungen und TV-Firmen investieren, würden die Leute auf die Barrikaden steigen. Es gäbe politische Interventionen [...] Stattdessen spielt Tencent auf Zeit und kauft die Medienplattformen der nächsten Generation auf – ohne Konkurrenz.» Dies ohne Widerspruch.



„Wenn Sie jetzt noch das Wachstum auf unser Unternehmensziel ausrichten könnten, Beck...“

Deutschland, ich liebe dich

Warum ich meiner Heimat trotz allem treu bleibe.



Die Frage, die mir am häufigsten von Lesern gestellt wird, lautet, ob ich mir vorstellen könne, aus Deutschland auszuwandern. Insbesondere im liberal-konservativen Spektrum bilden Ängste über die politische und gesellschaftliche Zukunft ein zentrales Thema. Die seit 2015 nach Deutschland erfolgende, anhaltende Armutsmigration spielt dabei eine tragende Rolle. Sie hat bei vielen Deutschen die Sehnsucht nach einem Land geweckt, in dem die Bedürfnisse der eigenen Bevölkerung nicht ständig denen von Migranten und Flüchtlingen untergeordnet werden.

Wer sich nicht dauerhaft im Multikulti-Delirium befindet, macht sich zu Recht Sorgen darum, wie es um die Zukunft einer Industrienation bestellt ist, aus der jährlich Tausende qualifizierte und vermögende Menschen abwandern, während zugleich Tausende jedes Jahr auf direktem Weg in die Sozialsysteme einwandern. Drei von vier Syrern leben auch sechs Jahre nach der sogenannten Flüchtlingskrise immer noch von Hartz IV. Bei anderen Flüchtlingsgruppen sieht es wenig besser aus.

Deutschlands Sozialstaatsausgaben bewegen sich mit 1,19 Billionen Euro pro Jahr auf Rekordniveau. Das sind 33,6 Prozent des gesamten Bruttoinlandsprodukts. Dazu kommen massive kulturelle und religiöse Umwälzungen sowie ein abnehmendes Sicherheitsgefühl. Im Wahlkampf war all das kein Thema. Zu Recht fragt sich da der eine oder andere, was er von diesem Land mit der weltweit höchsten Steuern- und Abgabenlast noch für sein Geld geboten bekommt und ob es ihm nicht woanders besser erginge.

Es war der amerikanische Ökonom Milton Friedman, der einst feststellte, dass man entweder offene Grenzen oder einen Wohlfahrtsstaat haben könne – beides zusammen sei nicht möglich. Wer das ähnlich sieht oder ahnt und über die nötige Qualifikation und/oder finanziellen Mittel verfügt, nimmt daher immer öfter Reissaus. Allein 2015 verliessen tausend Millionäre das Land. 2016 waren es schon 4000. Das entspricht etwa einer Verzehnfachung in

Wer sich nicht dauerhaft im Multikulti-Delirium befindet, macht sich zu Recht Sorgen.

nur wenigen Jahren, denn früher lag die Zahl im niedrigen dreistelligen Bereich. In anderen westeuropäischen Ländern wie Frankreich ist seit Jahren ein ähnlicher Trend zu beobachten. Wohlstandsanalysten wie Andrew Amoils sehen einen eindeutigen Zusammenhang zwischen der Migration aus islamischen und afrikanischen Ländern und der Abwanderung von Vermögenden, für die Europa durch die steigende Gewalt immer unattraktiver wird.

Mit der Möglichkeit einer linken Regierung auf Bundesebene haben diese Überlegungen auch bei Normalverdienern aus der enorm belasteten Mittelschicht noch einmal zugenommen. Die Zahl der Fragen meiner Leser nach möglichen Auswanderungszielen ist jedenfalls wieder deutlich angestiegen, und der eine oder andere Eidgenosse befürchtet nun sicherlich zu Recht eine Flüchtlingswelle aus Deutschland.

Trotzdem, ich werde in Deutschland bleiben. Jetzt könnte man insistieren, dass ich als Journalistin vielleicht nicht über das nötige Kleingeld zur Auswanderung verfüge. Tatsächlich kommt der wahre Grund deutlich pathetischer daher: Es ist die Liebe zur Heimat oder das, was man gemeinhin «Patriotismus» nennt.

Nun steht der Begriff «Patriotismus» in Deutschland auf der schwarzen Liste der Wörter, die man am liebsten aus dem Vokabular streichen würde, weil alles, was in der Bundesrepublik mit Vaterlandsstolz zu tun hat, per se als rechtsextremistisch gilt. Und dennoch sollten am Ende wohl vor allem Linke dankbar dafür sein, dass es noch so etwas wie patriotische Gefühle bei dem einen oder anderen Bürger gibt. Ist doch genau jener Patriotismus oftmals das Einzige, was viele Leistungsträger überhaupt noch hier hält.

Deutschland ist mehr als diejenigen, die es regieren, und mehr als jene, die in der woken Twitter-Blase oder im öffentlich-rechtlichen Rundfunk Gehör finden. Der Linksrutsch hält mich nicht davon ab, auch all die zu sehen, die nicht links gestimmt haben, denn das sind immer noch viele. Ja, vielleicht steckt am Ende in den als egozentrisch verschrienen Liberalen und Konservativen doch mehr Gemeinschaftsgefühl als gedacht.

Die Vorstellung einer SPD-geführten Regierung mit Einflussnahme der Grünen mag schlimm sein. Umso mehr gilt es für mich, diesen Leuten nicht mein Land zu überlassen. Auswandern ist sicherlich der einfachste Weg aus der Misere, aber keine Option für mich.

Vorbildfunktion

Nr. 38 – «Der erpressbare Bundesrat»
Christoph Mörgeli über Alain Berset

Die Aufdeckung der Aktdetails in der Causa Alain Berset zu dessen ausserehelicher Beziehung mit einer alleinerziehenden Kulturschaffenden lässt einen als Einwohner der Schweiz sprachlos zurück. Denn wir leisten tagtäglich unseren Beitrag, damit wir dem Staat unseren Obolus bezahlen können. Mit seiner Macht und unseren Steuergeldern leistete sich der Volksvertreter Berset nun offenbar Unfassbares. Um seiner Vorbildfunktion gerecht zu werden und keinen weiteren Schaden für seine Familie, uns Bürger und die Schweiz entstehen zu lassen, kennt der charmante und eloquente Alain Berset den nächsten Schritt. Bitte gehen Sie ihn! *Claude Bürkle, Ascona*

Je suis une fidèle lectrice de votre hebdomadaire et en apprécie très souvent les prises de position et les analyses. Toutefois, il est difficile de vous suivre dans le choix que vous avez cru bon d'adopter en étalant, sur doubles pages, «l'affaire Berset», tout au moins ce que vous avez jugé utile d'en relater. Je trouve votre parti pris indigne, Monsieur Berset méritant vraiment mieux que cela (je ne suis ni socialiste ni Fribourgeoise ni catholique!). Notre gouvernement détient en sa personne un conseiller fédéral digne de ce nom, ce qui est rare, et voilà ce que vous en faites. *Christiane Besuchet, Blonay*

Die Magistraten in Bern sind das Ebenbild der Gesellschaft, die ja leider auch aus dem Ruder läuft. Mit Liebe, Ehe und allem Drum und Dran wird immer lockerer und auch in den Medien immer schamloser umgegangen. Ein weiteres

Privileg, nach einer Idee aus Zürich, könnte in Bern eine Beruhigung einleiten, indem man im Bundeshaus zwei, drei «Verrichtungsboxen» einbauen würde. Nach der Benützung wären die Köpfe der Benutzerschaft wieder sofort klar und frei für effizienten Ratsdienst.

Jakob Speiser, Gelterkinden

Substanz, bitte

Nr. 38 – «Die Gewerkschaften dürfen stolz auf ihr Vermögen sein»; Interview mit Pierre-Yves Maillard

Verwundert musste ich mich vergewissern, dass ich nicht die *Wochenzeitung* in der Hand hielt. Es ist eine lobenswerte Gewohnheit der *Weltwoche*, auch Andersdenkende zu Wort kommen zu lassen. Dieses Wort sollte aber Substanz haben, was hier nicht der Fall ist. Herr Maillard weicht bei allen relevanten Fragen (EU, Rentenalter, Finanzierungen) aus. Er hat sogar das Fiduz, den Reichtum der Gewerkschaften zu verharmlosen (ähnlich wie er würden wohl alle Superreichen argumentieren). Seine Aussage, die «Fortschritte» würden durch die Mitgliederbeiträge ermöglicht, unterschlägt die Tatsache, dass Abertausende Arbeitnehmer und Unternehmen via GAV Zwangsabgaben entrichten müssen und keineswegs mit leuchtenden Augen und voller Hoffnung auf Erlösung die Gewerkschaften reich machen wollen. *Roland Lörtscher, Ursenbach*

Eindeutig übertrieben

Nr. 38 – «Sturm im Kopf»
Hubert Mooser über Reto Nause

Reto Nause Darstellung der Demo in Bern war eindeutig übertrieben. Ich stand bis zirka 21.50 Uhr am Gitter bei der Nationalbank und konnte die Geschehnisse gut überblicken.

Die Demonstrierenden waren eher ruhig und skandierten Parolen wie «Liberté». Eine kleine Gruppe von Radaumachern, etwa in der Mitte des Platzes am Gitter, machte Unfug. Warum waren keine Ordnungskräfte da, um diese Leute wegzuweisen? Jemand sagte mir, damit die Politik einen Grund habe, künftige Demos zu verbieten. Tönt plausibel! *Peter Janczer, Zürich*

Wer hat's erfunden?

Nr. 37 – «Gerechtigkeit für Sucharit Bhakdi»
Stefan Stirnemann über den Mikrobiologen

Der Autor schreibt, wir hätten «das Denken erfunden». Dies ist unmöglich, weil jede Erfindung bereits Denken voraussetzt. Ohne Denken kein Erfinden. Wäre das Denken unsere Erfindung, gäbe es eine Erfindung, die für ihr Zustandekommen ihrer selbst bedarf. *Gottfried Paschke, Bad Homburg (D)*

Erleichterung

Zu «Weltwoche daily» allgemein

Ich bin seit einiger Zeit Konsumentin von «Weltwoche daily». Nach monatelanger einseitiger, negativer und panikverursachender Beschallung durch die Standardmedien – vor allem bezüglich Covid, jedoch auch vieler anderer Themen, mit denen diese Medien eine Stimmung des Weltendes und der Mitschuld daran verbreiteten – habe ich eine ausgleichende Berichterstattung gesucht und dieses Format entdeckt; es war ohne Übertreibung eine Erleichterung. *Melanie Hettesheimer, Rheinfelden*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Erwin Kessler (1944–2021) Anne Keller Dubach (1956–2021)



Immer bis zur letzten Instanz: Tierschützer Kessler.

An einer GV der Sterbehilfeorganisation Exit lief er mir 1998 erstmals persönlich über den Weg. Die Stimmung im Zürcher Kongresshaus war geladen, am Ende des Tages war der ganze Vorstand abgewählt. Alle schrien durcheinander, doch eine Stimme übertönte sie alle: Erwin Kessler hatte ein Megafon mitgebracht.

Das war typisch für den schon damals berühmten Tierschutzfanatiker. Wenn Kessler sich für eine Sache einsetzte, dann radikal und bis zum bitteren Ende. Fast jeder Journalist meiner Generation hatte irgendwann mit ihm zu tun – sei es, weil er über Kessler berichtete oder weil Kessler ihn vor Gericht zerrte.

Ursprünglich war Kessler Bauingenieur, seine Doktorarbeit schrieb er über atombombensichere Bunker. Auf den Tierschutz kam er Mitte der 1980er Jahre über einen Leserbrief um das Verbot der Enthornung bei Kühen. Bald weitete er sein Engagement auf Pferde, Schweine und Hühner aus. Anfang der neunziger Jahre hängte er seinen Beruf an den Nagel und widmet sich vollauf dem Verein gegen Tierfabriken (VgT). Guerilla-Aktionen auf Bauernhöfen, in Wirtshäusern oder Ladenlokalen, immer hart an der Grenze des Legalen, wurden sein Markenzeichen.

2017 empfing mich Erwin Kessler bei sich zu Hause im Kanton Thurgau. Die Kampagne um den angeblichen «Quälhof» in Hefenhofen, den Kesslers Anhänger seit Tagen belagerten, sorgte landesweit für Schlagzeilen. Dahinter stand ein Kleinkrieg, der bereits seit über einem

Jahrzehnt andauerte. Kurioserweise zeigte sich Kessler im persönlichen Gespräch als sehr umgänglicher Mensch.

Erwin Kessler hat Hunderte von Prozessen geführt. Wie viele es genau waren, wusste er selber nicht. Klar war: Er focht prinzipiell immer bis zur letzten Instanz. Sechzig Mal rief er den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg an, zweimal mit Erfolg. Das ist beachtlich für einen, der als juristischer Autodidakt in der Regel ohne Anwalt prozessierte.

Erwin Kessler gehörte nicht zu jener Sorte Tierschützer, die mit herzigen Kätzlein und traurigen Hundeaugen um Spenden buhlen. Ihm ging es stets ums Prinzip. So setzte er sich in den neunziger Jahren für Holocaustleugner ein, nicht weil er deren Ansichten teilte, wie er mir glaubhaft versicherte, sondern weil er die Zensur ablehnte. Natürlich geriet er umgehend unter Antisemitismusverdacht. Doch wo andere Deckung suchten, ging Kessler reflexartig in den Gegenangriff – und liess sich zu effektiv antisemitischen Äusserungen hinreissen.

Erwin Kessler legte sich auch mit Organisationen an, die den Tierschutz seiner Ansicht nach zum Geschäft machten. Mit gewohnter Schärfe engagierte er sich in jüngerer Zeit gegen das Corona-Regime. Letzte Woche verspürte er einen starken Druck auf der Brust. Doch Erwin Kessler, der nie eine Schwäche zeigen konnte, wollte nicht ins Spital. Er starb noch in derselben Nacht.

Alex Baur

Diese unglaublichen Augen! Dunkelblau bei kaltem Wetter, türkis im Sommer, manchmal die Farbe der Ohrringe reflektierend, immer schön. Wie die Augen war ihr Charakter: grosszügig, farbig, die Umgebung widerspiegelnd, klug, schön. Viel konnte man hören über ihren familiären Hintergrund, ihre Liebe für schöne Dinge. Aber Anne Keller Dubach war keine der «Ladies who lunch», sondern eine hochprofessionelle, produktive Kulturmanagerin, die bei der Swiss Re unzählige internationale Kulturprojekte angeschoben und ausgeführt hat und für den Konzern eine signifikante Sammlung zeitgenössischer Kunst aufbaute.

Der Kontakt zu Kunstschaffenden führte sie und ihren Mann Werner Dubach zum eigenen Sammeln, und ihr Engagement beim Kunsthhaus Zürich mündete in die aufsehenerregende Wahl zur Präsidentin der Zürcher Kunstgesellschaft, zum ersten Mal seit Bestehen der Institution im Wettbewerb mit einem Gegenkandidaten. Dass sie zahlreiche Pro-bono-Ämter aufgab, vom Verwaltungsratsmandat beim Schauspielhaus Zürich bis hin zum Präsidium des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft, zeigte die Ernsthaftigkeit, mit der sie sich in diese neue Lebensphase zu begeben entschlossen war, und wie sie sich auf die Zusammenarbeit mit Ann Demeester freute, der neuen Direktorin des Kunsthhauses.

Traurig und auch tragisch, dass die Parzen hierfür keine Geduld hatten und Anne Keller Dubachs Lebensfaden vorige Woche kurzentschlossen durchtrennten. *She touched many lives*: Gerade weil sie sich ihrer privilegierten Position bewusst war, verstand sie die Verpflichtung, sich in den Dienst der Gesellschaft zu stellen, ohne Ehrenbezeugungen zu erwarten. Eine Pflichterfüllung, die ihr ein ansteckendes Vergnügen bereitete. Und so wird ihr Geist weiterleben, carpe diem! *Dirk Boll*



Schöne Dinge: Sammlerin Keller Dubach.

Wie man die Energiewende schönrechnet

Nutzenstudien sind ein raffinierter Trick, um von den Kosten des Umbaus abzulenken.



Es gibt viel Arbeit, wenn man in der Schweiz die amtlich geplante Energiewende umsetzen will. Wenn die Kernkraftwerke abgeschaltet und die fossilen Energieformen verbannt werden sollen, muss man dafür eine Unmenge an Solarpanels montieren und viele Windräder aufstellen. Das gibt nicht nur viel zu tun, sondern wird auch teuer, die Kosten fürs Umsatteln sind enorm. Umso mehr, als Solar- und Windenergie so flatterhaft anfallen, dass gewaltige Überdimensionierungen nötig sind, auch Gaskraftwerke.

Halt, das muss man anders sehen! Sagen Bundesrat und Bundesverwaltung, die in Koalition mit Umweltinteressengruppen den Energiesektor umpolen wollen. Nicht von den Kosten reden, sondern von der Arbeit: «Energiewende schafft bis 87 000 Stellen», lautete die Schlagzeile in der jüngsten Ausgabe der *Sonntagszeitung*. Der Umstieg von fossilen auf erneuerbare Energieträger koste zwar Geld, schaffe aber auch Arbeitsplätze, hiess es. Eine neue Studie zeige nun erstmals das Ausmass dieses Nutzens. Fachleute seien positiv überrascht.

Die betreffende Nutzen-Studie stammt von der Zürcher Fachhochschule ZHAW. Die Autoren rechnen aus, dass 52 000 Arbeitsplätze geschaffen würden, wenn die Strategie «Netto null CO₂ bis 2050» umgesetzt werde. Begleitet werde das bis 2035 von einem Plus an volkswirtschaftlicher Wertschöpfung von 77 Milliarden Franken, also einem Schub von fast einem Zehntel eines jährlichen Bruttoinlandsprodukts. Wenn man die Entwicklung noch mehr forcieren und die Schweiz sogar bis 2035 auf netto null drücke, wären die erwähnten 87 000 neuen Jobs zu

erwarten. Und eine zugehörige Wertschöpfung von 145 Milliarden Franken.

Aus dieser Sicht erscheint die Energiewende als Supergeschäft. Dahinter ist ein ökonomischer Trick: Des einen Leid ist des andern Freud, und man zählt einfach die Freud. In solchen Studien stellt man allerhand Kosten einfach als Nutzen dar: die Umbaukosten der Hauseigentümer etwa sind ein Nutzen für Zulieferer, die ihre neuen Heizungen oder Isolationslösungen verkaufen können. Salopp gesagt: Mach es wie die Sonnenuhr, zähl die heit'ren Stunden nur!

Ein grosser Teil der erwähnten neuen Jobs entsteht, weil wegen Klimavorschriften Gebäude saniert werden müssen, Fenster auszuwechseln, Isolationen vorzunehmen oder Solarpanels zu montieren sind. Das sind Löhne und damit Einkommen für die Arbeitnehmer sowie Erträge für die Firmen – also Nutzen aus deren Sicht.

Jede Zwischenproduktionsstufe hat Käufer und Verkäufer, und die Lieferungen lassen sich immer irgendwie als Nutzen für die Zulieferer darstellen. Man kann fast beliebig solche Nutzen-Arten zusammensuchen und zusammenzählen. Etwa so: Die Facharbeiter, die in der Haustechnikbranche diese neuen Jobs ausüben, brauchen Autos, um zur Arbeit zu fahren, also kann man die Autokäufe und Ausgaben für Bahn-Abos auch als Nutzen zählen, für das Autogewerbe und die Verkehrsbetriebe.

Und da es in der Wirtschaft viele Zwischenstufen gibt, kommt man auf grosse Nutzensummen. Wenn man alle Branchen durch die Mühlen von Nutzenstudien-Büros schicken würde, käme man am Schluss auf eine Nutzen-

summe, die das Zwei-, Drei-, Vier- oder X-Fache des Bruttoinlandsprodukts ausmachen würde – all den Mehrfachzählungen sei Dank.

Es gab sogar einmal eine Studie, die belegen sollte, dass die Sozialausgaben in der Stadt Zürich für die Gesellschaft einen guten Deal darstellten, weil dadurch der Konsum angekurbelt werde. Das würde heissen: Sozialhilfe ist eine Wachstumskraft. Genauso könnte man sagen: Wachstumskraft aus Kernkraftstilllegung oder Wachstumsimpulse aus Ölheizungsverbot.

Mitfiebern mit China

Das chinesische Konglomerat Evergrande ist in eine Schieflage geraten, die weltweit Aufsehen erregt. Investoren fürchten um ihre Engagements, ein Kollaps des überlasteten Konzerns würde ihre Investitionen mitreissen, ob sie nun direkt in der Firma gebunden sind oder sonst in Chinas Wirtschaft. Deshalb fiebern jetzt viele, die Verluste gewärtigen müssen, mit der chinesischen Regierung mit, wenn diese den Koloss zu stützen versucht, ohne es jedoch mit der Hilfe zu übertreiben, weil das sonst zu viel Leichtfertigkeit fördern würde.

Evergrande erinnert daran, dass die gesamte chinesische Wirtschaft darunter leidet, dass lange Zeit zu viel investiert wurde, was irgendwie verdaut werden muss, ohne dass die Wertberichtigungen einen Zusammenbruch auslösen. Für Chinas Regierung ist das ein Stress, aber dieser wird dadurch gemildert, dass man im Westen mitfiebert, dass die glimpfliche Bewältigung gelingen möge. Die Schwäche bringt dem Regime Goodwill von aussen.

LITERATUR UND KUNST

Sally Rooneys Bestseller
erinnert an eines dieser
schrecklichen Malbücher
für Erwachsene.
Julie Burchill, Seite 62

Herausgegeben von Daniel Weber



Voller verführerischer Flausen.

Camille Pissarro, Le père Melon sciant du bois, 1879 – Er lebte ein Leben, das viele nur träumen, in Zeiten, die unseren Tagen vielleicht die Träume zurückbringen würden. Camille Pissarro (1830–1903) war ein Reisender, ein Unangepasster, ein Anarchist, ein brodelnder Geist im bewegten Magma seiner Epoche, das sich explosiv befreite aus seiner Kammer, und aus dem flüssigen Gestein, das sich über die Felder der Bourgeoisie ergoss und dann zu Erde wurde, spross eine neue Gesellschaftsform; das Proletariat.

Voller verführerischer Flausen war es, so kraftvoll wie Frühlingsgrün in seinen Sehnsüchten, die in der Düsternis der Fabriken ihre Heimat

hatten. Die Proletarier wollten endlich sich selbst zugehören, sie malten in ihrem Geiste Bilder von Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität und trugen sie auf die Strasse. Sie erreichten einiges, aber sie erlitten das Schicksal der meisten Revolutionäre, die der Welt der Mächtigen etwas abringen konnten; sie wurden satt, gesättigt durch ein paar Zugeständnisse, mehr Fleisch, mehr Lohn, mehr Schlaf, Ferien, ein bisschen mehr Welt jenseits der Fabrik und der Arbeiterwohnungen.

Je satter sie wurden, desto mehr natürlich zerbröselte ihr Kollektiv. Satttheit frisst immer Gemeinsinn. 150 Jahre später verfließen die Felder

der Gesellschaftsformen ineinander; im Schatten des Sozialismus gedeiht der Kapitalismus und umgekehrt. Die Mitte von allem ist mittlerweile auch links und rechts von allem. Alles ist träge Struktur geworden, auch die Freiheit. Der Mensch, so scheint's, kann sägen, so viel er will an den Stämmen und Ästen des Lebens; er wird nie damit fertigwerden, sich die Welt so zu zerlegen, dass er sie sich so darlegen kann, wie er sie gerne hätte.

Aber er muss weiter sägen an der Welt, ihren Boden von totem Holz befreien und ihre Bäume von überflüssigen Trieben, damit neue Hoffnungen aus all den Feldern wachsen. *Michael Bahnerth*

Gottes-Begegnungen

Die grosse Mystikerin Teresa von Ávila hat die früheste weibliche Autobiografie geschrieben. Mit einem unverstellten Blick auf Nuancen des Erlebens.

Hans Ulrich Gumbrecht

Teresa von Ávila: Das Buch meines Lebens. Aus dem Spanischen von Ulrich Dobhan und Elisabeth Peeters. Herder. 592 S., Fr. 72,90

Genau hundert Kilometer westlich von Madrid und gut zweihundert Kilometer vor der Grenze nach Portugal liegt weit sichtbar auf einem Berg über der kastilischen Hochebene und eingeschlossen in ihre mittelalterliche Rundmauer die Stadt Ávila. Mit verwinkelten Strassen und schier zahllosen Kirchen lässt sie die Enge eines lang vergangenen Lebens präsent werden und passt so zum mittlerweile gängigen Begriff von christlicher Mystik. Deren berühmteste Gestalt, Teresa Sánchez de Cepeda y Ahumada, wurde tatsächlich 1515 in Ávila geboren, 1622 heilig gesprochen und 1970 von Papst Paul VI. zur «Lehrerin der katholischen Kirche» erhoben.

Subjektivierung der Frömmigkeit

Von diesem Versatzstück des Bildungswissens hebt sich die Entschlossenheit ab, mit der Simone de Beauvoir, die Vordenkerin feministischer Philosophie, Teresa von Ávila als «wohl einzige Frau» gefeiert hat, «die alle Dimensionen menschlicher Selbstbestimmung» entfaltete. Der Weg zum Verständnis der unmittelbaren geistigen Energie, mit der uns die Texte der heiligen Teresa bis heute erreichen, führt über mehrere Schichten historischer Spannung und über eine existenzielle Paradoxie.

Im Gegensatz zum dominierenden «kritischen» Selbstbild Spaniens hielt der italienische Zeitgenosse Niccolò Machiavelli jene Gesellschaft, in der Teresas Leben begann, für eine Welt praktischer Innovationen und neuer Formen der Subjektivität. Sie war als Alternative zur absoluten Gültigkeit von Traditionen wohl aus der wechselseitigen Relativierung von Positionen zwischen dem Christentum, dem Islam und dem Judentum hervorgegangen, die seit Jahrhunderten auf der Iberischen Halbinsel nebeneinander bestanden hatten.

Das erklärt jedenfalls den Aufstieg Spaniens zum ersten neuzeitlichen Weltreich seit der

Entdeckung des amerikanischen Kontinents im Jahr 1492. Dieses Weltreich verpflichtete seine jüdischen und muslimischen Untertanen zwar zur Konversion und verschrieb sich bald der Aufgabe, gegen alle Herausforderungen der Reformation die Dominanz der nun «katholisch» genannten Form christlichen Glaubens zu bewahren. Aber sein konservativ-machtpolitisches Projekt war von eigentümlicher theologischer Ambiguität begleitet. Einerseits suchte bedingungslose Orthodoxie die Bemühungen der Protestanten um persönliches religiöses Erleben zurückzuweisen. Andererseits fanden interne Initiativen zur Subjektivierung der Frömmigkeit nicht nur Resonanz bei den Gläubigen, sondern auch den Schutz der beiden grossen Monarchen Karl V. und Philipp II., die Spanien von 1516 bis 1598 regierten.

Keine andere Figur jener bewegten Zeit verkörperte derart wirkungsvoll die Sehnsucht nach individueller Begegnung mit Gott wie

Die Prägung und das Feuer von Teresas Prosa wurden zum Vorbild für die Sprache der Mystik.

Teresa von Ávila, die als Enkelin eines «bekennten» Juden die lange Tradition von Frauen mit mystischen Visionen fortsetzte.

So weit hatte sich die Verehrung Teresas um die Mitte des 16. Jahrhunderts verbreitet, dass der Beichtvater sie verpflichtete, die ihrem Leben «von Gott geschenkten Gnaden» als einen Weg der Nachfolge zu beschreiben. Damit wurde sie zur Autorin der vielleicht frühesten weiblichen Autobiografie in der abendländischen Literatur, auch wenn sie immer wieder – eben im Stil einer Beichte – betonte, wie sehr eigene Schwächen («mis miserias») ihre Selbstwahrnehmung beherrschten.

Sinnlicher Genuss

Doch gerade vermeintliche Schwächen sollten sich als Bedingung für die Prägung und das Feuer von Teresas Prosa erweisen, die zum Vorbild für die Sprache der Mystik wurden. Her-

kunft und Geschlecht hatten sie vom Kanon der Gelehrsamkeit ausgeschlossen, was ihr einen unverstellten Blick auf Nuancen des Erlebens ermöglichte. Und da Teresa aus denselben Gründen nie Latein gelernt hatte, gab es Anlass für sie, der Alltagsversion ihrer Muttersprache – weit entfernt von grammatischen und stilistischen Normen – neue Ausdrücke voller Kraft beim Heraufbeschwören von Intensitätsmomenten abzugewinnen.

In einer Kultur, die Kinder einzig aus dem Abstand zum Erwachsenenalter einschätzte, gelang es Teresas Rückblick auf ihre frühen Jahre, eine lebenswerte Naivität hervortreten zu lassen, für die anderen Autoren die Wörter fehlten: «Da mein Bruder und ich lasen, wie Märtyrer gleich zu Heiligen wurden, dachten wir, es sei einfach, in den Genuss von Gottes Nähe zu kommen. Wir beschlossen, ins Land der Heiden zu ziehen, um sie im Namen Gottes zu bitten, uns zu enthaupten.» Einfühlsam blickt Teresa dann auf ihre Zeit als heranwachsende Frau zurück: «Ich begann, schöne Kleider zu tragen, weil ich gut aussehen wollte. Meine Hände, mein Haar, der Geruch meines Körpers und viele andere Eitelkeiten wurden mir aus Neugierde wichtig. Schlechte Absichten hatte ich nicht, denn es kam mir nie in den Sinn, dass jemand um meiner willen Gottes Gebot brechen könnte.»

Ernster wird der Ton in den Kapiteln, die von Teresas Entscheidung berichten, Karmeliternonne zu werden, und von einer Zeit der Genesung, die sie nach verschiedenen Krankheiten mit der Familie ihrer Schwester verbrachte. Damit, meinte sie, habe ihr Gott Distanz gegenüber dem oft sündhaften Leben im Kloster geschenkt und mithin die Einsicht, «dass die vielen Freundschaften dort zu ihrem Fall geführt hatten, während nur sie allein sich wieder aufrichten konnte». So entstand der ausschlaggebende – und paradoxe – Selbstbestimmungsakt in Teresas Leben, mit dem sie zur Mystikerin wurde: Sie nahm ihren ganzen Willen zusammen, um diesen Willen vorbehaltlos im Willen Gottes aufgehen zu lassen.



Heraufbeschwören von Intensitätsmomenten: Heilige Teresa (François Gérard, 1827).

Im Erleben der unmittelbaren Gottesbegegnungen, die sie «Visionen» nannte, traten nun zwei Ambivalenzen hervor. Erstens umgab die Präsenz Gottes, zu dem sie als ihrem «himmlischen Gatten» betete, Teresa mit einem sinnlichen Genuss, über dessen «dem irdischen Leben unvergleichliche Stärke» sie erschrak – und der doch nie von körperlichem Schmerz zu unterscheiden war. Zweitens musste Teresa «den Körper vergessen», wenn immer sie Gottesnähe erfahren wollte – und konnte diese Nähe doch nur in körperlichen

Gefühlen und Bildern fassen: als «zwei brennende Kerzen» etwa, «deren Flammen eins werden und deren Wachs verschmilzt».

Dass die Körper der Gläubigen am Ende von den Erregungen des Geistes untrennbar bleiben, macht die zentrale Besonderheit mystischer Frömmigkeit aus, die sowohl ihre Irritation wie ihre Anziehungskraft für die Moderne begründet. Deshalb wirkte Teresa von Ávila auch nicht allein als Virtuosin religiöser Ekstase und ihrer laufenden Umsetzung in geschriebene Sprache. Immer wieder vertrauten

sich ihr Kranke mit der Bitte an, Momente des Schmerzes als physische Realität zu übernehmen und sie davon zu erlösen.

Selbst in den ganz auf das Paradox vom Willen zur Aufhebung des eigenen Willens zugeschnittenen Reformen und Klosterneugründungen ihres Karmeliterordens, die Teresa während der letzten Lebensjahre in Anspruch nahmen, kamen dem Verhältnis zum eigenen Körper vordringliche Funktionen zu. Der Name

Körperliche Schönheit fasste Teresa von Ávila als ein Zeichen von Gottesnähe auf.

für die neuen Karmeliterinnen ging auf eine Regel zurück, die ihnen zumutete, «barfuss» durch die Welt zu gehen. Situationen und Anlässe, bei denen sie reden durften, waren streng begrenzt. Doch wenn sie sich einstellten, sollten die Nonnen «mit bescheidenem Frohsinn» sprechen und den «Ausdruck des eigenen Gesichts an die Freude oder Traurigkeit des Gegenübers» anpassen. Körperliche Schönheit schliesslich fasste Teresa als ein Zeichen von Gottesnähe auf, das sie bei der Aufnahme junger Frauen in den Orden ernstzunehmen empfahl.

Da der Körper so aktiv am Erleben der Beziehung zu Gott und zum Jenseits teilhatte, war es nicht verwunderlich, dass sich der Leichnam Teresas nach ihrem Tod an jenem Oktobertag des Jahrs 1582, mit dem der Übergang vom julianischen zum gregorianischen Kalender vollzogen wurde, in ein Medium des Wunderglaubens verwandelte. Neun Monate später fand man ihn ohne Zeichen der Verwesung in ihrem Sarg. Heute noch werden Teile des Leichnams in acht verschiedenen Städten bewahrt, und von 1936 an, dem Beginn des Spanischen Bürgerkriegs, bis zu seinem Tod im Jahr 1975, wollte sich der Militärdiktator Francisco Franco nicht von der Reliquie der rechten Hand Teresas trennen.

Luzide philosophische Reflexionen

Etwas verstört blicken wir aus dem 21. Jahrhundert auf solche Gesten zurück. Doch neben Simone de Beauvoirs Begeisterung für Teresa von Ávila gibt es noch viele andere Anzeichen für ein existenzielles Bedürfnis, auf das mystische Frömmigkeit in unserer von elektronischer Kommunikation ausgedünnten Zeit stösst. Etwa die wachsende Faszination der Texte von Simone Weil, einer 1943 verstorbenen Französin aus ebenfalls jüdischer Familie, mit ihrer drängenden Suche nach Gottesnähe und ihrem Bestehen auf Selbstkasteiung, die oft in luzide philosophische Reflexionen münden. Solche Sehnsucht macht auch Teresas Mystik gegenwärtig. Ob sie die Sehnsucht zu erfüllen vermag, hängt von den Leserinnen und den Lesern ab, die sich auf ihre Texte einlassen.

Buch fürs erste Lesealter

Julie Burchill

Sally Rooney: *Schöne Welt, wo bist du.*
Aus dem Englischen von Zoë Beck.
Claassen. 352 S., Fr. 29.90

Gern belausche ich andere Menschen, und als ich einst im Zug Sally Rooneys ersten Roman, «Gespräche mit Freunden», las, hatte ein hinter mir sitzendes, mürrisches Paar gerade ein ähnliches Trennungsgespräch wie das Paar im Buch. Was für ein stereofonischer Sorgenschmaus! Den zweiten Roman, «Normale Menschen», liess ich dann aus, denn hat man ein Buch über Menschen, die sich ausziehen und über die Sinnlosigkeit des Daseins reden, gelesen, ist der Bedarf eigentlich gedeckt.

Rooney muss alles beschreiben. Hier sucht eine Figur in der Handtasche nach ihren Schlüsseln: «Sie waren irgendwo in der Tasche zu hören, aber sie schien sie nicht finden zu können.» Hätte sie die Schlüssel verloren oder wären sie gestohlen worden, dann hätte die Sache einen Sinn, doch dann findet die Frau die Schlüssel. Was für eine Verschwendung von Wörtern! Manchmal liest sich das Buch, als hielte ein Privatdetektiv, der Material für eine Scheidung sammelt, die Bewegungen seines Opfers fest: «Um siebzehn Uhr vierunddreissig nahm die Frau erneut ihre Jacke vom Garderobenhaken und verabschiedete sich.»

Saugroboter auf Valium

Das ist so simpel, dass es zuweilen wie ein Buch fürs erste Lesealter klingt: «Hanna und Hans ziehen sich aus und reden über die Sinnlosigkeit des Daseins.» Rooney bezeichnet sich als Marxistin, und tatsächlich thront der alte Zausel über dem Ganzen wie ein böser Weihnachtsmann, der einem keine schönen Sachen bringt, sondern sie wegnimmt.

Das Buch wird eine Spur lebhafter, wenn die Figuren mailen statt direkt miteinander zu interagieren – ein bittersüßer Kommentar dazu, dass wir Freunde zuweilen gern auf Distanz halten. Aber selbst wenn eine Figur etwas zum Mittagessen kaufen geht, sinniert sie danach gegenüber ihrer Mailfreundin: «Jeden Tag werden Kinder, Frauen auf grauenhafteste Weise verhackstückt, und alles nur, damit ich zwischen verschiedenen Lunchoptionen auswählen kann.» Nie wieder werde ich nach diesem Satz einen Whopper mit denselben Augen betrachten können.

Rooney verwendet keine Anführungszeichen, was mir kulturkämpferisch vorkommt. Sind die etwa anrühlich, nachdem vor kurzem ja bereits Punkte und Grossbuchstaben aus wilderen Woke-Gefilden verbannt worden



Höllqualen des Erfolgs: Autorin Rooney.

sind? Ist Plot gar ein bourgeoises Konstrukt? Denn: «Als sie vierundzwanzig waren, unterzeichnete Alice» [die nervigste der vier Hauptfiguren] «einen amerikanischen Buchvertrag über zweihundertfünfzigtausend Dollar.» Man würde erwarten, nach so was würde jemand ordentlich auf den Putz hauen und etwas Schwung in die Handlung bringen. Stattdessen landet Alice ein paar Seiten später in einer psychiatrischen Klinik. Sie kommt wieder heraus, aber es ist nicht so, dass sie zur dröhnenden Frohnatur gediehen wäre.

Alice gehört zu den Frauen, die sich für seelenvoll halten, wenn sie einfach nur miesepetrig sind. Durch ein Leben, das interessant sein könnte – dasjenige einer reichen jungen Schriftstellerin, die in einer lebhaften Stadt lebt und in noch lebhaftere Städte reist –, gleitet sie mit der Begeisterung eines Saugroboters auf

Valium. Und Rooneys Stil macht die Sache auch nicht besser: «Alice sagte noch einmal, dass es ihr leidtue, und er nahm ihr Beileid an.»

Rooney hat sich beklagt, sie müsse zur Verkaufsförderung ihrer Bücher über sich reden, und es fällt einem schwer, nicht zu glauben, dass Alice aus ihr spricht, wenn sie jammert:

Etwas zur Beruhigung von Menschen in deren nimmermüdem Streben nach Selbstfürsorge.

«Ich begreife nicht, warum ich das ertragen muss – dass man Artikel über mich schreibt und dass ich Fotos von mir im Internet sehe, dass ich Kommentare über mich lese. [...] Obwohl es nichts ist, macht es mich unglücklich.» Fällt eine Schneeflocke, ohne dass ein Verleger

in der Nähe ist: schmilzt sie dann trotzdem? Wie die meisten privilegierten Marxisten ist sich Rooney bewusst, dass sie aus der Sekte verstossen werden würde, wenn sie grinsend wie die Katze aus «Alice im Wunderland» heruntollte und mit Geld um sich schmissee wie ein Seemann auf Landurlaub. Deshalb salbadert sie lieber darüber, wie bedeutungslos Ruhm und Reichtum seien.

Obschon der Roman aus 352 Seiten voller Wörter besteht, erinnert er mich an eines dieser schrecklichen Malbücher für Erwachsene, geschaffen zur Beruhigung von Menschen in deren nimmermüdem Streben nach Selbstfürsorge. «Da draussen gibt es nichts Lohnenswertes», scheint des Buchs Botschaft zu lauten, «geht nicht keck in die Welt hinaus, sondern bleibt zu Hause, wo ihr in Sicherheit seid.» Das Buch endet damit, dass die eine Figur endlich glücklich wird, indem sie ihre Jugendliebe heiratet und ein Kind geplant ist. Auweia!

Nachdem ich das Buch fast schon mit einem Aufschrei der Erleichterung aus der Hand gelegt hatte, stiess ich ironischerweise gleich auf zwei Erwähnungen davon in der Modezeitschrift *Grazia*. In der ersten hiess es, Sarah Jessica Parker sei am Set von «Sex and the City» mit einer Einkaufstasche gesichtet worden, auf welcher der Umschlag dieses Buchs abgebildet sei. Die zweite war, dass es bereits an der Spitze der «Insta-It-Books»-Liste stehe – und somit das Buch ist, mit dem «Vorkämpfer*innen» für soziale Gerechtigkeit, die für eine Duftkerze auch schon mal 75 Pfund ausgeben, sich in den sozialen Netzwerken besonders oft wichtigmachen werden.

Die Botschaft «Der Kapitalismus verkauft dir Dinge, die du fälschlicherweise für wertvoll hältst» ist mittlerweile selbst ein Statussymbol. Liebe Sally-Rooney-Fans, wenn ihr eure Heldin glücklich machen wollt, hört auf, ihre Bücher zu kaufen, und erspart ihr damit die Höllenqualen eines Lebens als Bestsellerautorin.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Weltwoche Nr. 39.21
Cartoon: Kai Felmy

Turbulenter Rosenkrieg

Pia Reinacher

Louis Begley: Hugo Gardners neues Leben. Aus dem Amerikanischen von Christa Krüger. Suhrkamp. 235 S., Fr. 32.90

Mit 87 Jahren legt der als Kind polnischer Juden 1933 in der heutigen Ukraine geborene Schriftsteller immer noch Romane vor. Sie lesen sich süffig und erlauben vergnügliche Einsichten in die ebenso dezente wie eiskalt berechnende Welt der amerikanischen Upperclass, in der gerne stilvoll und kalorienbewusst etwas kaltes Huhn oder ein paar Scheiben Roastbeef mit Salat gegessen wird, begleitet von besten Weinen, in den angesagten New Yorker Klubs.

Unterhaltende Eskalationsstufen

Hat die zähe Produktivität von Begley auch im hohen Alter mit dem unbändigen Überlebenswillen des als Kind nur mit knapper Not dem Holocaust entkommenen Juden zu tun? 1991 berichtete er in dem fulminanten, autobiografisch gefärbten Debüt «Lügen in Zeiten des Kriegs» von der Auslöschung der Juden in Polen. Oder hat es mit dem immensen Stoffreservoir eines reichen Lebens zu tun, das Begley erlaubt, immer neue Szenarien aus dem Ehe- und Gesellschaftsleben der amerikanischen Elite zu erfinden?

Louis Begley, der ursprünglich Ludwik Begleiter hiess, wurde 1953 Amerikaner. Gleichzeitig mit John Updike studierte er in Harvard englische Literatur, absolvierte dort später ein Jurastudium, wurde Sozium in einer bekannten New Yorker Kanzlei und verbrachte auch einige Jahre als deren Vertreter in Paris. Da war seine Ehe bereits am Wanken, allen Wohlstands- und Distinktionsfaktoren zum Trotz: Eigentumswohnung am Central Park, Landsitz am Meer inklusive Dienstboten.

Genau diese Schauplätze und dieses Personal mischt Begley seit seiner «Schmidt-Trilogie» in immer neuen Szenarien; er tut es auch in seinem neuen Roman. Die Hauptfigur ist ausnahmsweise nicht Anwalt, sondern ein einst erfolgreicher Auslandskorrespondent eines renommierten Magazins. Aber die Kulissen und die Eheprobleme bleiben die gleichen. Der Roman setzt ein mit dem überraschenden Anruf eines Anwalts, der dem 85-jährigen an Krebs erkrankten Gardner kurz und bündig mitteilt, seine 23 Jahre jüngere Frau wolle nach vierzig Jahren Ehe die Scheidung, Gardner solle sich schon mal einen Rechtsbeistand nehmen.

Gardner fällt aus allen Wolken. Seine Frau hatte ihm kein Wort davon gesagt, er solle, meinte sie beim Abschied, unbedingt Karten für «Eugen Onegin» besorgen. Als er sie anruft und nach dem Grund der Scheidung

fragt, nennt sie ihn einen selbstsüchtigen Autisten. Man lebe mit ihm wie mit einer Leiche, die noch nicht unter der Erde sei, sie könne ihn seit Jahren nicht mehr ausstehen – längst habe sie einen zehn Jahre jüngeren, attraktiven Freund. Und natürlich will sie gehörig Geld für den Abgang. Die Streithähne sowie ihre Anwälte treffen sich zweimal in der Wohnung, wobei die Frau den Gegenanwalt mit einer Flut von Häme und Anschuldigungen eindeckt.

Man ist völlig gefangen von dieser turbulenten Beziehungsgeschichte und liest unentwegt weiter. Warum eigentlich? Weil man wissen will, wer wie reagiert, zu welcher erstklassig unterhaltenden Eskalationsstufen es kommen wird und ob der alte Mann sich aus dem Strudel befreien kann? Weil ein Ehestreit in den besten Kreisen immer auch den Voyeurismus der Leser befriedigt? Weil die Boshaftigkeit, Berechnung und Gefühlskälte der Akteure gleichzeitig fasziniert und abstösst? Es ist wohl alles zusammen. Vor allem ist es das unglaublich Plastische des Erzählens – Begley kennt das Milieu, das er beschreibt, perfekt.

Es gibt Kritiker, die ihm eine zu glatte Erzählfläche vorwerfen und neustens vor allem monieren, dass die sexuellen Beziehungsdetails Altmännerfantasien seien. Das ist wahr

Die Boshaftigkeit, Berechnung und Gefühlskälte der Akteure fasziniert und stösst gleichzeitig ab.

und gleichzeitig übertrieben – vor allem aber ist das in der Literatur nichts Neues. Macht und Erotik gehörten schon immer zusammen. Und es kämen einem noch viele ältere Autoren in den Sinn, die ausschweifend kompensierende Verbalerotik praktizieren. Natürlich amüsiert man sich, als der über 85-jährige Held vermeldet, er vermisse seine Frau vor allem in sexueller Hinsicht – nur um dann gleich nach Paris zu fliegen und dort mit einer ehemaligen Geliebten eine neue Liaison anzufangen, auf dem Sofa in ihrer Aristokratenvilla, während der demente Gatte, von einem treuen Diener bewacht, im Nebenzimmer dahindämmert.

Aber die Qualität von Begleys «Hugo Gardners neues Leben» liegt auf einem anderen Feld: Er legt einen Roman mit den typischen Problemen alternder Ehen und pensionierter Machtmenschen vor, die genau wissen, dass sie vor allem wegen ihres Geldes und ihres Einflusses geliebt werden. Und er tut es ohne einen Hauch von Trübsinnigkeit und Leichenbittrigkeit, die solche Romane gerne grundieren. Im Gegenteil: Einmal mehr vibriert sein Stil von Lakonie, Ironie, Komik und einer so gnadenlosen wie lamentofreien Analyse der brüchigen Beziehungsverhältnisse. Louis Begley demonstriert, wie das «wahre» Leben normalerweise «so spielt». Das ist von hohem Unterhaltungswert.

Liebe ist stärker als der Tod

Walter Hollstein

Irvin D. Yalom und Marilyn Yalom:

Unzertrennlich – Über den Tod und das Leben.
Aus dem Amerikanischen von Regina Kammerer
BTB. 320 S., Fr. 33.90

Vorweg sei gewarnt: Dieses Buch ist harte Kost. Es geht um Tod und Sterben, Krankheit, Leiden und Abschied. Der Psychoanalytiker Irvin D. Yalom und die Historikerin Marilyn Yalom haben sich als Teenager kennengelernt, verliebt – für ihn der berühmte *coup de foudre* – und sind dann lebenslang zusammengeblieben; mehr als sechzig Jahre waren sie verheiratet. Als bei Marilyn im hohen Alter ein Multiples Myelom diagnostiziert wird, beschliessen sie, gemeinsam ein Buch zu verfassen «über den Tod und das Leben» – so der schlichte Originaltitel. Es ist primär als Selbsthilfe gedacht: «Dieses Buch», so Marilyn Yalom, «soll uns zuallererst und vor allem dabei helfen, mit dem Ende des Lebens zurechtzukommen.»

Hilflosigkeit und Erlösung

Dass wir alle vergänglich sind, ist eine Binsenwahrheit. Aber sie bleibt so lange abstrakt, wie wir uns gut fühlen. Das gilt auch für die Yaloms; sie führen ein aktives, ausgefülltes, erfolgreiches Leben. Dann, im hohen Alter – beide gehen auf die neunzig zu –, stellen sich die Gebrechen ein. Irvin Yalom muss ein Herzschrittmacher eingesetzt werden, dazu kommen bei ihm Gleichgewichtsprobleme, Orientierungsschwierigkeiten und zunehmende Vergesslichkeit. Nachdem er einen Termin mit einer Patientin versäumt hat, entscheidet er, sich von seiner «lebenslangen Arbeit zu verabschieden».

Auch die gesellschaftlichen Veränderungen lasten auf ihm. Als er seine Frau zur Chemotherapie begleitet, will er die Wartezeit in der Bibliothek seiner ehemaligen Universität überbrücken. Aber er findet den Weg nicht mehr, und als er die Bibliothekarin nach Fachzeitschriften fragt, löst er nur Verwirrung aus: «Sie starrt mich an, als wäre ich ein Wesen aus einem anderen Jahrhundert (was ich ja auch bin). <Wir haben hier keine gedruckten Zeitschriften. Es ist alles online.>»

Marilyn erleidet einen Schlaganfall. Wenig später wird ihre Krebserkrankung diagnostiziert, die nicht mehr aufzuhalten ist. Es wird so schlimm, dass Marilyn an einen begleiteten Suizid denkt: «Ich fühle mich furchtbar. Ich kann es nicht in Worte fassen. Ich bin getrennt von allem. In meinem Körper geschehen schreckliche Dinge. [...] Ich möchte nicht mehr leben.» Und fährt fort mit einiger Distanz: «Wir geben ein feines Paar ab, ich mit meinem Myelom und er mit seinem Herzen und den Gleichgewichts-



«In meinem Körper geschehen schreckliche Dinge»: Ehepaar Marilyn und Irvin Yalom.

problemen. Zwei alte Menschen beim letzten Tanz ihres Lebens.» Unerträgliche Schmerzen, Bewusstseinstäubung, Inkontinenz, schliesslich Palliativmedizin, Hospizbetreuung, der Suizid. Irvin Yalom: «Ihr Tod war eine Erlösung

Die Yaloms haben voll gelebt und stark geliebt; so können sie loslassen, auch wenn es schwerfällt.

für uns beide – für sie eine Erlösung von ständiger Übelkeit, Schmerz, tiefer Erschöpfung. [...] Und für mich eine Erlösung von meiner monatelangen Hilflosigkeit, die ich angesichts ihres Leidens empfand.»

Dennoch ist das Buch weder ein Kompendium des Leidens noch ein Dokument des Jammerns. Das Schwierige, zum Teil kaum noch Lebbare wird sachlich und nüchtern erzählt, gleichzeitig mit Wärme und Empathie. Und vor allem wird es erzählt auf der Folie von zwei Prämissen: dass es eine positive Korrelation gibt zwischen dem Sterben und der Gewissheit gelebten Lebens, und zum Zweiten, dass «Trauern der Preis ist, den wir zahlen, wenn

wir den Mut haben, andere zu lieben». Die Yaloms haben voll gelebt und stark geliebt; so können sie loslassen, auch wenn es schwerfällt.

Nach dem Tod seiner Frau muss Irvin allein weiterschreiben. Er muss vor allem allein weiterleben, nachdem er nahezu sein ganzes Leben mit Marilyn verbracht hat. Dieses Gewohnte holt ihn immer wieder ein; was er erlebt, sieht, hört, will er mit Marilyn teilen. «Nur ein paar Minuten später traf es mich mit voller Wucht. Ich war überrascht, was tue ich da? Etwas für Marilyn aufnehmen, damit sie es sehen kann: Marilyn ist tot.»

Er muss lernen, die Welt allein zu verdauen. «Es geht darum, dass ich lernen muss, dass etwas Wert haben kann und von Interesse sein kann, selbst wenn ich der Einzige bin, der es erlebt, selbst wenn ich es nicht mehr mit Marilyn teilen kann.»

Die Kinder kommen; sie unternehmen Spaziergänge, kochen zusammen, spielen Schach. «Dennoch bleibe ich taub. Ich bin nicht wirklich dabei. [...] Ich fühle mich wie ein hilfloses Kind.» Was hilft? Yalom entdeckt seine eigenen Bücher wieder; Trost geben auch Phantasmen: «Ich, ein leidenschaftlicher Mate-

rialist, gebe meine Vernunft auf und erwärme mich ohne jede Scham an dem vollkommen fantastischen Gedanken, dass wir für immer und ewig zusammen sein werden – wenn wir nur beide im selben Sarg lägen.»

«Unzertrennlich» ist gewiss ein trauriges Buch, aber es ist auch ein sehr schönes Buch, und es ist vor allem ein realistisches Buch.

Engagierter Blick auf England

Rolf Hürzeler

Marion Löhndorf: Geschüttelt, aber ungerührt. Was England anders macht. Zu Klampen. 240 S., Fr. 33.90

Mit seinen ausgedehnten Gärten zeigt sich England von der besten Seite. Das schreibt Marion Löhndorf, wenn sie den Landschaftsgestalter Lancelot Capability Brown (1716–1783) vorstellt: «Seine Landschaften entwickelt er so naturnah, dass die Hand des Künstlers kaum zu spüren ist.» Er war der Schöpfer von Gartenanlagen wie des Blenheim Palace oder Teilen von Kew Gardens in Südlondon. Der geniale Gestalter ist auf dem Kontinent nahezu unbekannt. Aber in England gehört er zum Kulturgut wie der Kunstmaler William Turner oder die Schriftstellerin Jane Austen.

Marion Löhndorf vermittelt in «Geschüttelt, aber ungerührt» typisch englische Phänomene. Sie bringt einem damit das Land näher, das die meisten zu kennen glauben und selbst nach Jahren doch nicht wirklich verstehen. Die bei London lebende Marion Löhndorf ist Kultur-Korrespondentin der *Neuen Zürcher Zeitung* und seit Jahren eine engagierte Beobachterin der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in Grossbritannien. Die Autorin begegnet dem Land mit offenkundiger Zuneigung, ohne die kritische Distanz zu verlieren.

Egal, wie – Gärtnern muss sein

Dabei scheut sie sich erfreulicherweise nicht, kühne Bogen zu schlagen. So stellt sie die Gartenkunst von Brown in den weiteren Kontext der derzeitigen Besessenheit der Engländer vom häuslichen Garten: «Während der langen Monate des Eingeschlossenseins wühlte sich die halbe Nation rund um ihre Häuser durchs Erdreich und empfand das als Therapie.» Wer keinen eigenen Garten hat, versucht sein Glück als Schrebergärtner. Egal, wie – Gärtnern muss sein.

Marion Löhndorf kennt das Land gut, in dem sie lebt und arbeitet. So berichtet sie ausführlich über die City of London, die wohl eigentümlichste Ecke der Metropole. Die City ist tagsüber das Zentrum der gehetzten Geschäftsleute, die auf ihren Computern täglich Milliarden Pfund

und Dollar verschieben. Nachts versinkt sie jedoch in einen traumlosen Tiefschlaf seelenloser Leere. Vor allem aber genießt das 1,2 Quadratmeilen grosse Gebiet seit 2000 Jahren Sonderrechte; es verfügt über ein gesondertes Verwaltungswesen und eine eigene Polizei. Wenn nicht für den Besucher, so doch für die Londoner lebt diese Tradition in den sogenannten *livery companies* fort, einer Art Zünfte. Selbige haben zwar ihre wirtschaftliche Bedeutung längst verloren, pflegen indes weiterhin ihre exzentrischen Regeln und Rituale.

Diese und ähnliche Passagen machen das Buch sehr lesenswert. Unglücklicherweise war die Autorin jedoch mit der Art des Einstiegs schlecht beraten. Sie rekapituliert den Brexit und stellt einzelne Akteure wie den Ukip-Aktivist Nigel Farage und natürlich Boris Johnson vor. Diese Passagen wirken bereits jetzt, kurz nach dem Er-

panorama
knife

NEU: HONIG- & FRÜHSTÜCKSMESSER



HANDGEFERTIGT IN DER SCHWEIZ.



scheinen des Buchs, ziemlich angestaubt, etwa wenn sie über den ehemaligen Johnson-Berater Dominic Cummings schreibt. Auf den letzten Seiten des Buchs setzt sie fairerweise einen Gegenakzent und geht den tieferen Ursachen für den Brexit nach. Kurz zusammengefasst: Wenn die Engländer von «Europe» reden, meinen sie meist den Kontinent ohne ihre Insel; das sind zwei unterschiedliche Identitäten.

Ein zweiter Einwand drängt sich ebenfalls auf: Die Autorin hat sehr viel Material zusammengetragen. Sie zitiert zahlreiche Akteure, von der linken Kolumnistin Polly Toynbee bis zum kürzlich verstorbenen konservativen Denker Roger Scruton. Das alles ist verdienstvoll, wirkt aber streckenweise hektisch. Ein paar Themen weniger, dafür andere so ausführlich wie die Gärten: Das wäre noch schöner gewesen.



Die Bibel Dominant

Kyrios Jesus Christos (Phil 2,11). – So lautet das älteste christliche Bekenntnis. «Kyrios», Herr, steht im Alten Testament für den Gottesnamen «Jahwe» und wird im Lateinischen durch «Dominus» wiedergegeben. Dieses Wort ist von Fremdwörtern – zum Beispiel «dominieren» – wohlbekannt. Das Bekenntnis zu Christus als dem Herrn besagt, dass Gott ihn bevollmächtigt hat. Gott hat entschieden, dass alle Menschen zu ihm gehören. Macht um der blossen Macht willen wäre übel; Gottes Machtanspruch ist eben mit Liebe und Barmherzigkeit gewürzt. Die Dominanz Jesu dient einem Ziel, das allen Menschen Gutes verheisst: Vergebung, Versöhnung, Friede.

Auch jede irdische Vorrangstellung muss einem höheren Auftrag dienen. Unsere Kultur hat mit Vorrangstellungen Mühe. Flache Hierarchien gelten als Merkmal tugendhafter Institutionen und gerechter Unternehmungen. Diese Denkweise hat auch die Schulen erfasst. Noch vor wenigen Jahren war die Lehrerin die dominante Gestalt im Klassenzimmer, und «Pädagogik» heisst ja «ein Kind» (*pais*) «anleiten» (*agein*). Nunmehr schrumpfen die Lehrkräfte zu Moderatoren. Die Schüler lernen selbst, und von aussen auferlegte Anweisungen sind verdächtig. Dabei geht vergessen, dass jede Dominanz mit Verantwortung verknüpft ist. Das gilt in der Schule genauso wie in der Wirtschaft und in allen Institutionen. Der Hauptverantwortliche hat zwar Befugnisse, muss aber bei Misserfolg den Kopf hinhalten. Ohne Hauptverantwortliche wären die edelsten Ziele nie erreichbar. Dominanz ist übrigens das Natürlichste der Welt. Leittiere dominieren ihre Herde. Sogar die Tonleiter hat eine Dominante: den fünften Ton. Ihre Sonderstellung ist ebenso unerklärlich wie unüberhörbar. Das Bekenntnis zu Gott und Christus als dem *Dominus* besagt nebenbei, dass eine Gesellschaft, die jegliche Dominanz ausschaltet, keine Zukunft hat.

Peter Ruch

Hieroglyphen der Gegenwart

Emojis lassen niemanden kalt.

Die einen schwärmen von einer neuen Weltsprache, die anderen fürchten den globalen Sittenzerfall.

Gala Rebane

Aus dem digitalen Alltag sind Emojis nicht mehr wegzudenken. In der öffentlichen Kommunikation sind sie ebenso selbstverständlich wie im privaten Austausch. Dabei gelangten Emojis in Rekordzeit zu globaler Popularität. Sie entstanden in den 1990er Jahren in Japan und waren zunächst japanischen Nutzern vorbehalten. Ihre internationale Karriere fing erst 2010 an, als der Unicode – das internationale System digitaler Kodierung von Schriftelementen – 722 Emojis auf Antrag von Google aufnahm und sie damit in den meisten Betriebssystemen weltweit verfügbar machte. Seither wächst das Emoji-Universum stetig. Jährlich verabschiedet das Unicode-Konsortium neue Bildzeichen. Meist auf Initiative grosser Technologiekonzerne, aber auch Privatpersonen dürfen Vorschläge einreichen. Momentan sind im Unicode über 3500 Emojis verzeichnet.

Die neusten wurden diesen September verabschiedet und sollen bald auf Endgeräten verfügbar sein. Neben der Erweiterung der Hautfarbe-Optionen bei bereits existierenden Emojis, verschreibt sich das neue Set radikal dem Diversity-Gedanken: es umfasst ein Bildzeichen für einen schwangeren Mann sowie eins für eine genderneutrale schwangere Person. Das polarisiert. Allerdings räumt Emojipedia, ein Nachschlagewerk für Emojis, ein, dass die beiden Zeichen sich auch für Witze über üppige Mahlzeiten hervorragend eignen...

Ihren Erfolg verdanken Emojis vor allem ihrer Kompaktheit und emotionalen Ausdruckskraft. In den Zeiten, als lediglich 48 Zeichen auf das Handy-Display passten, boten sie eine Lösung des Platzproblems, aber der Grundsatz «Ein Bild sagt mehr als tausend Worte» bewährt sich auch auf dem Smartphone. Das Ur-Emoji – ein 1995 auf einigen japanischen Pagern eingeführtes Herz – wurde zum sofortigen Hit. Kurz darauf entwickelten die Unternehmen Softbank und Docomo unabhängig voneinander zwei erste Emoji-Sets.

Neben Symbolen für alltägliche Sachverhalte und wiederkehrende Ausdrücke enthielten sie Darstellungen von Mimik und

Gestik – teils nach den Konventionen der japanischen Manga-Comics – und Tierbilder wie die Katze, die in der *kawaii*-Niedlichkeitsästhetik eine grosse Rolle spielt. Herzen durften natürlich nicht fehlen. 2008 setzte Apple auf den in Japan vertriebenen iPhones eine Emoji-Tastatur um, deren Design bis heute besteht. Als sich Emojis im Westen verbreiteten, büssten sie ihre Beliebtheit in Japan allmählich ein.

Der Urheber der ersten Docomo-Emojis, Shigetaka Kurita, führte dies auf kulturelle Faktoren zurück. Der Ursprungssinn von Bildschriftzeichen bestehe nicht in dekorativen, sondern in kommunikativen Aufgaben, und was das Optische angeht, wirkten die «westlichen» Emojis aus Kuritas Sicht viel zu wenig *kawaii*. Tatsächlich orientierten sich Apple und andere amerikanische Anbieter an eigenen kulturellen Mustern. So ist die Ähnlichkeit von Gesicht-Emojis mit dem Smiley offensichtlich.

Auch werden etliche davon ausserhalb von Japan immer wieder falsch interpretiert, vor allem dann, wenn sie von der Manga-Symbolik herrühren. So stellt das Zeichen 😬 beispielsweise keinen Anlauf zum heftigen Lachen dar, sondern drückt Verlegenheit aus: In japanischen Comics steht ein Tropfen an der Schläfe nämlich für verschämtes Schwitzen. Irreführend ist auch das Emoji 😴. Dieses bildet einen so tiefen Schlaf ab, dass es einem aus der Nase tropft. Und das verärgert wirkende Gesicht 😡 lässt nicht dampfend Wut ab, sondern atmet bloss erleichtert auf.

Wort des Jahres: 😂

Während man in Japan auf Stickern – flexibel gestaltbare und teils animierte Bildergrafiken – umschwenkte, waren Emojis bei uns auf dem Vormarsch. Zunächst fanden die neumodischen Frätzchen in die privaten Chats von Jugendlichen Eingang. Ins öffentliche Bewusstsein gelangten sie erst 2015, als die Oxford Dictionaries das Bildzeichen 😂 zum Wort des Jahres erklärten. Plötzlich waren Emojis in aller Munde – und mundeten als offiziell anerkannter Bestandteil der Sprache nicht jedem. Die Ent-



Zeitgemässe Kennzeichnung von Gefühlen.

scheidung des Oxford-Dictionaries-Ausschusses entfachte hitzige Debatten. Während die einen von einer neuen Weltsprache schwärmten, fürchteten die anderen einen globalen Sprachverfall und sahen im gelben Gesicht mit Lachtränen einen zynischen Vorboden von nichts Geringerem als dem Untergang der Zivilisation.

Emojis fangen lediglich auf, was in digitalen Nachrichten entfällt: Mimik und Tonfall.

Warum diese heftigen Reaktionen? Oft werden Emojis mit den ägyptischen Hieroglyphen verglichen. Diese, wie alle frühesten Schriften, waren piktografisch: Man stellte in vereinfachter Form Objekte dar, die Begriffe abbildeten. Doch bei abstrakten Sachverhalten stiess die Piktografie an ihre Grenzen. Auch musste für jedes neue Wort ein eigenes Zei-

Film

Virtuoser Würgebrei

Wolfram Knorr

Titane (Frankreich/Belgien, 2021)

Regie: Julia Ducournau. Mit Agathe Rousselle, Vincent Lindon

Womit überbiete ich das Überangebot an Horror-, Zombie- und Splatter-Orgien? Mit Masslosigkeit, schon klar. Aber wie masslos soll diese sein? Die Französin Julia Ducournau hat das Rezept gefunden: einfach hemmungslos masslos – und wurde dafür mit der Goldenen Palme der Filmfestspiele Cannes belohnt. Eine solche Unverschämtheit hat natürlich auch das Zeug zum kommerziellen Erfolg. Hilfreich war auch ein Publikum, das in Scharen während der Vorführung von «Titane» entsetzt und angewidert den Saal verliess. Das hebt die Neugier, die einem im Kino ein wenig abhandengekommen ist.

Aber nun zum Inhalt: Eine junge Frau, die Männer mit einer Haarnadel killt, kopuliert mit einem Cadillac, wird schwanger, produziert statt Muttermilch Motoröl, verkleidet sich als Junge und erlebt eine Art Auferstehung. Ein monströses Unikum, aber Julia Ducournau, 37, hat sich schon mit ihrem Kannibalismus-Debüt «Raw» ausgewiesen. Bei dem, so geht das Gerücht, hätten manche Zuschauer und Zuschauerinnen sich angesichts der Drastik, mit der eine Studentin der Tiermedizin zur Kannibalin wird, übergeben.

Tobsüchtige Sexgier

«Titane» wirkt dagegen zeitweise wie eine rabulistisch komische, rabenschwarze Satire; jedenfalls bis Alexia (Agathe Rousselle), die als Serienmörderin von der Polizei gesucht wird, in die Rolle Adriens schlüpft, des verloren geglaubten Sohns eines Feuerwehrmannes (Vincent Lindon). Als Kind bekam Alexia, nach einem schweren Autounfall, eine Titanplatte in die Birne, die ihr Überleben sicherte, aber auch Gefahren birgt: Alexia hält Menschen, vor allem Männer, für überflüssig; Maschinen, heisse Öfen, dagegen nicht. Und so entwickelt sie eine erotische Beziehung zu Chrom und Metall, zu PS-starken Boliden, wird Tänzerin bei Autoshow, räkelt sich auf glänzenden Karosserien, wird von Männern begehrt.

Denen rammt sie nach ihren Annäherungen eine Haarnadel in die Ohren und steigt in tobsüchtiger Sexgier in einen schweren Cadillac, schnallt ihre Arme in Bondage-Manier an, spreizt ihre Schenkel, die Stossdämpfer heben und senken sich, der Wagen kommt auf Touren, und beide finden einen Rhythmus – danach wird Alexia schwanger. Das ist cle-



Motorenöl statt Muttermilch: Agathe Rousselle mit Cadillac.

ver gemachter Tiefsinn und Tinnel zugleich, bitterböse Wut und rabenschwarze Komik. Ducournau treibt den Autowahn in absurd-surrealistische, ungebändigte Höhen und setzt das auch noch brillant in Szene – weshalb man sich der Faszination dieser hochprofessionellen Bilder kaum entziehen kann.

Nach der Kopulation mit einem heissen Verbrennungsmotor (die es eigentlich schon im «Barbarella»-Comic gab) kippt Ducournaus

Ducournau treibt den Autowahn in absurd-surrealistische Höhen und setzt das brillant in Szene.

siedende Fantasie ins Bleiern-Düstere. Alexia, von der Polizei verfolgt, verändert ihren Körper, haut sich in einem Waschraum ihre Nase kaputt, schneidet sich die Haare und bindet sich Brust und Bauch ab, um als männlich durchzugehen. Es ist ein masochistischer Identitätswechselprozess.

Beim Chef einer Feuerwehrbrigade, der seinen Körper jeden Abend mit Anabolika-spritzen aufpumpt und über seine jugendliche Feuerwehrmannschaft herrscht wie ein Gott, kommt sie unter. Er hält sie für seinen verschwundenen Sohn Adrien und behandelt sie wie einen Auserwählten. Aber damit noch

nicht genug: Als die Niederkunft naht, aus ihren Brüsten Motoröl fließt und das Baby in ölgetränkter Schmiere zur Welt kommt, sieht der Ziehvater aus wie ein Tankstellenprophet, der Öl für heiliges Wasser hält. Das Baby wird mit einem Titanrückgrat geboren. Da wird der annoncierte Tiefsinn zum öligen Irresein, auf dem man dahintrutscht – oder bei dem man sich aus dem Ducournau-Edelquatsch-Universum ausgesperrt fühlt.

Es ist nicht leicht, in der sich gegenseitig aufschaukelnden, exzessiven Horror-Hexensabbat-Sudel-Zombie-Kannibalen-Filmerei nicht in der Ekelpampe des Albtraumkinos kleben zu bleiben. Aber die Kritik klebt gerne. Schon weil Julia Ducournau ihre Schauerspektakel mit einem Höchstmass an Professionalität inszeniert. Das führt schnell zur theoriegesättigten Überinterpretation. Die Kritik merkt nicht, dass sie damit dem Leser ein Kissen aufs Gesicht drückt, bis er erstickt.

Wie hilfreich sind Verweise auf andere Filme? Im Fall von «Titane» auf David Cronenbergs umstrittenen «Crash» (1996) über Unfallfetischisten? Die Verfilmung ging auf den gleichnamigen Roman von James Graham Ballard zurück, eine Satire auf den Autofetischismus. Cronenbergs Film entstand in einer Zeit, in der das Auto seinen Kultstatus zu verlieren begann – seine Unfallfetischisten wirkten völ-



dieser Form präsentiert, duldet keinen Widerspruch, fordert vielmehr Demut und Ehrfurcht. «Das Wesen gilt als Machtdemonstration des Königs», sagt der Kurator Laurent Gorgerat.

Die Skulptur im Basler Antikenmuseum ist Teil einer Zusammenarbeit zwischen vier Basler Häusern unter dem Titel «Tierisch!». Die sehenswerte Schau mit fast 200 Objekten im Antikenmuseum macht das komplexe wechselseitige Verhältnis zwischen Tier und Mensch in

Aus dem ägyptischen Machtsymbol entwickelten die Griechen ein raubtierähnliches Mischwesen.

der Antike nachvollziehbar. Sie illustriert dessen Ambivalenz, die bis heute gilt, auch wenn sie sich stark verändert hat – etwa in der Popkultur: Ein Bild zeigt die Sängerin Rihanna, die sich als Gorgo Medusa mit Schlangen auf dem Haupt präsentiert.

Die Sphinx illustriert die wechselhafte Beziehung des Menschen zu den Tieren perfekt. So veränderte das Fabelwesen im Lauf der Jahrhunderte sein Geschlecht. Aus dem ägyptischen Machtsymbol entwickelten die Griechen zunächst ein raubtierähnliches Mischwesen, bis es zum rätselhaften weiblichen Ungeheuer im Sagenkreis von Ödipus wurde. Die Griechen kannten Löwen nicht nur vom Hörensagen; bis Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends strichen die Raubkatzen tatsächlich durch Griechenland.

Im Gegensatz zu den Ägyptern erschien die Tierwelt anderen als wild und bedrohlich. Ein schönes Beispiel für diese Vorstellung ist ein bronzenes Axtblatt aus dem zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung aus dem heutigen Iran: Die Klinge entspringt dem Rachen eines Löwen; vier Eber zieren die Halterung des Werkzeugs, das auch als Waffe dienen konnte. Der Mensch macht sich damit symbolisch die Kraft der Tierwelt zu eigen. Oder er besiegt sie, wie Herakles im Kampf gegen den Nemeischen Löwen.

Lieber Vogel Gryff

Dazu gehörte das Bedürfnis, Tiere im Sinn der hierarchischen Vorstellung von Aristoteles zu beherrschen und für den eigenen Nutzen einzuspannen, etwa als Tieropfer. Ein griechischer Weinkrug aus dem vierten Jahrhundert illustriert den Kult anschaulich: Die Darstellung zeigt Opferdiener, die einen Ziegenbock zum Altar bringen. Das Tier wurde den Göttern zu Ehren geschlachtet und anschliessend verzehrt, womit ausser dem Geissbock allen gedient war. Die Götter hatten ihre Ehrerbietung und die Menschen ihre Mahlzeit. Der Wein aus dem Krug wurde übrigens stets mit Wasser verdünnt getrunken, was die Verträglichkeit erhöhte.

Und was hat das alles mit der Stadt Basel zu tun? Mehr, als man meint. «Vogel Gryff» heisst

der wichtigste Kleinbasler Anlass, am Feiertag der drei Ehrengesellschaften im Januar. Der Gryff, heute ein Mischwesen aus Vogel, Löwe und Mensch, führt auf der Mittleren Brücke seinen Tanz auf. Er schlägt damit den Bogen zwischen dem traditionellen Basel und der Vorstellungswelt der Antike.

Der Vogel Gryff hat seinen Schrecken längst verloren und ist heute eine liebenswerte Figur. Auch in der Antike waren nicht alle Mischwesen bedrohlich. Die Satyrn erschienen vielmehr als pfiffige Kobolde mit Eselsohren, Pferdeschweif oder erigiertem Glied. Die Wichte sollen nach dem Volksglauben in den griechischen Wäldern ihr Unwesen getrieben haben. Ihr Ausdruck ist meist lustig, lockt zur Sünde. Eine Amphore aus dem frühen vorchristlichen fünften Jahrhundert zeigt Satyrn mit ihren weiblichen Pendants, den Mänaden, bei einem wilden Tanz zu Ehren des Weingottes Dionysos.

Neben der Schau im Antikenmuseum setzt sich auch das benachbarte Haus der Kulturen mit den Tieren auseinander. (Zwei weitere Museen folgen später: das Historische Museum mit «Der Klang der Tiere», 22. 10. 2021–25. 6. 2023, und das Pharmaziemuseum mit «Vom Tier zum Wirkstoff», 3. 12. 2021–5. 6. 2022.) Diese bescheidenere Ausstellung begrüsst die Besucher mit der grossformatigen Fotografie eines Pudelklubs. Sie zeigt sieben Hundehalter mit ihren Lieblingen – lebendigen und Stofftieren. Das Bild belegt das irrationale Verhältnis von Menschen zu Haustieren trefflich. Davon zeugt auch das erste «Schweizer Hundenamenverzeichnis» aus dem Jahr 1974. Die Tiere hörten damals konventionell auf «Jappy» oder «Köbi», aber auch auf «Mao», wenn sich das Herrchen dem politischen Zeitgeist verpflichtet fühlte.

Die Ausstellung nimmt die Beziehung zwischen Mensch und Tier spielerisch-ironisch auf, etwa mit Sinnfragen wie «Wäre ich ein gutes Kamel?». Auch dieses Tier ist seit der Antike mit der Stadt Basel verbunden. Bei Ausgrabungsarbeiten wurden vor drei Jahren die Überreste eines spätrömischen Kamels gefunden. Bleibt, beim Jove, die Frage, warum das Trampeltier nicht gleich den Weg ins Antikenmuseum genommen hatte.



lig frei von gesellschaftlicher Motivation. Im Zusammenhang mit «Titane» auf «Crash» zu rekurrieren, ist deshalb verwegen und kann die Ernsthaftigkeit von «Titane» in keiner Weise stützen. Ebenso könnte man noch John Carpenters «Christine» (nach Stephen King) anfügen: Ein Jugendlicher liebt seinen Schlitten, bis die «Geliebte» ihn zu terrorisieren beginnt. Dem hochvirtuosen Würgebrei «Titane» helfen Bedeutungshubereien nicht die Bohne.

Ausstellung Das Tier im Menschen Rolf Hürzeler

Tiere und Mischwesen in der Antike:
Antikenmuseum Basel. Bis 19. Juni 2022

Keine Kultur ohne Tiere: Museum der Kulturen
Basel. Bis 20. November 2022

Eine ägyptische Kalkstein-Sphinx aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert verbindet Kunst und Machtanspruch unmissverständlich: Das Fabelwesen ist so stark wie ein Löwe und so mächtig wie ein Herrscher. Wer sich in

Schauspieler Kardashians des Nordens

Anton Beck

Obwohl er in vielen Filmen, auch in grossen Hollywoodproduktionen mitspielt, fällt Stellan Skarsgård selten auf. Der schwedische Schauspieler sieht so durchschnittlich aus, dass er kaum einem Zuschauer lange im Gedächtnis bleibt, und interessanterweise spielt er auch stets solche Rollen. In «The Girl with the Dragon Tattoo» etwa, der Verfilmung von Stieg Larssons Nordic-noir-Bestseller, ist er der unscheinbare Unternehmer im Familienbetrieb, der sich erst auf den zweiten Blick als psychopathischer Massenmörder erweist. Im Superheldenspektakel «Thor» spielt er als Wissenschaftler, der sich seltsamen Phänomenen widmet, den älteren Mentor von Thors menschlicher Geliebter und bleibt entsprechend im Hintergrund. Während die meisten Figuren mit Blitzen und übernatürlichen Kräften aneinandergeraten, gibt Skarsgård nur wenige, dafür aber klug klingende Sätze von sich. Entsprechend fehlt er mit seinen ernsten Blicken und präzisen Dialogen auch nicht in künstlerisch ambitionierten Filmen, etwa in Lars von Triers «Nymphomaniac».

Erfolg und Kollateralschäden

Die Filmografie von Alexander Skarsgård, Stellas ältestem Sohn, ist ähnlich breit: Von «Melancholia», einer schöngestigen Endzeitverfilmung, bis zum Action-Monument «Godzilla vs. Kong» ist alles dabei. Auch Alexander Skarsgårds Brüder Gustaf («Vikings») und Bill Skarsgård («Deadpool 2») können problemlos mithalten. Selbst Valter Skarsgård macht mit Mitte zwanzig seine ersten Filmerfahrungen.

Dieser schwedische Familienclan, so scheint es, hat sich standfest im Filmgeschäft etabliert – sowohl im Massen- wie auch im Nischenentertainment. Ein Verhalten, das vor allem an einen anderen Clan erinnert: die Kardashians und Jenners. Auch bei ihnen ist Entertainment ein Familiengeschäft. Kim Kardashian, die Göttin des Influencer-Lifestyles, ist ebenso populär wie ihre Schwester Khloé und ihre Halbgeschwister Kylie und Kendall Jenner. Nicht nur treten die Geschwister mit ihrer Mutter Kris Jenner in der bekannten Reality-Show «Keeping Up with the Kardashians» auf, sondern sie wandern auch von Gala zu Gala, bringen ihre Beauty-Produkte auf den Markt und mischen in der Modewelt mit.

Awareness im Filmgeschäft

All das tun sie gemeinsam, als Familie und Clan. Sowohl Harmonie wie Spannungen werden dabei offen ausgetragen nach dem Motto:



«Glaub nicht, dass du speziell bist»: Schauspieler-Clan Skarsgård.

«Vor den Kameras durch dick und dünn». So viel Erfolg das bringt, so viele Kollateralschäden birgt es. Zum grössten gehört wohl die absolute Aufgabe der Privatsphäre.

Die Skarsgårds haben dieses Konzept daher weiterentwickelt. Sie wollen beides: die Gewinnmaximierung und ihre Privatsphäre. Das gelingt vor allem durch eiserne Disziplin. Anders als andere Celebrity-Clans weisen die Skarsgårds eine scheinbar weisse Weste auf. Sie spielen ihre Rollen, sie sind an Premieren zu sehen und geben auch Interviews, aber sie verlassen nie den Boden des Förmlichen. Bei den Kardashians wie bei den Skarsgårds scheint es eine goldene Regel zu geben: Das Familienoberhaupt bestimmt das Verhalten der Gruppe. Während Kris Jenner bereits den skandalträchtigen Lebensstil vorlebte, hält Stellan Skarsgård («Der Stammvater» wie ihn die *Süddeutsche Zeitung* nannte) den Ball stets flach. Und seine Söhne tun es ebenso. Über ihr Privatleben

Die Skarsgårds wollen beides: die Gewinnmaximierung und ihre Privatsphäre.

ist nahezu nichts bekannt und schon gar nicht etwas, das einem Skandal nahekäme. Das gelingt nicht zuletzt durch ein Credo, das Alexander Skarsgård in der amerikanischen «Late Show» von Stephen Colbert offenbarte: «Glaub nicht, dass du speziell bist.»

Diese skarsgårdsche Interpretation des Familiengeschäfts passt sehr gut in unsere Zeit. Seit der MeToo-Bewegung und der zunehmenden woken Awareness im Filmgeschäft wird es immer heikler, mit (sexuellen) Skanda-

len im Geschäft zu bleiben. Die Grenzen zur Cancel-Culture werden unübersichtlich. Was bei den Kardashians ausnahmsweise noch als verrucht, aber spannend durchgeht, könnte bei anderen schnell zur Verbannung aus den heiligen Hallen Hollywoods werden. Stellan Skarsgård weiss das natürlich. Er ist aktuell im Sci-Fi-Epos «Dune» zu sehen.

Klassik

Drei Rätselchen für Zürcher Opernfans Christian Berzins

Opernhaus Zürich: Salome. Bis 17. Oktober

Endlich ist die Klangkraft des Opernhaus-Orchesters wieder physisch zu spüren, nun strömt das Tonparfüm wieder aus dem Zürcher Orchestergraben – anlässlich der Saisonöffnung mit Richard Strauss' «Salome» süsslich-dick, bisweilen wild aufschäumend. Wie man auf die Idee gekommen war, das Orchester in früheren Corona-Zeiten in den Probe-saal zu verbannen und via Glasfaser drinnen im Opernhaus einem traurigen Häuflein Besucher vorzusetzen, wird ein Corona-Rätsel bleiben. Eine «Lucia di Lammermoor»-Produktion im Mai wurde zum Tiefpunkt. Schwamm drüber.

Seit Sonntag, 12. September, sitzen im Opernhaus im besten Fall wieder 1150 Leute im Rund, knapp achtzig im Orchestergraben – von der Bühne nicht zu reden. Da wie dort gilt «3 G». Trotz Zertifikatstest geht der Vorhang pünktlich um 19 Uhr hoch – und schon bald fallen

die ersten maskengeschützten Kiefer herunter, denn «Salome» entwickelt dank einem famosen Orchester unter der Leitung von Simone Young und einem hervorragenden Ensemble einen ungeheuren Sog.

Mit der 34-jährigen Russin Elena Stikhina wird «Salome» geradezu zum Ereignis: Mädchenhaft singend, behauptet sie sich in den grössten Orchesterwogen; sich katzenhaft bewegend, wirkt sie doch nie peinlich. Selbst im Tanz der sieben Schleier bewahrt sie Grösse, muss allerdings auch nur vier Kleiderstücke fallen lassen.

Entscheidende Wendung

Hausherr und Regisseur Andreas Homoki interessiert anderes als Nacktheit. Er inszeniert gerne in homöopathischen Dosen gegen Erwartungshaltungen an. Das fällt umso mehr auf, da seine «Salome»-Inszenierung fünfzig Minuten lang zwar in einem fernen, mondähnlichen Ambiente spielt, aber szenisch wie eh und je daherkommt, um nicht zu sagen, dahinplätschert. Aber dann geschieht die entscheidende Wendung: Der psalmenschleudernde Täufer Jochanaan stürzt, das Messer in der Hand, Salome entgegen, besinnt sich eines Besseren (oder besser eines anderen?), lässt das Messer fallen und fällt über die mit gespreizten Beinen auf ihn wartende Prinzessin her. Vergewaltigung? Es ist nicht der letzte Liebes- oder Racheakt, den Jochanaan kurz vor seinem Tod vollbringt, auch die Mutter Salomes kommt noch dran – oder gibt sich ihm hin.

Wie auch immer. Es war eine typische, aber eine der besten Regiearbeiten des Hausherrn, Zürcher Opernfans werden seine drei Regierätselchen mit Lust ausdiskutieren und hoffentlich lösen. Hoffen wir auch, dass man mit Stikhina nicht so verfährt wie mit so vielen anderen Topsängerinnen und -sängern: Für eine Produktion sorgen sie in Zürich für Furore, dann kommen sie im besten Fall – wie jetzt die famose Marina Rebeka – nach Jahren wieder. Das ist schade, da man so keine Verbindung zu den Sängern und Sängerinnen aufbauen kann.

Dafür kennt man die Regiehandschrift Homokis unterdessen zur Genüge, meist inszeniert er gleich zweimal pro Jahr – und kassiert für die zweite Regie ein branchenübliches Honorar. Seine Arbeiten sind routiniert, manchmal raffiniert, oft aber langweilig und ideenlos. Aber die Kasse stimmt, und die Leute kommen ins Haus – jedenfalls vor Corona.

Im Fachmagazin *Opernwelt* ist Zürich im Rennen um das «Opernhaus des Jahres» allerdings seit einigen Jahren kein Thema mehr. Genf ist der Schweizer Opern-Hotspot geworden – und «Opernhaus des Jahres». Wer aber wie Zürich achtzig Millionen Franken Subventionen erhält und extrem hohe Kartenpreise verlangt, müsste den Anspruch, eines der besten Häuser Europas zu sein, im künstlerischen Bereich deutlicher und konzeptreicher erfüllen.

Homokis Opernhaus ist eine gut geölte, moderne Maschine, die Produktionen sind aber trotz Exklusivitätsanspruch austauschbarer als einst. Viele Sänger sind nur Durchschnitt. Aber das passt zu Homokis Idee: Lieber passen sie optisch in (s)eine Inszenierung, als dass sie stimmlich die Leute von den Sitzen reissen. Nichts hasst der Hausherr mehr als einzelne glamouröse Aufführungen, bei denen man bloss einen einzelnen Namen einkauft und kein Gesamterlebnis bietet. Warum er dann aber Plácido Domingo nach Zürich einlud zu einer Zeit, da andere den durch MeToo-Vorwürfe Geächteten wieder ausluden, erstaunt. Oder war es darum, weil er in «Nabucco» sang, als Homoki selbst Regie geführt hatte?

Vier Personalien zeigen, wie unsicher das Opernhaus unterwegs ist. Der Operndirektor



ARTHUR'S FINEST
EST. 2020

Männer Geschenkset
Designer Trinkgläser mit einem edlen Grappa

www.arthursfinest.com

Michael Fichtenholz hat das Haus im Juni verlassen, nachdem eine interne Untersuchung wegen «Machtmissbrauchs» (lies: MeToo) gegen ihn geführt worden war. Auch der Ballettchef Christian Spuck geht 2023 vorzeitig. Dann wird zudem Christian Berner, Homokis rechte (und oft auch linke) Hand, als Finanzchef das Haus verlassen. Bereits weg ist Chefdirigent Fabio Luisi – vier Jahre bevor der Intendantenwechsel ansteht. Es zeugt nicht von viel Liebe von Seiten Luisis, aber auch nicht von Seiten des Opernhauses. Nun wird er durch Gianandrea Noseda ersetzt. Ein Dirigent, der für dieses Haus einstehen wird, der es nochmals aus der Reserve lockt? Kaum. Und so mäandert das Opernhaus bis 2025 seelenlos durch die letzten Homoki-Jahre.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

Jazz Bass ohne Grenzen

Peter Rüedi

Heiri Känzig: Travelin'. Universal 3830491

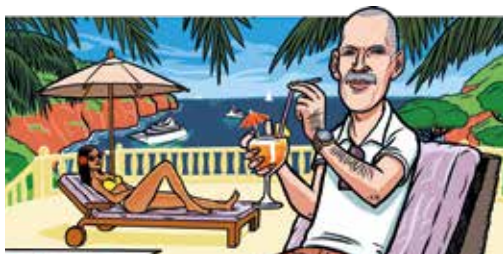
Heiri Känzig, geboren am 1. April 1957 in New York, wohnhaft in Meilen, ist einer der grossen Bassisten Europas – einer der seltenen, die in ihrem Spiel die fundamentale Tradition des Jazz-Kontrabasses (die Linie Ray Brown, Paul Chambers) mit der virtuos verbinden (Scott LaFaro). Zahllose Gruppen (eigene und solche, in denen er ein hochgeschätzter *sideman* war) verdankten ihm, was man im Jazz Groove und Drive nennt: den rhythmischen Puls und Antrieb der zudem melodisch faszinierenden und harmonisch verlässlichen Basslinien.

Auch als virtuoser Solist verliert er nie das musikalische Zentrum aus den Augen; mit seinem eigenen, kernigen Sound war er ein Saitensänger und Melomane. Die Partner, mit denen er regelmässig spielte, waren in dieser Hinsicht auffallend oft Wahlverwandte: die Saxofonisten Harry Sokal und Charlie Mariano, der Pianist Thierry Lang, die Trompeter beziehungsweise Flügelhornisten Kenny Wheeler und Matthieu Michel, allesamt grosse Lyriker, denen die Qualität des Klangs so wichtig war wie das, was sie damit formulierten.

Diese Sensibilität für den Klang an sich ist mit ein Grund für Känzigs Neugier für musikalische Welten jenseits der eigenen: süd-amerikanische (mit dem Bandoneonisten Michael Zisman) oder zentralasiatisch-mongolische (wie im Projekt «Tien-Shan-Schweiz Express», dessen Leiter er vor Zeiten war). Von modischer *world music* unterscheiden sich diese Horizonterweiterungen (wie auch Känzigs Leidenschaft für näherliegende, alpine Volksmusik) in Leidenschaft und Logik.

So geht es auch in Känzigs jüngster CD mit dem sprechenden Titel «Travelin'» keineswegs darum, eingängiges musikalisches Material exotisch zu parfümieren; es geht um die Musik selbst und um den eigenen Beitrag. Um ihren harten Kern. Die Besetzung sprengt den Rahmen des im Jazz Üblichen: Zur Rhythmusgruppe (Känzig am Bass, Marc Méan am Piano und Lionel Friedli am Schlagzeug) engagierte Känzig seinen langjährigen Partner Matthieu Michel, die Sängerin Veronika Stalder sowie Amine Mraïhi an der arabischen Kurzhalblaute, der Oud. Das Resultat ist eine offene, immer nachvollziehbare, immer eigenständige Musik, die ganz unverkrampft zu neuen Klängen findet (etwa die Unisono-Linien von Flügelhorn und Gesang) und diese wie selbstverständlich, mit grossem Drive und grosser Finesse, in die eigenen Erfindungen umsetzt.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Freiheit

Mark van Huissing

Als ich vergangenes Frühjahr die Pandemiebewältigung beschrieb, urteilte ich streng über Verantwortliche beim Bund. Jetzt schreibe ich erneut über Covid-19 respektive die Impfung dagegen. Weil man als MvH gelegentlich auch herausfordernde Gebiete betreten muss. Um auf diese Weise einen Beitrag zu leisten, damit unsere Welt wieder eine wunderbare wird, wie der Name der Kolumne verspricht. Dieses Mal richte ich meine Beanstandung aber nicht an Vertreterinnen und Vertreter der Obrigkeit – diese haben aus früheren Fehlern gelernt, dünkt's mich, oder machen aus anderen Gründen einen guten Job –, sondern an Teile des sogenannten Volks.

Mit anderen Worten: Wir müssen über Impfgegner reden (danke, Leserin; danke, Leser, dass Sie dennoch im Text bleiben).

Vor ein paar Monaten sagte mir ein Bekannter zuerst, er schätze mich als einen weltläufigen und gebildeten Menschen (ich übertreibe nicht). Und fragte als Nächstes, weshalb ich mich hätte impfen lassen. Meine Antwort: «Eben drum.» Seine Eckdaten, nebenbei erwähnt, bestätigen die Regel: Anfang vierzig, Migrationshintergrund, keine Bildung der Tertiärstufe, Raucher; ich schätze ihn sehr / wir sind immer noch befreundet.

Mitte September, nach einer Kundgebung auf dem Bundesplatz in Bern, berichtete ein Journalist in der NZZ, die Szenerie bei Demonstrationen gegen Corona-Massnahmen werde dramatischer: Was ein paar versprengte Leute während der ersten Welle angestossen hätten, scheine zu einer Bewegung angewachsen zu sein. «Längst sind skurrile Figuren mit Aluhüten und wirrem Blick in der Minderheit.» Es

zogen durchschnittliche Menschen durch Bern, am Ende dürften es mehrere Tausend Personen gewesen sein, die ohne Bewilligung gegen die erweiterte Zertifikatspflicht protestierten.

Der Berner Sicherheitsdirektor Reto Nause fühlte sich an den Sturm von Trump-Anhängern aufs Capitol in Washington erinnert. (Möglicherweise ist dieser Stand in der Zwischenzeit überholt und seither noch Schlimmeres passiert, mein Redaktionsschluss war acht Tage vor Erscheinen dieser Zeitschrift.)

«Man kommt als normalintelligenter, einigermaßen informierter und/oder denkender Mensch nicht mehr umhin, den Begriff «Schwarmintelligenz» aus seinem Wortschatz zu streichen. Aber nicht ersatzlos, sondern zugunsten von «Schwarmdummheit»; das trifft es besser.» Dieser Satz ist von mir, ich habe ihn im April 2021 geschrieben.

Damit wir uns richtig verstehen sowie zur Sicherheit: Durchschnittliche Menschen, mehrere Tausend, zogen nicht durch Bern aus Wut, weil sie sich nicht impfen lassen durften (gratis). Sondern weil sie als (allergrösstmehrheitlich) freiwillig Ungeimpfte nicht länger in den Genuss bestimmter Freiheiten kommen (Restaurant- oder Fitnessstudiosbesuche etwa, falls es sich zudem um Nichtgenesene beziehungsweise Ungetestete handelt). Weil sie es also nicht annehmen wollen, dass ihre Freiheit, die Faust zu schwingen, dort endet, wo die Nase eines anderen beginnt (das Bild ist von Daniel Cohn-Bendit).

Einen Augenblick, bitte. Ist das vielleicht zu wenig einfach gedacht? Deshalb folgender Schluss Ihres Kolumnisten: Wer als «Impfgegner» auftritt, packt die Gelegenheit, zur-

«Wir müssen über Impfgegner reden (danke, Leserin, dass Sie dennoch im Text bleiben).»

zeit mehr zu sein als eine *nonentity*, eine unbeachtete Durchschnittsquakerin. Und das ist für die meisten Durchschnittsquaker eine Einmal-im-Leben-Gelegenheit.

Die Freiheits-Trychler beispielsweise setzen sich mit Herz und Hand für unsere verfassungsmässigen Rechte ein, angeblich (Website-Text). MvH hat zuvor noch nie von dieser durch engagierte Urschweizer gegründeten Gruppe gehört (und sie auch nicht vermisst). Plötz-

lich aber nehmen Journalisten sie ernst oder geben sie jedenfalls wieder –«als vom Bahnhof her der fast dionysische Klang der Treichler anscholl», NZZ –, plötzlich trägt Bundesrat Ueli Maurer ihr (stilmässig *abverheites*) T-Shirt oder kommt ihr Name in der Überschrift eines 16 000-Zeichen-Interviews mit Christoph Blocher (NZZ, *encore une fois*), vor ... Oder Nicolas Rimoldi, ein ehemaliger unbekannter Jungfreisinniger, und sein Verein «Mass-voll!» – anderer (gestalterisch leicht besserer) Schlauch, gleich mieser Wein.

Zwei kleine Stiche in die Oberarme – und vorbei wär's mit ihren fünfzehn Minuten Ruhm.



UNTEN DURCH Links, auf der guten Seite

Linus Reichlin

Ich muss diese Kolumne sehr schnell schreiben, denn die Frau, die ich vorhin in einer Bar kennengelernt habe, ist schon im Bad, und ich muss die Kolumne morgen früh abgeben. Ich habe eigentlich bereits nachmittags mit der Kolumne angefangen, aber wenn ich nüchtern bin, schreibe ich wie andere, wenn sie besoffen sind, also miserabel. Deshalb löschte ich um neun Uhr alles, was ich bisher geschrieben hatte, und dachte: «Jetzt sauf dir endlich in der Bar unten einen an, sonst wird das nichts!»

Ich trinke nicht gern zu Hause, denn wenn ich das tue, muss ich am nächsten Morgen die leeren Flaschen wegbringen. Das heisst, ich muss dann im Coop die Flaschen ins Loch des Getränkerückgabeautomaten stecken, und dabei komme ich mir immer vor wie ein Astronaut auf der Bordtoilette einer Raumstation. Ein solcher Astronaut muss seine Notdurft in ein winziges Loch verrichten, das unter Unterdruck steht, aber wenn er danebentrifft, schwebt in

der Schwerelosigkeit die eigene Scheisse vor seinen Augen in Richtung Cockpit. Dann muss er sich an den Haltestangen mühsam zu dem davonschwebenden Kegel hangeln, bevor dieser im Kragen der russischen Bordingenieurin verschwindet. Und wenn der Astronaut endlich in Griffweite seines Kegels ist, darf er nicht zu kräftig zudrücken, sonst teilt sich der Kegel in 150 kleine Kegelstücke, die in alle Richtungen des Universums davonschweben. Da das Universum isotrop ist, also aus allen Richtungen gesehen gleich aussieht, würde jeder Ausserirdische, egal, in welcher Galaxie er sich befindet, die auseinanderdriftenden Kegelstücke mathematisch gleich beschreiben, nämlich als eine Art Urknall.

Was ich damit nur sagen will, ist, dass diese Getränke-rückgabeautomaten ein trostloser Ort sind, an dem man etwas zuvor wunderbar Volles nun leer zurückgibt, so, wie die Wellen eines Sees einen toten Fisch ans Ufer spülen. Oder so, wie man eine Zigarette in einer leeren Kaviardose ausdrückt et cetera. Es ist mir völlig egal, welche Metapher für Trostlosigkeit ich hier verwende, Hauptsache, es ist wieder eine Textzeile voll, denn die Frau ruft schon nach mir: «Ich bi-hin fe-her-tig!» – «Ko-homme gleich!», rufe ich aus dem Bürozimmer zurück und denke, dass diese Art des Rufens, bei dem man Silben verdoppelt, in einem Gefängnis für Schwerverbrecher undenkbar ist. Schwerverbrecher rufen einfach nicht auf so bescheuerte Weise, mit Ausnahme vielleicht der Psychopathen unter ihnen. Psychopathen sind Leute, die ihre Unterhose in den Getränke-rückgabeautomaten stecken und dann durchs Loch hindurch filmen, wie die Unterhose auf dem Förderband bis in die Mitte des Automaten gleitet, wo sie einen Alarmton auslöst und eine rote Warnanzeige auf dem Display: «Ungültiges Gebinde!»

Jedenfalls lernte ich also diese Frau kennen, die jetzt vermutlich schon in meinem Bett liegt und herauszufinden versucht, welche Matratzenseite die bessere ist, und auf dieser Seite wird sie dann die Nacht verbringen. Denn ich glaube kaum, dass sie nach dem Sex nach Hause fährt, ihr dritter Satz in der Bar war ja: «Denk nicht, dass ich so eine bin, ich suche einen Mann fürs Leben.» Nun könnte man sich fragen, warum sie nicht bereits einen gefunden hat, sie ist schliesslich nicht mehr die Jüngste. «Du? Hallo?», ruft sie, und ich rufe: «Ja-ha, glei-heich!

Muss noch zehn Zeilen schrei-heiben!» Nein, das rufe ich natürlich nicht, denn als sie mich in der Bar nach meinem Beruf gefragt hat, sagte ich, ich sei Arzt. Das kommt bei den Frauen erfahrungsgemäss am besten an. Bevor sie merkt, dass ich von Körpern, vor allem von weiblichen, keine Ahnung habe, ist die Affäre sowieso vorbei.

So, damit dürfte das Zeilenmass voll sein! Geschafft! Ich glaube, ich schmeisse die Frau jetzt raus und gehe schlafen, links, auf der guten Seite.



FAST VERLIEBT

Liebe hat Zeit

Claudia Schumacher

Meine frisch getrennte Freundin liess am Telefon zwischen zwei Schluchzern wieder diesen Satz fallen, den ich in letzter Zeit so oft gehört habe, dass ich mir kaum noch eine spitze Bemerkung verkneifen kann: Typen wie ihr Ex würden nun mal nicht auf Bäumen wachsen. Dabei muss man sagen: *man-bun*, schlecht bezahltes Praktikum mit über dreissig Jahren, kein erkennbarer Witz, Charme oder Eigensinn – Typen wie ihr Ex wachsen definitiv auf jedem Grossstadtbaum. Habe ich erwähnt, dass er per Sprachnachricht mit ihr Schluss gemacht hat? Ich bin ja froh, dass der weg ist, aber eine schwere Form von Torschlusspanik hindert meine Freundin daran, das auch so zu sehen.

Sie ist Anfang dreissig und war viele Jahre in dieser Beziehung, in der es von Anfang an nicht passte. Doch sie klammerte sich daran, als wäre er die letzte Cola in der Wüste. Vor lauter Angst, sich nicht rechtzeitig fest zu binden, ging sie mit so viel Befangenheit an die Partnerwahl, dass sie nun tatsächlich Zeit verloren hat. Jahre, in denen sie entspannt den Richtigen

hätte suchen können, anstatt am Falschen zu kleben. Wie ironisch unser Gefühl für Zeit ist, lässt sich ja an jeder zweiten Supermarktkasse beobachten: Je jünger der Mensch ist, der in der Schlange steht, desto quengelig wartet er. Aber wer hat alle Zeit der Welt und sucht ganz entspannt das passende Kleingeld? Die achtzigjährige Dame. Ausgerechnet die. Dabei sind es doch die Jungen, die alle Zeit der Welt haben – heute mehr denn je. Prognosen zufolge sollen die meisten der nach 2000 Geborenen eine Lebenserwartung von hundert Jahren haben. Wir werden immer älter und sehen dabei jünger aus.

In meinem Freundeskreis bekommen viele Frauen mit Ende dreissig und Anfang vierzig erst ihre Kinder – problemlos, kerngesund und vollkommen natürlich. Tatsächlich zeigen neuere Untersuchungen, dass sich das Fruchtbarkeitsfenster in den Industrienationen nach hinten verschiebt. Mittlerweile rate ich jüngeren Freundinnen, keinen Mann zu heiraten, der jünger ist als vierzig. Alles davor steckt praktisch noch in der Pubertät.

Warum sollte man das auch wollen, heiraten mit 25? Damit man dann 75 Jahre lang dieselbe Ehe führen kann? Ich persönlich finde die Vorstellung weniger sexy, aber sicher gibt es Beispiele, bei denen das wunderbar klappt – nur nicht in meinem Umfeld. Zwei meiner Freundinnen haben Mitte zwanzig geheiratet und kannten sich damals beide selbst noch nicht gut. Die eine Jungverheiratete öffnete ihre Ehe bereits nach drei Jahren für andere Sexualpartner, was ihr seither mehr Probleme als Orgasmen beschert. Die andere steht kurz vor der Scheidung.

Die Ewigkeit dauert verdammt lange, wenn man so alt wird wie wir – und das ist kein Grund zur Eile.



Wärmekammer der Erinnerung

Vielleicht, das mag sein, kommt man nie ganz an bei sich selbst.



Sind wir bloss noch Zuschauer?

Noch einmal möchte ich über meinen Freund, den Olivenbaum, schreiben. Ich habe ihn beerdigt diesen Sommer, zurückgebracht in die Erde seiner Heimat. Vergessen habe ich ihn nicht, was wohl daran liegt, dass das Verabschieden lange braucht, bis aus ihm immer mehr ein schmerzloses Vergessen wird. Meist denke ich an ihn, wenn ich auf meinem Balkon sitze im untergehenden Licht des Sommers, auf diese Fichte vor mir schaue und dahinter auf den Lindenbaum und nichts passiert, auf keiner Wellenlänge.

Ich erfahre wieder, was die Lyrikerin Hilde Domin meinte mit den «verlierbaren Lebenden» und den «unverlierbaren Toten», die «dir das Brot brechen und den Wein reichen – und du ihre Stimmen wieder hörst ganz nahe an deinem Herzen». Kommt hinzu, dass seit ein paar Tagen ein neuer unverlierbarer Toter in meinem Leben lebt, Lothar, dessen Herz einfach aufhörte, zu schlagen, von einer auf die andere Sekunde, im Frühling wäre er sechzig geworden, und ich hadere mit dem Unsinn des Seins in dessen Wahllosigkeit des Abberufens.

Die grösste Reise von allen

Lothar war Gärtner und Eiskünstler, schuf im Sommer lauter kleine Paradiesgärten und im Winter Skulpturen, die prachtvoll glitzerten in der Sonne und dann wegschmolzen und für viel länger, als der Winter und ein Tod dauern, in der Wärmekammer der Erinnerung weiterlebten. Erst jetzt wird mir klar, dass Lothar

war wie ein Olivenbaum: tief verwurzelt in der Erde, die ihn nährte, die Blätter seines Seins ein Immergrün, seine Seele eine alte, fast eine unsterbliche, und er verschenkte seine Früchte.

Bald wird er beerdigt, in einem Bestattungswald, «Lichtung der Ruhe» nennt sich der Friedhof, die Asche wird einen halben Meter tief an den Wurzeln eines Baumstumpfs dem Erdreich übergeben, jenem Boden, der uns trägt ein Leben lang, uns auf ihm tanzen lässt und straucheln und hinfallen. In Lothar steckte, wie in einem Olivenbaum, die ganze Geschichte der Welt. Vor 400 Millionen Jahren gebar die Evolution die ersten Bäume, es war ein langer Stamm mit einer fächerartigen Krone, vor sieben Millionen Jahren kam der Mensch hinzu, stieg hinab von den Bäumen und begann, sich die Erde untertan zu machen. Die Schöpfung ist die fantastischste Geschichte der Welt, die grösste Reise von allen; all das Leben, das stets stärker war als das Sterben, all die Zuversicht, die darin steckt, die Kraft, die Schönheit, die Ungewissheit.

Und wir stecken mittendrin in diesem Epos, wir sind Hauptdarsteller und Statisten gleichermaßen, aber immer mehr neigen wir dazu, bloss noch Zuschauer zu sein. Wir betrachten die Bilder des Lebens inzwischen viel mehr auf irgendwelchen, unseren Bildschirmen, als dass wir versuchen, unsere eigenen Bilder zu leben. Es scheint, dass wir gerade mehr in den Feldern des Verwelkens wandeln als in jenen des Blühens. Wir ziehen uns vom

Leben zurück, aus Angst und aus Vorsicht, es verlieren zu können, wenn wir es zu üppig gestalteteten; ein pathologischer Komplex.

Eigene Zeit

Ich rede nicht von nächtelangen Gelagen und Partys und zwei Flaschen Rotwein pro Tag und Stammkundschaft in Bordellen. Ich rede von jener Haltung gegenüber dem Leben, die Charles M. Schulz in einem seiner Peanuts-Comics gezeichnet hat. Lucie und Charlie sitzen draussen im Grünen, beide haben ein Glace in der Hand. Lucy fragt, was Leben sei. Leben, antwortet Charlie, sei wie dieses Eis. Man könne ihm zuschauen, wie es wegschmilzt. Oder man könne es essen.

Das möchte ich sagen: Verwurzeln wir uns im Leben wie ein Olivenbaum in der Erde, schaffen wir uns unsere eigene Zeit und auch Zeitlosigkeit, werden wir zu Gärtnern unseres Daseins, säen wir und ernten und wässern die Seelenfelder, schneiden Überflüssiges weg und versuchen, das existenzielle Unkraut nicht alles überwuchern zu lassen.

Es ist nicht gut, wenn das eigene Leben ein lebenslanger und unerreichbarer Sehnsuchtsort bleibt. Vielleicht, das mag sein, kommt man nie ganz an bei sich selbst, wenigstens zu Lebzeiten, aber man sollte es trotzdem versuchen. Das Sterben kommt sowieso irgendwann. Aber bis dann sollte man leben, nicht als ob es kein Sterben gibt, sondern als ob es keine Rolle spielt, wann es anklopft und sein Recht auf Dasein einfordert.

«Wie Marionetten»

Marco Imbimbo, 24, heisst als Rapper «Maestro». Mit seinen Texten kritisiert er das Corona-Regime.

Die meisten Schweizer Rapper sind links. Ihre Texte handeln von politisch korrektem Zeug: pro Impfung, Klima, Gender, «Black Lives Matter». Das ist nicht real, Rap sollte echte Probleme zur Sprache bringen. Es kann ja nicht sein, dass wir uns so etwas Weltfremdes wie Masken aufzwingen lassen ohne wissenschaftliche Grundlage. Oder dass Jugendliche, die nicht zur Risikogruppe gehören, sich impfen lassen müssen. Wo leben wir eigentlich?

Meine Texte handeln von diesem Machtmissbrauch, ich misstrau dem Staat. Als Künstler nenne ich mich «Maestro», der Meister. Meine Musik verkörpert eine kritische Lebenshaltung, meine *rhymes* schmettern wie eine Ansage. So bringe ich meine Kritik am Corona-Regime hart auf den Punkt. Leider bin ich der Einzige im Business, der diese Haltung vertritt. Der Rest verhält sich wie Marionetten. Ich weiss nicht, ob sie sich für die Missstände nicht interessieren oder alles mit sich machen lassen.

«Wer ausschert, fällt durch»

Aufgewachsen in Kloten, spielte ich mit sieben Keyboard, mit vierzehn Klavier. Etwas davor begann ich zu rappen. Eko Fresh, ein deutsch-türkischer Rapper, inspirierte mich. Heute fasziniert mich kein Hip-Hop-Künstler mehr ausser Kollegah, weil er sagt, was er denkt. Seine Deutsch-Rap-Silbenkunst ist irr, die Worte sitzen präzise auf jedem Ton. Mich ehrt es, dass mein Style mit seinem verglichen wird.

Nach der Schule lernte ich Fitnessinstructor, mit Fachausweis. Vor kurzem schloss ich meine KV-Lehre in der Immobilienbranche ab. Seit das Coronavirus ausbrach, konzentriere ich mich auf die Musik. Als ich realisierte, wie oft gelogen wird, musste ich mich einbringen. Ich fühle mich von den Mächtigen verarscht. Wenn Politiker und Wissenschaftler reden, stimmt bei weitem nicht alles. Nur leider können sie fast alles mit uns machen.

Meine Hauptquelle ist DuckDuckGo, die alternative Suchmaschine zu Google. Ergebnisse werden dort ohne Werbung unverfälscht aufgelistet. Das heisst, wer nach «Impfung Tote» sucht, weiss, dass es möglich sein kann, an der Impfung zu sterben. Bei Google erscheint mehrheitlich, dass es ein Mythos sei. Bis zum Ausbruch der Pandemie stand ich mit vielen Schweizer Rappern in Kontakt, ich hatte es gut mit ihnen. Dann begann aber deren Schweigen, die heuchlerische Solidarität, die

Mainstream-Scheisse. Weil ich musikalisch dagegenhielt, distanzierten sich die meisten von mir. Damit kann ich leben. Unnötig finde ich, dass mir das Schweizer Radio und Fernsehen keine Plattform mehr gewährt. Während ich vor meinen Äusserungen noch öfter zu Gast war und für meine Rap-Skills gelobt wurde, bleibt meine Musik heute unberücksichtigt. Ich merkte am eigenen Leib, wie sie nur diejenigen unterstützen, die politisch korrekt sind. Wer ausschert, fällt durch.



«Auf den Punkt»: Musiker Maestro.

Daher glaube ich, als Künstler kommt man leichter durchs mediale Leben, wenn man links ist. Nur kriegen diejenigen dann die Quittung von den echten Rap-Fans: Wer nur vom Klimawandel und solchem Bullshit rappt, wird irgendwann nicht mehr ernst genommen. Mir ist es daher wichtig, nicht mein Gesicht zu verlieren und zu mir zu stehen. Dass ich, wenn ich deren Spiel mitspielte, in den Charts mitmischen könnte, zeigte mein erstes Album, es erreichte auf Anhieb Platz 24.

Aber weil ich heute Bundesrat Bersets Propaganda kritisiere, trage ich einen Maulkorb. Um mich bei diesem Wahnsinn auf andere Gedanken zu bringen, hilft mir mein Hund Mufasa. Mit ihm und meiner Familie habe ich alles, um trotz der ausserordentlichen Lage glücklich zu sein.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Wortspiele

Moderator: Willkommen zum Finale unseres Wortspielwettbewerbs. In der letzten Runde geht es um Redewendungen. Frau Müller, was haben Sie gedichtet?

Müller: «Mit einem Kamel macht man keine Gletschertour.»

Moderator: Damit ist die Latte sehr hoch gelegt. Kann Herr Meier mithalten?

Meier: «Glaube keinem, der mit dem Metzgermesser in der Hand behauptet, bloss eine Kuh melken zu wollen.»

Moderator: Sehr gut. Und Frau Gerber?

Gerber: «Viele Bienen hat Philipp auf den Philippinen.»

Moderator: Aha. Herr Keller?

Keller: Ich dachte, wir müssten Anagramme erstellen, und habe aus «Landrover» das Anagramm «darn lover» geformt.

Moderator: Und was heisst das?

Keller: «Darn lover» heisst «Reparaturliebhaber».

Moderator: Na gut. Und worauf ist Frau Stuber gekommen?

Stuber: Ich dachte ebenfalls, wir müssten Anagramme bilden, und habe aus «Parlamentarier» «Parlament-Arier» gemacht.

Moderator: Das ist ja nicht einmal ein Anagramm. Und falls Sie damit andeuten wollen, dass wir von irregeleiteten Genetikern regiert würden, mache ich Sie darauf aufmerksam, dass wir in einer Demokratie leben.

Stuber: Deshalb habe ich auch das Wort «Proletarier» umgeformt in «Prolet-Arier».

Moderator: Äh, nun ja. Die Jury signalisiert mir, dass sie entschieden hat. Gewonnen hat die Redewendung «Mit einem Kamel macht man keine Gletschertour»! Frau Müller, Sie gewinnen eine Quarantänekreuzfahrt in der Karibik für positive Risikopatienten. Im Preis inbegriffen sind sämtliche Landausflüge sowie alle Impfungen, die Sie für solche benötigen. Gestiftet wird der Preis von der Reederei Pfizer & Moderna.

Andreas Thiel

Fast Food in Paris

Le Papillon, 129 Rue Mouffetard,
75005 Paris; +33 1 43 31 66 50

La Crêperie de Josselin, Rue du Montparnasse,
75014 Paris; +33 1 43 20 93 50.

Kürzlich hatte ich in Paris zu tun, der Anlass war eher unerfreulich, und die zeitlichen Umstände limitierten die Möglichkeiten, klassisch, gut und französisch essen zu gehen. Stattdessen verlegte ich mich auf eine schnelle, einfache Küche unterschiedlicher Art, was durchaus seinen Reiz hat.

An der berühmten Rue Mouffetard, wo sich Bar an Beiz reiht, entdeckte ich ein kleines Restaurant, das gemäss eigenen Angaben «Japan Street Food» anbietet. Es gab «Nasu Bi», mit in Kombu-Algen und Dashi marinierte Aubergine, «Kara age», die japanische Variante der Chicken-Nuggets, und eine «Don»-Schale



mit Sushi-Reis, leicht gegartem Lachsfilet und Algen. Die Anziehungskraft der japanischen Kochkultur liegt bei dieser Art von relativ einfachen Gerichten in der Kombination aus faszinierendem Breitbandgeschmack und einer relativen Leichtigkeit, die sie vom Durchschnitt der schnellen Küchen abhebt.

Besseren Fast Food zu bekommen, ist jedenfalls gar nicht so einfach. Bei nächster Gelegenheit wechselte ich gewissermassen auf eine französische Variante. «La Crêperie de

Josselin» im 6. Arrondissement ist dafür eine empfehlenswerte Adresse. Im traditionsreichen Lokal vom Charme eines schönen englischen Pubs mit reichlich glänzend poliertem Täfer und einem dynamischen jungen Serviceteam hat man sich auf die bretonische Variante des Pfannkuchens spezialisiert.

Die Crêpes werden klassischerweise aus feinem Buchweizenmehl mit reichlich Butter gebacken und erhalten dadurch eine wunderbare, fast netzartige und leicht poröse Struktur, sind stellenweise leicht knusprig und werden etwa mit Spinat, Speck oder Käse gefüllt. Dazu trinkt man am besten Cidre aus Porzellanbechern, den es offen oder flaschenweise – natürlich mit Champagnerkorken – gibt. Das ist ein schnelles Essen mit einer gewissen Opulenz, aber sehr erfüllend, finde ich.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Ottenberg schäumt

Schlossgut Bachtobel: MX (Mousseux) 13 %.
Fr. 38.–. www.bachtobel.ch

«Was tun?», mag sich mit dem Titel von Lenins berühmter Schrift mancher fragen, der, sozusagen ins kalte Wasser geworfen, von einem Moment zum andern ein grosses Erbe anzutreten hat. Johannes Meier war in dieser Lage, als sein Onkel Hans-Ulrich Kesselring, Herr auf dem herrschaftlichen Weingut «Bachtobel» am thurgauischen Ottenberg bei Weinfelden, am 6. September 2008 zur Bestürzung all seiner Bewunderer seinem Leben ein Ende setzte. Selbst ohne Nachkommen, hatte er den Sohn seiner Schwester zu seinem Nachfolger bestimmt.

Ein hochgebildeter *agricola doctus* ganz im Sinne des 18. Jahrhunderts (auf die Verwandtschaft seiner Familie mit Salomon Gessner war er immer sehr stolz) –, ein geradezu unzeitgemäss umfassend kultivierter Mann und ein besessen akribisch naturwissenschaftlich versierter Winzer, führte Kesselring sein Weingut zu geradezu mythischem Glanz. Namentlich mit seinen Pinots noirs wurde er zu einer Leit-



figur des Ostschweizer Rebbaus. Was tun?, musste sich also sein Neffe und Nachfolger fragen. Mit vollem Risiko einen Bruch wagen oder unter Aufgebot einiger Demut den steinigeren Weg der Kontinuität einschlagen? Meier wählte Letzteres. In achter Generation übernahm er Kesselrings engste Mitarbeiter; den Rebbauern Fazli Lolluni, als Önologin Kesselrings Praktikantin Ines Rebentrost (kein Pseudonym); neu kam dazu der Winzer Philipp Gfeller.

Auch das Erscheinungsbild der Weine behielt er bei, die drei Pinots mit aufsteigender Nummerierung 1 bis 3 (in Ziffern wie auf Munitionskisten). Erst nach einer Karenz von ein paar Jahren fügte er einen Super-Cru an, eine Nummer 4 aus alten Reben und Burgunderklonen (was bei allem Respekt

nichts daran änderte, dass mein Favorit die Nummer 2 aus dem 800-Liter-Holzfass blieb und bleibt). Die Pinots machen weiterhin das Zentrum von Bachtobel aus. Daneben aber führt Meier Kesselrings vielfältige Versuche mit Weissweinen fort (von Müller-Thurgau bis Sauvignon und Pinot gris).

Nun präsentiert er in einem taktvollen Emanzipationsversuch vom Onkel einen Wein, an den dieser wohl kaum gedacht hätte: einen Schaumwein, den «MX» (für «Mousseux»). Mit, wie ich meine, vollem Erfolg. Ein Extra Brut von stringenter Bauart («méthode champenoise»). Sozusagen ein Bauhaus-Champagner mit diskret eleganter Aromatik (Zitronen, grüne Äpfel, Zitrus), feiner Perlage. Jedenfalls ein Schaum-Wein mit Betonung auf Zweiterem, mit Vergnügen schmeckt man, woraus er gemacht ist, vor allem die zwei Drittel Pinot noir (das Letzte stellt der Chardonnay).

Une réussite, wie ich als Schaumweinfanase meine. Und wie mir die ungleich kompetentere Restlebensgefährtin bestätigt.

Höhere Ingenieurskunst

Der Bentley GTC Speed ist eine selten gewordene Art und eine wunderbare Möglichkeit, zu reisen.



Schon mit Einführung der Continental-Baureihe 2003 in Genf sind diese Bentleys der neuesten Zeit zur Ikone geworden. Zum einen wegen der zeitlosen Form, die Kraft und Eleganz ausstrahlt, und zum anderen wegen des aussergewöhnlichen Aggregats. Der im Volkswagen-Konzern entwickelte W12 ist eine Ausnahmerecheinung in der Geschichte des Motorenbaus, da er – um das kurz zu erklären – nicht nach der klassischen Lehre für diese Bauart konstruiert wurde, sondern im Prinzip aus zwei ineinanderverschränkten Sechszylinderbänken besteht, die zusätzlich von je einem Twin-Scroll-Turbolader aufgeladen werden.

Zwölfzylinder sind grundsätzlich nur noch schwer zu bekommen, bei manchen Bentley-Modellen werden sie in Europa gar nicht mehr angeboten; dass es sie im GT Speed doch noch gibt, ist Grund für grosse Freude bei den Freunden höherer Ingenieurskunst.

Das Ergebnis ist Kraft in ihrer schönsten und mühelosesten Form. Die Art, wie der W12 beispielsweise im neuen Bentley Continental GT Speed das ziemlich schwere Auto aus dem Stand in rauschende Bewegung versetzt, ist unvergleichlich. Wie ein *speed boat*, das die Nase aus den Wellen hebt und Fahrt aufnimmt, donnert der Bentley dem Horizont entgegen, und wo andernorts bei 250 km/h Schluss ist, geht es beim Speed mit der gleichen unwiderstehlichen Mühelosigkeit weiter – bis weit über 300 km/h, falls es die Strasse und die geltenden Gesetze zulassen.

Auch bei sehr hohen Geschwindigkeiten liegt der mächtige Gran Turismo, den ich in

der Cabrio-Variante fahren kann, mit scheinbar unerschütterlicher Zuverlässigkeit auf der Strasse; etwas Unruhe kommt bloss auf, wenn die Carbon-Keramik-Bremsscheiben mit den mächtigen Bremszangen das stolze Auto bei hohen Geschwindigkeiten wieder entschleunigen sollen. 2865 Kilogramm sind dann halt schon viel Masse in Bewegung, und die Grenzen der Physik sind nun mal naturgesetzlich vorgegeben.

Masse ist in diesem Fall auch ein Stück weit Status, denn zum Selbstverständnis von Bentley gehört es, dass der Grad an Individualisierungsmöglichkeiten und die handwerkliche Qualität des Innenraums auf einem Niveau angeboten werden, das so einzigartig ist wie eben der Motor, der das britische Statussymbol antreibt. Viel edles Metall, viel Chrom und noch mehr Leder umgeben die Insassen des GT Speed. Der Armaturenräger beispielsweise ist von Lederbahnen in zwei unterschiedlichen Farben eingefasst, die Innenseiten der Türen sind mit ledernen gesteppten Rauten ausgekleidet, das ist ein Grad von handwerklicher Fertigkeit und Sorgfalt, wie er im Automobilbau nur sehr selten zu sehen ist.

Bentley Continental GT Speed Cabrio

Motor/Antrieb: W12-Turbobenziner, Allradantrieb, 8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe; Hubraum: 5950 ccm; Leistung: 659 PS (485 kW); max. Drehmoment: 900 Nm/1500–5000 U/min; Verbrauch (WLTP): 13,8/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 335 km/h; Preis: Fr. 313 610.– (Grundpreis), Fr. 382 000.– (Testwagen)



OBJEKT DER WOCHE Für Kriegshelden und Geheimagenten

Omega Seamaster
«Diver 300M 007 Edition»
Für Fr. 9200.– erhältlich

James Bond ist der einzige Geheimagent ohne Geheimnisse. Seine Herkunft und seine Vorlieben sind weltumspannend bis ins letzte Detail bekannt. Das hat auch mit der für seinen Beruf überraschenden Extravaganz zu tun: Stil kommt bei 007 vor Sicherheit. An seinem Handgelenk glänzt zum Beispiel eine Omega Seamaster. Immerhin könnte er damit notfalls 300 Meter in die Tiefe tauchen.

Früher trug er auch mal Rolex, seit geraumer Zeit bevorzugt Bond aber Omega. Das tut auch Daniel Craig wieder im neusten Film, «No Time to Die», der jetzt im Kino läuft. Der Legende nach hat das einen bestimmten Grund: Als Pierce Brosnan 1995 für seinen ersten 007-Auftritt in «Golden Eye» ausgestattet wurde, soll Kostümdesignerin Lindy Hemming die Omega Seamaster vorgeschlagen haben. Sie erinnerte sich, dass die Navy-Freunde ihres Vaters eine solche Uhr trugen. Dies wiederum passte bestens ins Bond-Universum. Hatte der Erfinder des Geheimagenten, Ian Fleming, seinen Romanhelden doch als ehemaligen Commander der Royal Navy beschrieben.

Die Kriegsmarine und das britische Verteidigungsministerium generell wurden schon im Ersten Weltkrieg unter anderem mit den Schweizer Uhren ausgerüstet. Der berühmteste Träger einer Omega im echten Leben? Natürlich «Lawrence of Arabia», T. E. Lawrence.

Benjamin Bögli

Nach dem Sprint unter die Gelddusche

Kluges Design markiert den Verwendungszweck von Alltagsgegenständen. Das ist der Grund, warum die meisten Menschen, wenn die Rolltreppe nicht funktioniert, die Treppe nebenan nehmen. Die Schweiz begleitet eine grosse Tradition von Produktdesign. Das Unternehmen On hat für seine Schuhe eine eigensinnige Designsprache gefunden, die zu gelenkschonender Aktivität auffordert. Durch die enge Positionierung als Schuh für Hardcore-Läufer ist das gelungen, was ebenfalls typisch schweizerisch ist: die Eroberung des Mainstreams. Der Schweizer hat eben einen Hang zu Profi-Material. Man denke nur an die (teuren) Jacken von Mammut in Bergsteiger-Ausführung, die einem selbst in Tokio begegnen und ziemlich zuverlässig auf die helvetische Herkunft ihrer Träger hinweisen. Ob On der Sprung in die Masse ausserhalb des Heimmarkts gelingt, wird sich zeigen: Das Unternehmen wurde durch seinen Lauf an die New Yorker Börse mit einer üppigen Gelddusche versorgt, welche die globale Expansion finanzieren soll.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Grosse Tradition von Produktdesign.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Dass Wasser aus dem Wasserhahn kein homogenes Gut ist, wird spätestens klar, wenn man reist – Schweizer Wasser schmeckt ganz anders als Wasser in Amerika oder Deutschland zum Beispiel. Wo aber finde ich das beste Wasser innerhalb der Schweiz? Wissen Sie das?
V.S., Ostermundigen

Sie haben recht, Wasser ist kein homogenes Gut. Die ganz genaue chemische und gesundheitshygienische Zusammensetzung ist verschieden. Grundsätzlich sage ich, in der Schweiz haben wir im ganzen Land fast ausnahmslos ein sehr gutes Trinkwasser.

Wo es das beste Wasser innerhalb der Schweiz gibt, weiss ich nicht, denn dann müsste ich ja alle Wasser ausprobiert haben. Beim Wasser in meiner Wohn-



gemeinde handelt es sich um ein sehr gutes Quellwasser, das wunderbar schmeckt. Während langer Trockenperioden muss manchmal auf aufbereitetes Seewasser ausgewichen werden. Auch bei diesem handelt es sich um sehr gutes Trinkwasser. Ganz empfindliche Leute sagen, es sei etwas weniger schmackhaft. Vielleicht. Aber gutes Trinkwasser.

In vielen anderen Ländern hat man nicht so viel Quellwasser wie wir hier in der Schweiz, weil es aus topografischen Gründen gar nicht

so viele Quellen gibt. Das ist dann irgendwie aufbereitetes Wasser und hat dementsprechend auch einen eigenartigen Geschmack durch die Aufbereitungsmittel. Trinken kann man es trotzdem, aber es schmeckt dann deutlich schlechter. Wer mit dem Wasser aus dem Wasserhahn nicht ganz zufrieden ist, dem bleibt immer noch Mineralwasser mit oder ohne Kohlensäure, das man kaufen kann. Die Wasserversorgung mit frischem Wasser ist ein Wunder, in erster Linie der Natur.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Christian Jott Jenny

Mit der Stimmgewalt eines Opernsängers regiert er St. Moritz. Christian Jott Jenny ist der ungewöhnlichste Politiker der Schweiz. Wir trafen ihn in Zürich.

Er legt seinen Strohhut ab, rückt die rote Sonnenbrille zurecht und blickt auf die Stadt Zürich hinunter: «Die Aussicht und der See sind wunderbar – fast so schön wie in St. Moritz.» Christian Jott Jenny sitzt auf der Terrasse des Restaurants «Sonnenberg». Als Pendler zwischen den Welten verbringt der Universalkünstler und Gemeindepräsident von St. Moritz das Wochenende in seiner Zürcher Heimat. Am Nebentisch hat zufälligerweise Sepp Blatter Platz genommen. Jenny findet sofort den Draht zum früheren Fifa-Chef – mit einer Zeile aus seinem Musical «Trittligass»: «Mir händ kän Mani Matter, defür d Fifa dank em Blatter.» Das Lachen der beiden ist fast bis zum Klusplatz zu hören.

Seit rund zweieinhalb Jahren ist Jenny – aufgewachsen und sozialisiert im Zürcher Aussenquartier Witikon – Gemeindepräsident von St. Moritz. Ausgangspunkt für dieses Amt war nicht eine politische Ochsentour, sondern seine Position als Gründer und künstlerischer Leiter des «Festival da Jazz» in St. Moritz: «Meine Partei sind wohl das Festival, die progressiven Macherinnen und Macher sowie der Tourismus», sagt er und nimmt einen Schluck Mineralwasser. Jenny bestellt einen gemischten Salat und Fisch – und dann beantwortet er die Gretchenfrage.

Unabhängigkeit und Liberalismus

Wie kommt der ausgebildete Tenor und Schauspieler, ein Freigeist und Mann der Kreativität und des Humors dazu, ein knochentrockenes politisches Amt zu übernehmen? Jenny zögert keinen Moment: «Weil normalerweise alle meckern und niemand etwas macht. 99 Prozent der Menschen haben eine Idee – aber nur ein Prozent setzt sie um.» Jenny liess den Worten Taten folgen. Von seinem Wahlerfolg ist er aber auch nach dreissig Monaten noch immer überrascht: «Ich glaube, das war nur durch die Symbiose und Abhängigkeit zwischen dem Engadin und Zürich mög-

lich», sagt er und blickt fragend zu Sepp Blatter hinüber: «Würde man in Zermatt auch einen Zürcher wählen?» «Eher nicht», meint Blatter, «das Oberwallis ist politisch gelb und schwarz. Daran führt kein Weg vorbei.»

Darüber kann Jenny schmunzeln. Avancen von Parteien wies er bisher ab. Hätte er sich auf eine Partei festlegen müssen, wäre es am ehesten der Landesring der Unabhängigen ge-



«Learning by Doing»: Multitalent Jenny.

wesen, der von Migrosgründer Gottlieb Duttweiler initiiert worden war und Unabhängigkeit sowie Liberalismus als zentrale Themen besetzte, den es aber seit 1999 nicht mehr gibt.

Jenny denkt, dass seine Wahl auch mit der Geografie zu tun habe: «Die Menschen im Engadin sind durch die Grosszügigkeit und Offenheit des Tals geprägt. Sie haben einen weiten Horizont.» Die Arbeit als Gemeindepolitiker dagegen spiele sich oft im Kleinkarierten und Kleingedruckten

ab. Kernthemen sind Abfall, Abwasser, Soziales, Baugesuche – und der Friedhof.

Der Vorwurf, als Quereinsteiger sei er administrativ nicht immer auf der Höhe, weist er von sich: «Auf der Gemeinde arbeiten 220 Personen, die sich darum kümmern. Allein in meinem Stab werde ich von zwölf Chefbeamten und hervorragenden Fachkräften unterstützt.» Zudem sagt er: «Den Job des Gemeindepräsidenten kann man nicht in der Schule lernen. Es ist Learning by Doing.»

«Spektakulärste Open-Air-Bühne»

Er sehe sich selbst weniger als politische Instanz denn als Botschafter und Aushängeschild: «Früher wusste man ausserhalb von St. Moritz kaum, wie der Gemeindepräsident heisst. Bekannt waren vor allem die Tourismusdirektoren. Mit mir hat sich das wohl etwas geändert.» Der politische Alltag sei oft mit Knochenarbeit und Detailpflege verbunden, sagt Jenny: «Wenn du wüsstest, was auf dich zukommt, würdest du vielleicht nicht kandidieren.» Gleichzeitig gerät er über seinen Arbeitsort ins Schwärmen: «St. Moritz mit seinen grandiosen Bergen, dem wunderbaren See und den traditionsreichen Hotels ist die spektakulärste Open-Air-Bühne der Welt. Und ich darf hier Intendant sein.»

Jenny selber bespielt diese Bühne immer wieder mit speziellen Aktionen – so etwa an der diesjährigen 1.-August-Feier, als er alt Bundeskanzler Gerhard Schröder und den «doppelten Blocher» präsentierte: das Original Christoph aus Herrliberg – und dessen Imitator Walter Andreas Müller. Er freue sich sehr über die Komplimente für diesen Anlass, sagt Jenny.

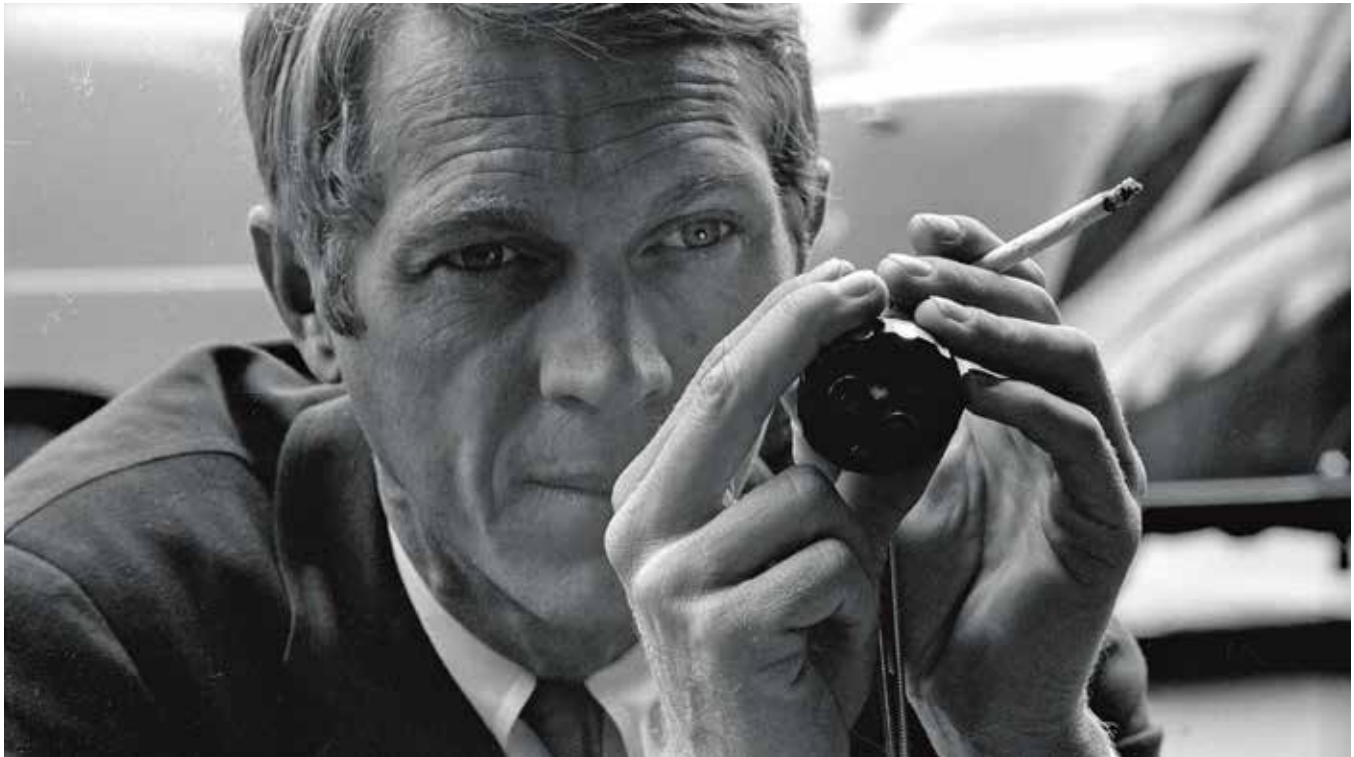
Ob er erneut kandidiert, lässt er offen: «Für eine solche Entscheidung ist es noch zu früh. Alles im Leben sollte Spass machen.» Am Nebentisch lächelt Blatter. Er weiss aus eigener Erfahrung, dass kein Präsidentenamt für die Ewigkeit ist – weder in St. Moritz noch auf dem Zürichberg.

Thomas Renggli

Verlorener Held

Weshalb sehnt man sich nach Männern wie Steve McQueen, die es nicht mehr geben darf? Neu entdecktes Filmmaterial zeigt, wie der Filmstar und Rennfahrer von der Bahn geriet.

Mark van Huisseling



Unfassbare Coolness: Ikone McQueen.

Von allen grossen Toten der Traumfabrik ist er vielleicht der lebendigste. Seit mehr als vierzig Jahren nicht mehr unter uns, prägt er die Popkultur noch immer: Nick Cave mit Grinderman besingen ihn, Sheryl Crow gab einem Lied seinen Namen, Prefab Sprout, eine britische Popband, einem ganzen Album. Modezeitschriften und Blogs dient der «King of Cool» als Stilvorlage. Und der Autohersteller Ford lässt immer noch neue Steve-McQueen-Editionen, Varianten des Mustangs aus dem Film «Bullitt», vom Band rollen.

Und immer wieder kommen Filme mit nie gezeigten Bildern raus. Der neuste, «Steve McQueen – The Lost Movie», läuft auf Sky Documentaries. Die McQueen-Lieder sind hörens-, die Stiltipps beachtenswert. Und die Vintage-Formel-1-Bilder des «Lost Movie» sehenswert. Mit anderen Worten: Das Leben des Toten ist heute wieder ähnlich filmreif wie

die McQueen-Movie-Stoffe vor fast sechzig Jahren. Was wohl damit zusammenhängt, dass in unserer Zeit der Filmstars mit einheitlich gebleachten Zähnen und Corporate-Identity-tauglichen Lebensläufen die Verführungskraft wilder Männer – starke Raucher, schnelle Fahrer und gefährliche Freunde oder Liebhaber – fast unwiderstehlich ist. Selbst als McQueen-Epigone, so schrieb Kritiker Wolfram Knorr in der *Weltwoche* über Ryan Gosling in dem Film «Drive», spielt man sich heute zum *leading man* hoch.

Sinatra, Newman, Dean, Brando

Es ist die Sehnsucht nach etwas, was der Zeitgeist nicht mehr zu erlauben scheint. Frank Sinatra, Paul Newman, James Dean, Marlon Brando, selbst die grossen Rockstars mit dem Zeug zur Legende – Lou Reed, David Bowie oder Mick Jagger – sind überwiegend tot oder

wenigstens sehr alt. Und das, wofür sie standen, dieser «*walk on the wild side*»-Denn-sie-wissen-nicht-was-sie-tun»-aufgeladene Charme, ist offenbar nur noch im Rückspiegel attraktiv. Das Männerbild hat sich verändert. Heute nimmt niemand mehr das Risiko auf sich, ihren Blick auf Frauen, Umgang mit Alkohol und Drogen, ihre sträfliche Missachtung von komplexen Gefühlen zum Ideal zu erheben. Selbst Don Draper aus der Nuller-Jahre-Serie «*Mad Men*» hat 2021 schon ausgedient.

Und das ist irgendwie gut so. Doch muss auch etwas von der unfassbaren Coolness, von der Maskulinität bleiben, wenn man das «toxisch» abzieht – muss etwas Steve McQueen bleiben. Sein Spiel von Cool, seine Marke überdauert. Wohl auch, weil er voller Widersprüche war. Und eben deshalb umso mehr für den modernen Mann – oder wenigstens die Sehnsucht nach einem solchen – steht.

Der 1930 in Indiana geborene Steven Terrence McQueen hatte eine Vita, die man fürs Kino hätte erfinden können – der Vater verliess die Familie, als der Kleine sechs Monate alt war. Die Mutter war Trinkerin und Kindererziehung nicht ihre Stärke. Steve wuchs bei einem Grossonkel auf, von Zeit zu Zeit auch bei der Mutter und deren jeweiligen Männern in Indianapolis sowie Los Angeles. Einige schlugen ihn, bis er halbstark war und sich Banden angeschlossen hatte – von da an schlug er zurück. Nächster Halt: ein Heim für Schwererziehbare. Von wo er überraschenderweise auf den rechten Weg fand. Oder wenigstens ins Militär, er diente drei Jahre als Mechaniker bei der Marine. Das sei seine Therapie gewesen, soll er später gesagt haben.

Sonst sprach er wenig. Auch darüber, wie man es als Mann ohne Herkunft und Mittel in die damals angesehene Schauspielschule Actors Studio von Lee Strasberg in New York schaffte (ausser: «Per Autostopp, ich war pleite»). Vielleicht wegen seiner blauen Augen oder dank seines Lächelns. Aber egal, *it's showbusiness*, die Legende lebt und strahlt bis heute.

Der endgültige Autorennen-Film

McQueens erste grosse Rolle war dann allerdings keine. Er spielte in der nicht besonders tiefeschürfenden amerikanischen Fernsehserie «Josh» den Namensgeber. Das war 1958. Wer genau hinschaut, erkennt bereits Wesensmerkmale, die ihn in den 1960er und 1970er Jahren zu einem der besten plus bestbezahlten Schauspieler Hollywoods machten: ein vielsagender Schweiger, der gut aussieht, aber kein Schönling ist. Er gefällt Frauen, und auch Männer mögen den ungebundenen, niemandem verpflichteten, echten Kerl. Dazu kam seine lakonische Art, die damals Mode war, Sie wissen schon: Paul Newman, Clint Eastwood. Er war dieser authentische, fehlerhafte Antiheld, bevor es einen Namen dafür gab. Sein Biograf Marshall Terrill beschreibt ihn als komplex: «Er erschuf das Bild eines modernen Action-Helden.» Er habe sich selbst aus Situationen befreit, sich aber am Ende für die gute Sache geopfert und sich um andere gesorgt, obwohl er Einzelkämpfer war. Diesen Widerspruch habe er auf der Leinwand und im Leben verkörpert.

McQueen erkämpfte sich einen Eintrag auf der Landkarte der Filmwelt. Die erfolgreichsten Studios beauftragten Produzenten und Regisseure, ihn für ihre wichtigsten Streifen zu holen. Es begann mit «Die glorreichen Sieben» von 1960, in dem er sich noch hinter Yul Brynner, den damaligen Heman, stellen musste; worauf der spätere superlässige Hund und Stiheld McQueen in einigen Szenen den Kasper macht, damit man ihn wahrnimmt.

Das Rumhampeln lohnte sich. Es folgten Hauptrollen und grosse Nebenrollen in Blockbustern. Noch immer sind Journalisten des Lobes voll für seine Leistungen dieser Zeit:



«Wenn er im Film in ausweglose Situationen gerät, setzt er Hoffnung gegen Hoffnungslosigkeit und gibt dieses Gefühl weiter an den Zuschauer», stand 2020 in der *Neuen Zürcher Zeitung* anlässlich seines vierzigsten Todestags.

Auch privat lief es rund, McQueen war verheiratet mit der schönen Neile Adams, einer philippinischen Schauspielerin und Tänzerin mit amerikanischem Pass, das Paar hatte zwei Kinder. Doch mit dem Erkenntnisgewinn von fünfzig Jahren blickt man heute wohl anders auf diesen Laufbahn-Abschnitt: als Ritt auf dem Rücken eines Biests, bei dem der Reiter kurz davor ist, abgeworfen und, am Boden liegend, gebissen zu werden.

Wer oder was war das Biest? Jasager, Speichellecker und Groupies, die McQueen umlagerten und an Megalomanie erkrankten liessen? Alkohol und verbotene Drogen, die er mochte und in Mengen genoss? Möglich. Mit Sicherheit aber ein Zuviel von zu vielem. Und in der Folge ein Ego, das so gross geworden war, dass es den Star zu Dingen brachte, die dem Schauspieler und Menschen schaden.

Darum geht es in «The Lost Movie» ebenfalls. Mitte der 1960er Jahre, als McQueen Hollywood am kleinen Finger führte, entschied er, jetzt

Wer oder was war das Biest? Jasager, Speichellecker und Groupies, die McQueen umlagerten?

sei endlich Zeit für seine Herzensangelegenheit: den von ihm schon lange geplanten Autorennen-Film, Pardon: den endgültigen Autorennen-Film.

Man begann schleunigst. Denn die einzige Bedingung der finanzierenden Warner Bros. Studios war, mit «Day of the Champion», so der Arbeitstitel, vor dem angekündigten Film der Konkurrenz, «Grand Prix», in die Kinos zu kommen. Gedreht werden sollte im Sommer 1965 auf dem Nürburgring. Nur wie? Hauptdarsteller McQueen weilte auf einem anderen Kontinent und liess eine Deadline nach der anderen platzen. MGM und ihr «Grand Prix» gewannen schliesslich das Rennen.

Die Warner Bros. Studios schrieben die Kosten ab, für McQueen hingegen wurde das Wundenlecken zu einer längeren, komplizierteren und, letztlich, karrierebestimmenden Sache. Anders könnte man kaum erklären, was folgte: ein eher schwieriges *vanity*-Projekt, das wohl nur er verstand. Und in das er sich über Jahre verbiss.

Wie geht man damit um, wenn keiner ein Vorhaben unterstützen will? Menschen mit offenem Geist verstehen es als wohlmeinende Warnung und lassen die Finger davon. Andere, solche mit sehr starkem Ego, halten es mit dem Geisterfahrer, der im Radio hört, dass auf der Autobahn ein Fahrzeug entgegenkomme. Und rufen aus: «Was heisst hier eines? Hunderte.» Er zahlte den Film selbst, produzierte, spielte die Hauptrolle.

«Le Mans», über das 24-Stunden-Rennen von 1970, erschien im Jahr darauf. Oder sechs Jahre nachdem «Day of the Champion» gegen die Wand gefahren worden war. Um etwas Gutes zu schreiben: «Le Mans» ist Steve McQueens ganz eigener Film, sein Vermächtnis durch und durch. Der Erfolg beim breiten Publikum war allerdings schmal (5,5 Millionen Dollar) und konnte nicht die Kosten von 7,6 Millionen Dollar decken.

Abgeschlossenheit von Idaho

Ein Jahr nach diesem beruflichen Tiefpunkt liess sich McQueens Frau Neile von ihm scheiden. Der Grund waren seine Affären und seine Neigung zu Drogen. 1973 heiratete er Ali MacGraw, seit ihrer Rolle in «Love Story» ein Weltstar und bei ihrer Begegnung mit McQueen noch die Frau von Robert Evans, dem Chef der Paramount-Studios. Diesem die Ali auszuspannen, war für McQueen kein Empfehlungsschreiben an die Hollywood-Elite, dennoch bekam er danach noch Hauptrollen in zwei Top-Filmen. Sein Spätwerk, eine Ibsen-Verfilmung und ein brutales Westerndrama, lässt sich mit dem von Elvis vergleichen – seinerzeit als Flop gesehen, postum von Kennern als verdienstvoll befunden.

1977 trennte sich schliesslich auch Ali MacGraw von Steve McQueen. Denn ihr damals 47-jähriger Mann hatte sich einer anderen zugewandt. Dem Modell Barbara Minty, gerade 24 Jahre alt. Die beiden lebten in der Folge abgeschieden auf einer Ranch in Idaho. Mitte 1980 wurde bei ihm – seit früher Jugend starker Raucher und während des Militärdiensts Asbest ausgesetzt – ein Krebsbefall des Brustfells diagnostiziert; in dieser Zeit von Not soll er ausserdem zu Gott gefunden haben, angeblich. «Rennen ist Leben. Der Rest ist Warten», sagte seine Filmfigur in «Le Mans». Sein Warten sollte ein rasches Ende haben. Am 7. November 1980 starb er in einem Spital in Ciudad Juárez an den Folgen eines Herzinfarkts, in Mexiko hatte er nach unüblichen Behandlungsmethoden gegen den Krebs gesucht.

Bitte, was?!

Wie fortschrittlich ist es, wenn Eltern Dreijährige für ihre Geschlechtertheorie vereinnahmen?



Manchmal braucht es nicht viel, damit man sich an seinem morgendlichen Kaffee verschluckt. Eine Schlagzeile reicht. «3-jähriges Transgender-Mädchen versuchte Penis abzuschneiden und geht jetzt mit Rock zur Schule», konnte man neulich beim britischen *Mirror* lesen. Wie die Mutter erzählt, sei es der verzweifelte Versuch ihres «Trans-Kindes» gewesen, sein «wahres Ich» zu sein. Der Vorfall mit ihrem Sohn Logan habe sich vor fünf Jahren ereignet. Sie habe das Kind, das heute auf Bildern mit falschen Wimpern und in Mädchenkleidern posiert, mit der Schere in der Hand und heruntergelassenen Hosen gefunden, bevor es sich verletzen konnte. Da habe sie realisiert, dass ihr Sohn nicht einfach durch eine experimentelle Phase gehe, sondern sich als Mädchen identifiziere. Er habe stets mit Puppen gespielt, sich für Make-up interessiert und es toll gefunden, wie Mutter und Schwester sich kleideten. Für Mama war der Fall klar: Trans-Kind.

Natürlich ist es möglich, dass ein Kind wie Logan tatsächlich transgeschlechtlich ist, sich nicht mit dem Geschlecht identifiziert, das ihm bei der Geburt zugeschrieben wurde – und es wäre auf jeden Fall zu respektieren. Aber mit drei Jahren? Mit drei ist kein Kind der Welt in der Lage, einen Identitätskonflikt bei sich zu erkennen. Es versteht männlich/weiblich doch noch gar nicht. Es hat gerade erst gelernt, wie man selbständig aufs WC geht. Die Hose hoch- und runterzieht. Tausend Worte spricht. Sein Gedächtnis ist noch nicht so entwickelt, dass es Zusammenhänge einordnen kann. Auch seine Identität hat sich noch nicht gebildet. Nur weil ein Junge gerne mit Puppen spielt und Mädchenkleider trägt – wogegen ja überhaupt nichts einzuwenden ist –, ist er noch kein Mädchen. Ob ein Kind an einer Geschlechtsdys-

phorie leidet, lässt sich häufig erst nach langjähriger und bis in die Pubertät reichender Beobachtung mit Hilfe von Kinderpsychologen feststellen.

Die Autorin Abigail Shrier, die sich in ihrem Buch «Irreversible Damage» dem Thema «Transgender und Kinder» gewidmet und dafür mit fünfzig Familien von Jugendlichen gesprochen hat, schreibt: «Wenn man junge Menschen lehrt, dass ihr Geschlecht nichts mit Biologie zu tun hat und dass sie es selbst bestimmen können; wenn man Mädchen sagt, dass sie vielleicht Jungen sind, in einem Mädchenkörper gefangen, stiftet das massive Verwirrung.» Ich kann mir zudem vorstellen, dass Kinder, die seit ihrem dritten Lebensjahr von den Eltern als «Trans» bezeichnet und in dieser Identität bestätigt werden, diese permanent übernehmen, weil sie gar keine andere Option kennen – und in ihrer kindlichen Psyche kein Hinterfragen stattfinden oder kein Spielraum mehr offenbleiben kann für die Möglichkeit, dass es doch nicht so ist. Mit sechs sprach Logan sich laut der Mutter für eine Geschlechtsumwandlung aus.

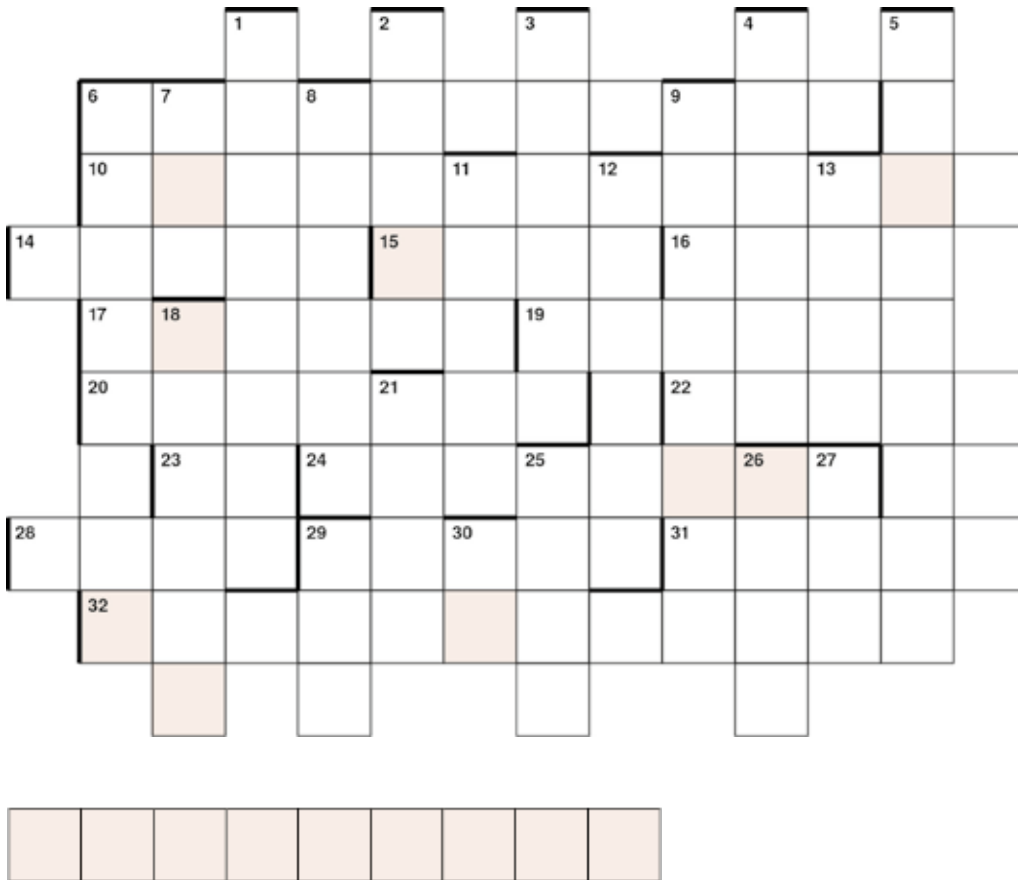
Den Erziehungsstil von Eltern anzuzweifeln, ist bekanntermassen eine schlechte Idee. Sie meinen es ja gut. Es gibt vermehrt und meist jüngere Mütter und Väter, die in Interviews erklären, dass sie ihrem Kind bei der Geburt kein Geschlecht (männlich/weiblich) zugeordnet hätten, weil ja Genitalien nichts über das Geschlecht aussagen würden. Das Geschlecht sei ein «gesellschaftliches Konstrukt». Sie sehen es eher als schädlich und unterdrückend an, liesse man die Kinder nicht über ihr Geschlecht bestimmen. Wie sich jedoch diese ausgefallene Geschlechtertheorie, die von ihren geräuschvollen und

keinen Widerspruch dulgenden Anhängern schleichend zur biologischen Wahrheit umgedeutet wird, insgesamt auf die Psyche von Kindern auswirkt, bleibt offen. Nennen Sie es schräg, aber mir kommt dabei immer die Tierwelt in den Sinn: Es würde ja auch nicht helfen, wenn eine Gazelle ihrem Gazellchen-Nachwuchs sagt: «Du kannst entscheiden, was du sein willst. Vielleicht möchtest du ja ein Löwe sein und schaut mal bei denen vorbei.» *Bad day.*

Dass sich ein kleiner Junge als Mädchen fühlt (oder umgekehrt), ist in der Menschheitsgeschichte ja auch nichts Neues. Es kann zum Beispiel daran liegen, dass er in einem reinen Frauenhaushalt ohne männlichen Einfluss aufwächst; Kinder übernehmen vorgelebte Verhaltensmuster. Der Unterschied liegt darin, dass Eltern früher den wegen ihres Körpers oder Geschlechts verwirrten oder desorientierten Kiddies die Biologie kindgerecht erklärt haben – ohne sie in ihrem Empfinden zu bestärken. Bei den allermeisten geht die Phase irgendwann vorbei. Heute folgt man den Wünschen von Dreijährigen, spricht Nino mit Nina an, man kauft ihm Mädchenkleider und künstliche Wimpern und geht mit einem guten Gefühl ins Bett. Weil man für seine fortschrittliche Haltung ja jetzt überall bewundert wird.

Ich gebe zu, das fällt jetzt unter «sehr gewagte Thesen», aber wäre es eventuell nicht besser, Eltern würden betroffene Kleinkinder psychologisch leiten und sie unterstützen, sodass diese in ihre angeborene Geschlechteridentität hineinfinden, anstatt es ihnen selbst zu überlassen, was sie sein wollen? Aber dann, was weiss ich schon.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Das machen etwa Löcher im Belag mit einem Velorad.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Verheerend schwere Passage im Lied des Lebens. **10** Worin, was wann wo abgeht, steht. **14** Eine wie der bockige Bobesch beim katrigen Mikesch. **15** Verwandlungsveranlassungsverfassung für Dr. Banner. **16** Auf des Wassers Übersteigen von Oberkante Unterlippe folgt ein solcher Untergang. **17** Was passt von dem, was bricht, bei Deutschers deutschem Schlagerschlager. **19** Banal: literal das Tüpfelchen auf dem i. **20** Schwankende Bedenken, die mit den Chips. **22** Zwar nicht von vorne bis hinten, aber klar von hinten bis vorne nicht wahr. **23** Die Quölle fürs ebenso frische Bier befindet sich irgendwo hier. **24** Man bringe, ideologiefrei, Schiiten zur Besinnung. **28** Ist repetiert perinatal im Gebärsaal skandiert, obwohl passend, wohl eher deplatziert. **29** Herr Giger erhielt seinen kleinen güld'nen Mann für seine Mitarbeit daran. **31** Immer wenn über eine Sache Gras gewachsen ist, kommt bekanntlich eines, das alles wieder runterfrisst. **32** Sie ist geschäftlich weder un- noch vollbeschäftigt.

Senkrecht — **1** Daraus wird etwas locker vom Hocker respektive aus dem Sattel spontan getan. **2** Die Ant-, ein griechischstämmiges Bestimmungswort, ist ein Bestimmungswort. **3** Ge- oder zerbrechlich und doch endlich sehr beweglich. **4** Ein blasser Schimmer vielleicht, der einen leise beschleicht. **5** Zu ungeraten umstellbare Arten von Geschäftsstellen. **6** Gibt in etwa an, wie lang Samen von Saaten, bis sie mit Spriessen starten, so warten. **7** Bei Römisch-Katholischen leitet dieses Latein-Style-Heil der heiligen Mater Anrufung ein. **8** Blutarmut im nahen Westen. **9** Das ist ziemlich offensichtlich eine falsche Behauptung. **11** Die «Memeotypin» will sofort den Vorgesetzten sprechen. **12** Hormoneller Hungerhemmer. **13** Ein Damm, eindämmen or Damen zugetane Dame. **18** Die Steppenstepper, sind sie auch ein bisschen mehr als waren, waren mal und sind nicht mehr. **21** Vetter- oder wirtschaftlich verflochtenes Geflecht. **25** Gibt mit einem Wann dran an, wann Andauerndes begann. **26** Gnadenlos mühevoll, wie das Leben eben. **27** Damit teilt ein Netzler einem andern mit, dass, was der andre mit ihm teilte, mehr ist als er wissen wollte/sollte. **29** Eine traumhafte Last auf der Brust. **30** Über kurz oder lang, wenn überhaupt.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 735



Waagrecht — **5** IMPERSONATOR: engl. Imitator **12** IAIO (yayo): span. Opa **13** LIBERAL **15** HERSTELLERIN **16** [RATIO]N **19** GUERTEL **21** LESBE **22** SAFT: Anagramm von «fast» **23** (KL)OAK(en): engl. Eiche **24** Buntes TREIBEN **25** EHRT(!) **26** HEIRESS: engl. Erbin **27** «ROMEO und Julia auf dem Dorfe» von Gottfried Keller **29** [IN][AKT][IV]: IV = röm. Vier **30** No es ASUNTO tuyo: span. Ist nicht deine Angelegenheit (das geht dich nichts an).

Senkrecht — **1** BROT **2** SOLL(wert) **3** Ein Schweinchen namens BABE: der Film **4** MORITATEN **5** INHALTE **6** MIETERIN: Anagramm von «Eremitin» **7** PARISER **8** Auf EIS liegen **9** SUESSES oder Saures: an Halloween **10** NILUFER **11** TERROR **14** ANEKDOTE **17** OBJEKT **18** NEBST **19** [GA][NOVE]: ital. otto, nove, dieci = acht, neun, zehn **20** ETHOS, Pathos und Logos **28** Ene, mene, MUH ...

Lösungswort — **PIRATENSENDER**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



NO TIME TO DIE © Danjaq and MGM. NO TIME TO DIE, 007 and related James Bond labels © 1992-2021 Danjaq Ltd. WGA.
NO TIME TO DIE, 007 and related James Bond trademarks are trademarks of Danjaq. All rights reserved.



**NO
TIME
TO
DIE**

NUR IM KINO

JAMES BOND'S CHOICE

Auf den Spuren eines geheimnisvollen Bösewichts stellt sich Bond seiner neuesten Mission in *No Time To Die* mit der OMEGA Seamaster Diver 300M am Handgelenk. Dieser **007** Zeitmesser im leichten Titandesign ist jederzeit einsatzbereit, mit einem Höchstmass an Präzision und Antimagnetismus, auf das man sich dank Master Chronometer Zertifizierung immer verlassen kann.

**Ω
OMEGA**